·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·KONRAD·BURDACH·

Aus Leipzigs Vergangenheit

Aus

Leipzigs Vergangenheit

Gesammelte Aufsätze

von

Gustav Wustmann

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1885

BURDACH

DD 901
L55W9
v. 1

Vorwort.

Dieſe kleinen, bisher zerſtreut und zum Teil ohne meinen Namen gedruckten Arbeiten einmal zu einem Bande zu vereinigen, bin ich oft gemahnt worden. Hoffentlich hat es der Verleger nicht zu bereuen, daß er ſo bereitwillig ſeine Hand dazu geboten.

Die von Hauſe aus ſehr verſchiedene Behandlungsart der einzelnen Aufſätze nachträglich auszugleichen, habe ich keinen Verſuch gemacht, ſie ſind im weſentlichen wieder ſo abgedruckt wie das erſtemal; doch habe ich es nicht an Nachträgen und Verbeſſerungen fehlen laſſen und alle Wiederholungen, an denen bei den zahlreichen Berührungspunkten der einzelnen Themata unter einander kein Mangel war, beſeitigt. Ein paar Aufſätze waren übrigens bisher noch ungedruckt.

Die typographiſchen Verzierungen, mit denen der Verleger den Druck geſchmückt hat — viel zu reich für das anſpruchsloſe Buch —, ſind von dem Direktor der Leipziger

T46279

Kunſtakademie, Herrn Prof. L. Nieper, gezeichnet und von Schülern der Akademie in Holz geſchnitten worden.

Möchte es dem Buche gelingen, die gegenwärtig doch recht engen Kreiſe Leipzigs, die ſich ernſtlich für die geſchichtliche Vergangenheit ihrer Stadt intereſſiren, ein wenig zu erweitern.

Pfingſten 1885. G. W.

Inhalt.

	Seite
Aus der Baugeſchichte Leipzigs	1
Luther in Leipzig	34
Cranachs Sterbender im Leipziger Muſeum	102
Hans Krell der Fürſtenmaler	120
Die Leipziger Goldſchmiede Hans Reinhart d. Ae. und d. J.	135
Kunſt und Künſtler Leipzigs in der Barockzeit	161
Verbotene Bücher	194
Dodsley und Compagnie	236
Das Stammbuch eines Leipziger Studenten	250
Goethiana	266
Die Leipziger Stadtmuſikanten	311
Vom Thomaskantorat	334
Der Bürgermeiſter Müller	348
Das Roſenthal	384
Lauchſtädt. Ein Modebad der Leipziger im 18. Jahrhundert	427

Aus der Baugeſchichte Leipzigs.

Wenn ein Fremder, der die Geſchichte Leipzigs nicht kennt, zufällig einen Blick thäte in einen Band des Leipziger Adreßbuches aus dem vorigen Jahrhundert — und etwas ähnliches wie ein Adreßbuch giebt es in Leipzig ſchon ſeit 1701: das „Jetzt lebende Leipzig“ —, ſo würde er höchlich erſtaunen über die große Zahl von Baumeiſtern, welche die Stadt damals gehabt hat. Was mögen dieſe Leute alle zu bauen gehabt haben? würde er fragen. Und wie kommt es, daß die allgemeine Kunſtgeſchichte von keinem einzigen dieſer Baumeiſter Notiz genommen hat? — Sie hatten eben nichts zu bauen, ſondern führten den Namen Baumeiſter nur als einen ſchönen Titel. Die Ehrenſtellen nämlich, zu denen ein Leipziger Bürger früher im Regimente der Stadt aufſteigen konnte, waren die eines Ratsverwandten, eines Baumeiſters und eines Bürgermeiſters; ſo hatte man die römiſchen Titel senator, aedilis und

consul übersetzt. Das Ratskollegium bestand seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts aus sechsunddreißig Mitgliedern in drei Abteilungen, und zu jeder Abteilung gehörten zwei Baumeister und ein Bürgermeister. Die Baumeister hatten allerdings die Aufsicht zu führen über die öffentlichen Gebäude der Stadt und deren Benutzung und Verwertung, leiteten auch die Neubauten, welche die Stadt aufführen ließ; aber an architektonische Aufgaben war dabei nicht zu denken. Der wirkliche Stadtbaumeister war im siebzehnten und noch im achtzehnten Jahrhundert der Obervogt, dem der Ratsmäurer und der Ratszimmermann zur Seite standen. Über jene Titularbaumeister aber bemerkt die in Form eines Wörterbuchs verfaßte Spottschrift „Leipzig im Profil" (1799) mit einem unverkennbaren Seitenhieb auf die öffentlichen Gebäude der Stadt: „Baumeister. Eine obrigkeitliche Person. Von Baukunst oder Bauwesen ist die Rede gar nicht."

In der That bietet die ältere Baugeschichte Leipzigs, wenn man sich nicht auf den engen ortsgeschichtlichen, sondern auf einen weiteren kunstgeschichtlichen Standpunkt stellen will, nur ein mäßiges Interesse. Leipzig steht zwar auswärts in dem Rufe, jederzeit eine außerordentlich reiche Stadt gewesen zu sein. Der unermüdliche Wohlthätigkeitssinn und die stets bereite Gastfreundschaft seiner Bürger haben ihm diesen Ruf eingetragen. Doch ist er sehr cum grano salis zu nehmen. Es hat schon im sechzehnten und dann wieder im achtzehnten Jahrhundert namentlich im Handelsstande Leipzigs nicht an reichen und dabei kunstsinnigen Männern gefehlt, an die uns noch heute mancher stattliche Privatbau des alten Leipzigs erinnert. Die Stadt als solche aber, fort und fort heimgesucht von Kriegsdrangsalen — im fünfzehnten Jahrhundert in den Fehden der Wettiner, im sechzehnten im schmalkaldischen Kriege, im siebzehnten im dreißigjährigen Kriege, im achtzehnten in den Krie-

gen Friedrichs des Großen, im neunzehnten in den Befreiungskriegen —, hat jederzeit Ursache gehabt mit ihren Mitteln möglichst haushälterisch umzugehen, und alle ihre älteren öffentlichen Bauten spiegeln diese Lage deutlich wieder. Zu jenem edeln Luxus, der im Laufe des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts selbst in zahlreichen kleineren deutschen Städten so herrliche Denkmäler bürgerlichen Gemeinsinns geschaffen, hat sich Leipzig, da es immer nur das Notwendige und Zweckmäßige ins Auge fassen durfte, nie versteigen können.

Und doch — wer hätte nicht das „alte Leipzig" lieb, wenn er jemals mit offenen Augen und kundigen Blicken durch seine Straßen, Gassen und Höfe gewandert? Nicht ohne Wehmut sieht der Freund der alten Zeit eines nach dem andern von den Denkmälern früherer Jahrhunderte verschwinden und neuen Schöpfungen Platz machen. Wie weniges verhältnismäßig ist aus dem sechzehnten Jahrhundert noch übrig! Wie vieles, das erst das achtzehnte geschaffen, ist allein im Laufe der letzten Jahre zerstört worden! Und das schmerzlichste steht noch bevor: auch die Tage des ehrwürdigen Rathauses, der schmucken Börse sind gezählt; einem großartigen Rathausneubau soll über kurz oder lang ein ganzes Häuserviereck der innern, alten Stadt zum Opfer fallen.

Die folgenden Seiten enthalten einen Überblick über die ältere Baugeschichte Leipzigs, der vielleicht auch außerhalb Leipzigs manchem willkommen sein wird. Lockt doch die alte Universitäts-, Meß- und Buchhandelsstadt alljährlich tausende aus allen Teilen Deutschlands in ihre Mauern, und wenn man freilich von Bauwerken eigentlich nicht reden und schreiben sollte ohne Abbildungen, so ist in diesem Falle doch wohl darauf zu rechnen, daß den meisten die Erinnerung an einst gesehenes ein wenig zu Hilfe komme.

Leipzig ist, wie bekannt, slavischen Ursprungs, die Stadt wie ihr Name. Das slavische Lipzk — zu deutsch: Lindicht — soll am Nordwestrande der heutigen Stadt, nahe beim Zusammenflusse der Parthe und der Pleiße, gelegen haben. Dort wurde auch im zehnten Jahrhundert, als die Deutschen kolonisirend vordrangen und die Slaven von ihnen verdrängt oder unterworfen wurden, zum Schutze gegen slavische Überfälle, vielleicht durch König Heinrich selbst, eine Befestigung angelegt, deren bewaffnete Insassen nicht zur Stadtgemeinde zählten. Noch heute wird im Volksmunde die Gegend am Eingange der Pfaffendorfer Straße als „alte Burg" bezeichnet. Die neuen deutschen Ansiedler aber faßten südöstlich von dem slavischen Dorfe festen Fuß auf dem höher gelegenen Boden, auf dem sie sich vor Überschwemmungen sicher fühlten. Der heutige Markt und, bei weiterer Ausbreitung, die erste von den Deutschen erbaute Kirche, die Nikolaikirche, und ihre nächste Umgebung bilden den ältesten Kern des deutschen Leipzigs. Ohne Zweifel war diese neue Ansiedlung befestigt, denn schon in der frühesten urkundlichen Erwähnung aus dem Jahre 1015 wird Leipzig als urbs, als feste Stadt bezeichnet. Zwei Jahre später, 1017, wird die Nikolaikirche zum erstenmale genannt. Übrigens war Leipzig damals freie Reichsstadt, stand aber unter dem Meißner Markgrafen, dem die Landesverwaltung vom Kaiser übertragen war. Der Stadtbrief Leipzigs, die älteste Urkunde der Stadt selbst, ist von dem Markgrafen Otto dem Reichen um das Jahr 1160 ausgestellt.

Zur weiteren Ausdehnung der Stadt hat die Kirche viel beigetragen. Eine wichtige Erweiterung erfuhr sie unter Ottos Sohn, dem Markgrafen Dietrich dem „Bedrängten": dieser stiftete 1212, „um seine und der Seinigen Sündenlast aufzuheben," das Thomaskloster mit Kirche und Schule und über-

gab die reiche Stiftung den Augustiner Chorherren. Wenige Jahre darauf, 1216, kam es zu Zwistigkeiten zwischen der Stadt und dem Markgrafen, der trotz seiner frommen Stiftung ein harter und böswilliger Fürst war; ein demütigender Vertrag, zu dem er genötigt wurde, stachelte seine Rachsucht an, er überrumpelte Leipzig mit Hilfe Kaiser Friedrichs II., zerstörte die Mauern und ließ innerhalb der Stadt drei kleine Zwingburgen aufführen: die eine gegen das nachmalige rannische oder Ranstädter Thor hin auf dem Barfüßerberge, die zweite am spätern grimmischen Thore, die dritte ungefähr an der Stelle, wo nachmals die Pleißenburg erbaut wurde. Aber nur einer von diesen Burgen, der dritten, war längere Dauer beschieden. Die am grimmischen Thore wurde schon 1224, drei Jahre nach Dietrichs Tode, wieder geschleift, und an ihrer Stelle erbauten von 1229 bis 1240 die Dominikaner, die sich inzwischen in Leipzig niedergelassen hatten, das dem Apostel Paulus gewidmete Pauler- oder Pauliner-Kloster mit der Kirche, und bald darauf, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wurde auch die gegen das Ranstädter Thor hin erbaute Feste niedergelegt und der Boden den eingewanderten Franziskaner Barfüßern zur Erbauung eines Klosters mit Kirche überlassen. Doch schon im dreizehnten Jahrhundert waren die bisher genannten Kirchen: die Nikolai-, die Thomas-, die Pauliner- und die Barfüßerkirche, nicht die einzigen der Stadt. Draußen, im heutigen Naundörfchen, stand die kleine Jakobskirche, um die Mitte des elften Jahrhunderts von Erfurt aus durch Schottenmönche gegründet; ein Ableger der Nikolaikirche war die Peterskirche, die schon 1213 genannt wird — nicht zu reden von kleineren Kapellen, wie der Katharinenkapelle auf der noch heute an sie erinnernden Katharinenstraße oder der Georgenkapelle in dem vor der

Pleißenburg nach der Nonnenmühle zu gelegenen Kloster der Georgennonnen. Ende des dreizehnten Jahrhunderts kam dazu noch die kleine Johanniskirche in dem damals neu gestifteten Hospital für Aussätzige, dem „Siechenhof zu St. Johannes."

Die Stadt selbst trug damals noch ein durchaus landwirtschaftliches Gepräge. Die meisten Einwohner waren Ackerbürger, und dem entsprechend bildeten die städtischen Grundstücke am Markt und in den Hauptstraßen stattliche Höfe mit Wohnhäusern, Scheunen, Ställen und Vorratsräumen. Daneben waren, namentlich in den die Hauptstraßen verbindenden Quergassen, kleine Miethäuser entstanden, in denen die Handwerker ihr Gewerbe trieben. Erweitert wurde die Stadt nach der an der Nordseite gelegenen sumpfigen Niederung, dem „Brühl" hin, der in langjähriger Arbeit allmählich trocken gelegt und bebaut wurde. Den zerstörten Festungsgürtel der Stadt soll 1237 Markgraf Heinrich der Erlauchte wieder hergestellt haben.

Von diesem mittelalterlichen Leipzig sind heute nur noch wenige Reste erhalten. Möglich, ja wahrscheinlich, daß von den Burgen Markgraf Dietrichs hie und da noch Fundamente im Boden liegen (bei den Ausgrabungen für die Heizungsanlagen der Neukirche 1879 will man auf die Grundmauern des alten Kastells gestoßen sein), das Gebäude der Universitätsbibliothek mit seinem freskengeschmückten Kreuzgange war ein Teil des Dominikanerklosters, in den geistlichen Häusern an der Neukirche sind Überbleibsel des Franziskanerklosters erhalten, und bei einem Umbau des Rathaussaales 1863 sollen zierliche Pfeilerchen von dem alten Rathause des vierzehnten Jahrhunderts zutage gekommen sein. Von den Kirchen jener Zeit aber steht nur eine noch, die Paulinerkirche, und auch

diese in wesentlich veränderter Gestalt; die andern alle sind verschwunden oder am Ende des fünfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts durch Neubauten ersetzt worden: die Thomaskirche von 1482 bis 1496, die Barfüßerkirche von 1494 bis 1501, die Peterskirche 1507 und die folgenden Jahre, die Nikolaikirche von 1513 bis 1525. Die Reihenfolge dieser Neubauten ist charakteristisch; sie zeigt, wer die meisten Mittel hatte: die Klöster gingen voran, die Stadt folgte nach, die Hauptpfarrkirche, die Nikolaikirche, kam zuletzt an die Reihe, nachdem die Stadt infolge des Aufblühens ihrer durch fürstliche Privilegien geschützten Messen schon zu größerm Wohlstande gekommen und ihr ursprünglich landwirtschaftlicher Charakter mehr dem einer Handelsstadt gewichen war. Aber auch hier reichten, wie die aufgegebenen Türme zeigen, die Mittel schließlich nicht mehr aus. Sonst hören wir wenig von städtischen Bauten aus dieser Zeit: 1474 erhielt das kleine Rathaus am Markte einen Turm, 1481 wurde das Gewandhaus für die Tuchhändler, in demselben Jahre das daranstoßende Zeughaus für die Waffenvorräte der Stadt erbaut; 1511 entstand die Nikolaischule neben der Nikolaikirche, die erste städtische Schule, die der Rat der Klosterschule zu St. Thomas gegenüberstellte; von Zeit zu Zeit wurden auch die Zwingermauern und Festungstürme der Stadt vervollständigt. Inzwischen aber hatte im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts ein neuer Faktor in die Bauthätigkeit Leipzigs mit eingegriffen: die 1409 unter Markgraf Friedrich dem Streitbaren gestiftete Universität. Die Stiftungsurkunde schenkte der Universität zwei Kollegienhäuser, die nach dem fürstlichen Geber den Namen Fürstenkollegien erhielten. Das große Fürstenkollegium, 1429 vollendet, stand an der Stelle der heutigen, 1834 erbauten Buchhändlerbörse. Das kleine Fürstenkollegium, ursprünglich auf der Petersstraße

gelegen, wurde 1456 gegen ein Gebäude an der Ecke der Ritterstraße und des Eselsplatzes vertauscht, das seit 1825 ebenfalls abgebrochen ist. Ein drittes Kollegium aber, das zwischen den beiden andern lag, steht noch, das neue oder wegen seines traditionellen roten Anstrichs das „Rote Kolleg" genannt. Und zwar steht es auf dem Platze des ehemaligen Ratsmarstalles, an den noch der Name der Ritterstraße erinnern soll. Auf Veranlassung Herzog Georgs verlegte der Rat zu Anfang des sechzehnten Jahrhunders seinen Marstall nach dem Neumarkt, überließ den Platz der Universität und erbaute selbst von 1502 bis 1513 das große Hintergebäude, worauf die Universität 1517 das Vordergebäude an der Ritterstraße hinzufügte.

Auch diese Bauten aus dem Ende des fünfzehnten und dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, also kunstwissenschaftlich gesprochen aus der Zeit der Spätgothik, bieten kein großes architektonisches Interesse; es sind samt und sonders schlichte, handwerksmäßige, völlig schmucklose Bauwerke. Merkwürdig ist es und wiederum ein Zeichen von den reichen Mitteln des Thomasklosters, daß in einer Stadt, deren ältere Bauweise sonst nur den Fachwerk- und Backsteinbau kennt, die ganze Südseite der Thomaskirche, deren rein gothische Formen neuerdings aus den störenden Anhängseln späterer Zeit wieder herausgeschält worden sind, vollen Quaderbau aus Zeitzer Sandstein zeigt. Die Nikolaikirche hat in ihren Mauern teils Bruchstein-, teils Ziegelverband; die Werkstücken aber sind aus dem schönen roten Stein gehauen, der schon seit dem zehnten Jahrhundert bei Rochlitz an der Mulde gebrochen wurde: „stehet wohl im Wetter, hält im Brande und währet im Wasser" rühmt eine alte Bergchronik von ihm. Die Paulinerkirche endlich, die älteste von allen, soll aus glasirten

Ziegeln erbaut, und selbst die Dienste der Pfeiler, die Pfosten der Fenster aus geformter Ziegelerde hergestellt sein, wie denn auch die am Paulinerkloster ehemals entlang führende Stadtmauer — an der Stelle des heutigen Augusteums — ganz aus glasirten Ziegeln errichtet und mit bunten, selbst mit vergoldeten Ornamenten, Löwenköpfen und dergleichen verziert gewesen sein soll. Leider ist auch die Paulinerkirche nicht nur, wie alle andern Kirchen, durch spätere Einbauten entstellt, sondern auch arg verstümmelt. Der Chor, der früher an der Ostseite — am heutigen Augustusplatze — vorsprang, wurde 1519 wohl den Festungswerken zuliebe abgeschnitten, und der Lettner, die pergula, wie er in einer alten lateinischen Beschreibung genannt wird, wurde 1543 ausgebrochen, als nach der Einführung der Reformation in Leipzig das Dominikanerkloster aufgehoben und von Herzog Moritz der Universität geschenkt wurde. Zwei im sechzehnten Jahrhundert an der Nordseite, nach der grimmischen Gasse zu, angebaute Grabkapellen mit hohen Ziergiebeln sind erst in unserm Jahrhundert wieder verschwunden; auf Abbildungen der Kirche aus der Zeit der Völkerschlacht sind sie noch zu sehen.

Ein wesentlich anziehenderes Bild bietet schon die Periode der Renaissance in Leipzig dar. Wer vermöchte sich die Stadt ohne den dicken, behäbigen Turm ihrer Pleißenburg und ohne ihr altersgraues, giebelgekröntes Rathaus zu denken? Beide Bauten, die mit der ganzen Physiognomie Leipzigs unzertrennlich verwachsen zu sein scheinen, sind in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts entstanden.

Zu derselben Zeit, wo der Neubau der Nikolaikirche vollendet wurde, hatte bereits die Renaissance von Schwaben und Franken aus ihre ersten Vorboten nach Sachsen geschickt. Sie tritt zuerst im sächsischen Erzgebirge auf: an der von 1499

bis 1525 erbauten Annenkirche in Annaberg, deren konstruktive Teile von rein gothischen Formen sind, zeigen die ornamentalen Details bereits eine Mischung von gothischen und Renaissancemotiven. Das früheste in Leipzig nachweisbare Gebäude, das Renaissancespuren verriet, war das im Jahre 1871 abgebrochene Haus am Eingange der Hainstraße, die „Goldne Schlange," später „Barthels Hof" genannt. Glücklicherweise hat man die Pietät geübt, den obern Teil der Fassade an der Hofseite des Neubaues Stein für Stein wieder aufzuführen, und so wird der merkwürdige Erker dieses Hauses, der selbst in Lübkes „Geschichte der deutschen Renaissance" abgebildet worden ist, hoffentlich noch für weitere drei Jahrhunderte erhalten bleiben. An „Barthels Hof" sieht man deutlich den Übergangsstil. Während am „Roten Kolleg" mit seinen hübschen Sternbogenfenstern (1517) noch keine Spur von Renaissanceelementen zu entdecken ist, tritt hier sechs Jahre später zum erstenmale die neue Bauweise schüchtern hervor. Gothisch ist noch die Anordnung der Fenster, die tiefkanellirten Fensterumrahmungen mit ihren feinen, am Fuße ornamentirten Rundstäben, gothisch die sich kreuzenden Rippen an der Auskragung des Erkers und das Maßwerk an der Brüstung der untersten Fenster, gothisch auch die geschweiften Spitzbogen an den Fenstern des Giebels und das polygone Türmchen, welches ihn bekrönt; dagegen wagt sich in den Laubgewinden und den Balusterſäulchen, welche in naiver Weise vor das Maßwerk der untersten Brüstung gestellt sind, der neue Stil zuerst ans Licht. Die kleine Loggia, die den Erker oben abschließt, und die gedrückten Voluten auf den Absätzen des Giebels stammen von einer Restauration aus dem Jahre 1660.

So verschieden auch das Gesicht ist, welches die Renaissance in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zeigt, so

hat sie doch einen gemeinsamen Grundzug: sie hat auf deutschem Boden weit mehr die Schmuckformen als die Baulieder ergriffen und umgestaltet. In Leipzig ist dies besonders auffällig. Die Leipziger Renaissance ist eigentlich nie aus der mittelalterlichen Bauweise herausgekommen, und der Ausdruck „neugothisch," mit dem man sie vielfach im vorigen Jahrhundert bezeichnete, ist für Leipzig vollkommen zutreffend. Die hohen Giebel an den Fassaden wurden bis ans Ende des siebzehnten Jahrhunderts beibehalten. Häufig wurden kleine Giebel, bloße Ziergiebel, an den der Straße zugekehrten Langseiten der Häuser zu zweien oder dreien vor das Dach gesetzt. An die Stelle des Spitzbogens trat an den Thüren überall der Rundbogen, an den Fenstern horizontaler Abschluß. Ungemein beliebt waren die Erker, die sich bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein fortpflanzen und erst in der Zopfzeit verschwinden. Die sogenannten Überhänge, die übereinander vorspringenden Stockwerke, wurden in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wenn nicht ganz verboten, so doch beschränkt. Im Leipziger Ratsbuche von 1559 findet sich die merkwürdige baupolizeiliche Vorschrift: „Den Zimmerleuten ist angezeigt worden, daß sie an keinem neuen Gebäu, das sie richten, ohne des Rats Vorbewußt Überhäng machen sollen, bei des Rats ernster Straf. Wolf Hase, Zimmermann, soll den obersten Überhang an dem Gebäude, so er Georgen Schmieder zur gulden Gans [auf der Hainstraße] gerichtet, wieder abthun, auch auf Erforderung sich wieder einstellen und die Strafe, so ihm auferlegt werden wird, geben, daß er wider beschehen Verbot den Überhang gemacht hat." Was das Baumaterial betrifft, so kennt auch die Renaissance in Leipzig nur verputzte Backsteinbauten; Fenster- und Thüreinfassungen, Säulen und Pilaster, Simse und Friese wurden in der Regel

aus dem ſchon erwähnten roten Stein gearbeitet. Die Rochlitzer Steinmetzen ſind es geweſen, die an der Leipziger Renaiſſance das beſte gethan haben. Die Fenſterumrahmungen mit ihren Hohlkehlen und Rundſtäben, die Thüreinfaſſungen mit ihren mannichfach verzierten Bogen, ihren Niſchen und Sitzſteinen, die Simſe und Liſenen, durch welche die abgetreppten Giebel ſenkrecht und wagerecht gegliedert, die s- und c-förmigen Voluten, von denen die einzelnen Stufen eingefaßt, die Kugeln und Granaten, die Becher und Blumen, von denen ſie flankirt werden, ſie ſind es, die dieſen Bauwerken ihren Reiz verleihen. Übrigens hat es auch nicht an bunten Faſſaden gefehlt. Das berühmte Städtebuch von Braun und Hohenberg vom Jahre 1572 beſchreibt Leipzig als eine Stadt „mit großen ſteinen Häuſern, ſo alle einwendig mit Brettern betaflet, auswendig aber mit gar kunſtreichen und luſtigen Gemälds gebauet und ausgeputzet," und auf einem Kupferſtich vom Jahre 1593, der die Hinrichtung von vier Rädelsführern des Leibziger Calviniſtenaufruhrs auf dem Marktplatze darſtellt, zeigt das zweite Haus links vom Salzgäßchen unter jeder Fenſterreihe der oberen Stockwerke einen gemalten Fries.

Von noch erhaltenen Gebäuden gehören der geſchilderten Periode an: Auerbachs Hof, 1530 und die folgenden Jahre von Dr. Heinrich Stromer von Auerbach gebaut, das alte Amthaus an der Ecke des Thomaskirchhofs und der Kloſtergaſſe (1534), der Thomasturm (1537), die Pleißenburg (1549 bis 1569), die alte Waage und der Nikolaiturm (1555), das Rathaus (1556), das Polizeigebäude am Naſchmarkte mit dem Burgkeller (1572), das „Fürſtenhaus" auf der grimmiſchen Straße (1575), die Pfarrhäuſer an der Thomaskirche (1582), die Johanniskirche (1584) u. a. (Das Kramerhaus, das gewöhnlich auch für eine Schöpfung des ſechzehnten Jahr-

hunderts gilt, ist erst nach 1654 erbaut und 1692 um ein Geschoß erhöht worden.)

Im Zusammenhange mit den wichtigsten dieser Bauten tritt uns zum erstenmale in der Baugeschichte Leipzigs die greifbare Persönlichkeit eines Baumeisters entgegen, dessen Namen selbst die allgemeine Geschichte der Baukunst einer Erwähnung in ihren Blättern gewürdigt hat: Hieronymus Lotter. Er stammte aus Nürnberg, der Stadt, die im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts zahlreiche Kaufleute, Handwerker und Künstler an Leipzig abgegeben hat, und war 1498 geboren. Sein Vater war Kaufmann in Nürnberg, siedelte aber, als Hieronymus noch ein Knabe war, nach Annaberg über, kam also dort zu einer Zeit an, wo der Bau der erwähnten Annaberger Kirche in vollem Gange war, und von dort aus gelangte der junge Lotter um 1522 nach Leipzig. Hier erhielt er 1533 das Bürgerrecht, kam bald zu Wohlstand und Ansehen, erwarb mannichfachen Grundbesitz und wurde 1549 in den Rat, 1555 zum erstenmale zum Bürgermeister gewählt.

Wir dürfen uns Lotter nicht als einen Baumeister von Profession vorstellen. Er war Kaufmann, daneben aber, wie der Leipziger Chronist Zacharias Schneider ganz richtig schreibt, „ein in der Architektur und Baukunst wohlerfahrener und geübter Mann." Über seine Thätigkeit als Baumeister besitzen wir einen höchst merkwürdigen, von ihm selbst herrührenden Bericht. Als sich im Jahre 1573 eine Ausbesserung am Rathausturme notwendig machte, ließ Lotter, der in diesem Jahre zum siebenten und letztenmale das Bürgermeisteramt verwaltete, eine Urkunde über seine damals von ihm als abgeschlossen betrachtete Bauthätigkeit im Turmknopfe niederlegen. In diesem Schriftstück erzählt er:

Es hat mich Kurfürſt Moritz die Zeit ſeiner Regierung zu einem Baumeiſter alhie zu Leipzigk über das Schloß Pleißenburg gemacht. Do hab ich mit meiner eignen Hand als ein verordneter Baumeiſter den erſten Stein in Gründen gelegt, und das ohn einigen Beiſtand, außerhalb der Werkleut gar auferbauet. Darnach hab ich die Henkersbaſteien gleichergeſtalt auch aus dem Grunde bis in die Höhe aufgebauet und an der Feſtung vor allen Thoren viel Mauerwerks vorbracht, das alte Rathaus laſſen einreißen und zum Teil die alten Gründe und etzlich Mauerwerk zu Hülf genommen und aus habenden Befehl eines Erbarn Rats ſolch Rathaus, wie es itzt ſtehet, in neun Monat, daß ſolches wieder zu bewohnen geweſt, gar auserbauet, daß alſo mir zwei Jahr aneinander das Burgermeiſteramt zu verwalten auferlegt worden iſt. Zudem ſo hab ich zu Beförderung gemeiner Stadt ein alt eingefallen ſteinern Gebäude, im Brühl gelegen, die Gründe und das alte Mauerwerk zu Hülfe genommen und ein ſtattlich Kornhaus, wie vor Augen ſtehet, erbauet, auf den zweien Türmen an S. Niklaskirchen zu einer Wache ein Stück Turms in die Höhe aufbauen laſſen, mit Wohnung, daß ſich ein Wächter zu behelfen, und noch bei dem Ranniſchen Thor eine gemeine ſteinerne Badſtuben innerhalb der Stadt gebaut, und dieſelbe laſſen gewelben, daß ſolch Gewelb kein Treufen oder Feuchtigkeit von ſich gegeben; dergleichen andere Städt umbher dermaßen gebauet, daß zuvorn nit geweſt, und hab nach meinem Vermögen alſo gemeiner Stadt mit ſolchen Gebäuden zu Notdurft helfen zieren. Und über das alles, ſo hat Kurfürſt Auguſtus die Zeit ſeiner Regierung mir auferlegt, daß ich das großmächtige Haus und Schloß die Auguſtusburg, ſo zuvor der Schellenberg geneunt worden, einreißen und wieder aufbauen ſolle, und ob ich mich meines hohen obliegenden

Alters halber des in Unterthänigkeit entschuldiget, und daß es in meinem Vermögen nit wäre, so hab ich doch damit nit können verschont bleiben und dasselb, außerhalb der Werkleut, ohne einigen Beistand mit großer, unerträglicher Mühe und Bestellung in vier Jahren, welches sich der minder Zahl im einundsiebenzigisten geendet, vorbracht und das zu bewohnen gar ausgebaut. Darob ich in meinem Alter, als ich sechsundsiebenzigk Jahr alt worden, gar unvermöglich worden und gleichwohl das Burgermeisteramt anno dreiundsiebenzigk wieder annehmen und verwalten müssen. Das zeig ich nit umb Ruhms willen an, sondern daß solches nach meinem Tod meinen Kindern umb ihres Vaters willen zu Ehren und gutem gereichen möchte. Das hab ich also in diesen Knopf, neben andern Schriften und Gedächtnissen, verwahrlich bringen wollen. Das geschehen ist den 14. Septembris des funfzehenhundertunddreiundsiebenzigsten Jahrs ꝛc. Jeronimus Lotter der Älter, Burgermeister scr.

Von den Bauwerken, die Lotter hier aufzählt, sind zwei nicht mehr vorhanden, das Getreidemagazin und das Stadtbad. Das erstere, 1545 erbaut, lag am Ostende des Brühl. Es hat nur 155 Jahre gestanden; im Jahre 1700 wurde es abgetragen und an seine Stelle das Zucht- und Waisenhaus zu St. Georg erbaut, das nun auch schon wieder beseitigt ist und der Kreditanstalt Platz gemacht hat. Die Baderei, 1555 bis 1558 entstanden, bildete die Ecke der großen Fleischergasse nach dem Ranstädter Thore zu; die Badeeinrichtung hat bis 1785 bestanden, das Haus selbst hat 1827 einem Neubau weichen müssen.

Die Thätigkeit Lotters an den Leipziger Festungsbauten beginnt 1549 und läßt sich von da an durch zwei Jahrzehnte verfolgen. Die alten Mauern und Türme, darunter der mäch-

tige Henkersturm, am Ausgange der heutigen Universitätsstraße, hatten 1547 im schmalkaldischen Kriege bei der Belagerung Leipzigs durch Kurfürst Johann Friedrich stark gelitten; die noch seit Markgraf Dietrichs Zeiten stehende Pleißenburg war teilweise geradezu in einen Haufen zusammengeschossen worden. Daher nahm 1548 der nunmehrige Kurfürst Moritz, der schon im Jahre vor der Belagerung mit einer Erneuerung und Erweiterung der Festungswerke begonnen hatte, diese Pläne wieder auf, ließ das alte Schloß vollends abbrechen, mehrere neue Basteien erbauen, und 1549 wurde der Neubau der Pleißenburg in Angriff genommen. Die Leitung des Baues wurde Lotter übertragen.

Von diesen Festungswerken sind heute wenigstens noch die Henkersbastei und Teile der Pleißenburg nebst der davor liegenden Bastei erhalten. Auf der Henkersbastei, die ursprünglich nach dem zerstörten Henkersturm genannt, später in Moritzbastei umgetauft wurde, steht seit dem Anfange unsers Jahrhunderts die erste Bürgerschule. Man sieht noch die alte Zwingermauer mit dem kurfürstlichen Wappen, wenn man vom Museum aus den hinter der Bürgerschule vorbeiführenden Promenadenweg einschlägt. Von der ehemaligen Beschaffenheit der Pleißenburg ist heute nur schwer noch eine Vorstellung zu gewinnen; sie ist im Laufe der Zeit durch allerhand auf- und angeflickte Neubauten bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet worden. Am ehesten verschafft man sich noch im Hofe ein Bild von der ursprünglichen Anlage. Im wesentlichen setzte sich die Pleißenburg aus drei Hauptgebäuden zusammen, die in ihrer Grundform ein gleichschenkliges, rechtwinkliges Dreieck bildeten. Die Hypotenuse, der innern Stadt zugekehrt, bestand aus einem mächtigen vierstöckigen Mittelgebäude, dem sogenannten „Trotzer," und zwei einstöckigen

Seitengebäuden. Die beiden Katheten, von gleicher Höhe wie die Seitenflügel des „Trotzers," vereinigen sich an der Spitze in dem gewaltigen, kreisrunden Turme, vor welchem noch eine Bastei liegt, während hinter ihm ein Vorbau mit einer durch einen Erker abgestumpften Kante in den Hof vorspringt. Am besten ist die eine Kathete, der südliche Flügel, erhalten. Auf dem westlichen wurde 1843 das jetzige Kunstakademiegebäude errichtet, auf die Bastei setzte man 1838 eine Kaserne, die, aus einem westlichen und einem südlichen Flügel bestehend, den untern Teil des Turmes und ein beträchtliches Stück der dahinter liegenden Schloßflügel verdeckt; 1871 wurde die Länge beider Kasernenflügel verdoppelt und endlich 1875 auch der Mittelbau des „Trotzers" bis auf das gewaltige Erdgeschoß abgetragen und über dem ganzen Trotzer hin ein Kasernenbau aufgeführt. Auch der Turm hat im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mannichfache Umbauten erfahren, den bedeutendsten, als 1787 bis 1790 der obere, schmälere Teil desselben zu einer Sternwarte hergerichtet wurde.

Nachdem fast ein Jahrzehnt an den Verteidigungswerken der Stadt gearbeitet worden war, begann man in den fünfziger Jahren, nach dem Passauer Vertrage und nach dem Augsburger Religionsfrieden, auch wieder an Werke des Friedens zu denken. Damals, 1555 bis 1556, entstanden die städtischen Bauten, deren Ausführung Lotter leitete.

Was den Nikolaiturm betrifft, so befremdet auf den ersten Blick der Ausdruck, den Lotter selbst davon braucht, wenn er sagt, er habe „auf den zweien Türmen an St. Niclaskirchen ein Stück Turms in die Höhe bauen lassen." Der Ausdruck entspricht aber doch der Sache. Die Fassade der Nikolaikirche war ursprünglich jedenfalls nach romanischer Art auf zwei Türme mit dazwischenstehendem Giebel angelegt.

Lotter baute den mittleren Turm; da dieser aber nicht von Grund aus aufgeführt, sondern auf die nach innen gekehrten Umfassungsmauern der beiden Seitentürme gesetzt wurde, so sagt er ganz richtig, er habe „ein Stück Turms" gebaut.

Endlich das Rathaus. Es wurde im Sommer 1556 an Stelle des alten kleinen, ganz baufällig gewordenen Hauses erbaut und der Bau so rasch gefördert, daß die fremden Kaufleute, die zur Ostermesse den Beginn des Neubaues mit angesehen, als sie zur Michaelismesse wiederkehrten, „über so unverhofften Fortgang fast erstarret" waren, wie es in J. J. Vogels „Annalen" heißt. Diese schnellen Fortschritte erklären sich dadurch, daß Lotter von dem alten Bau die Fundamente und einen Teil des Erdgeschosses stehen lassen und wieder verwenden konnte. Und noch etwas andres erklärt sich daraus: die unsymmetrische Anlage des Rathauses; von den sechs Giebeln, die vor das Dach gestellt sind, liegen ja zwei zur Linken, vier zur Rechten des Turmes. Das alte Rathaus war eben beträchtlich kürzer gewesen und hatte seinen Turm in der Mitte gehabt, Lotter benutzte aber auch die Fundamente des alten Turmes wieder. Übrigens giebt auch das Rathaus jetzt von seiner ehemaligen Beschaffenheit nur eine unvollkommene Vorstellung. Zwischen je zwei Giebeln erhob sich anfänglich ein hoher, die Giebel weit überragender Schornstein, am Turme ist die obere Partie im Jahre 1744 erneuert worden, und am Erdgeschoß lief an der Marktseite ursprünglich eine Kolonnade auf geschweiften Säulchen hin, die „Bühnen," die jetzt durch die vorgebauten Kaufläden verdrängt sind. Was aber das wichtigste ist: die Verhältnisse des Baues sind in empfindlicher Weise gestört worden. Jedermann hat den Eindruck, als ob das Rathaus ein Stück in den Erdboden eingesunken wäre, und das ist es in der That, nämlich dadurch, daß das

Niveau des Marktes im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts erhöht worden ist. Zur Flur des Rathausdurchganges, die jetzt zu ebner Erde liegt, führte ursprünglich eine Treppe, und in die Kaufgewölbe, die erst zu ebner Erde lagen, muß man jetzt mehrere Stufen hinabsteigen. Daher auch der auffällige Umstand, daß die vorgebauten Läden die Fenster des Erdgeschosses, die natürlich ehemals freilagen, jetzt zum größten Teile verdecken. Die stattlichen, mit reicher Steinmetzarbeit verzierten Kamine im großen Saale stammen nicht aus Lotters Zeit; sie sind, wie die schon stark barocken Formen zeigen, erst Ende des sechzehnten oder Anfang des siebzehnten Jahrhunderts angebracht worden. Der Saal wurde vielfach im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, wo es sonst in der Stadt an einem größeren Festraume fehlte, als Speise- und Tanzsaal benutzt. Bei Anwesenheit fürstlicher Personen wurden Bankets hier abgehalten, der Rat veranstaltete hier seine „Kollationen," an Feiertagen tanzten hier die Handwerksgesellen, und mit Erlaubnis des Rates zogen nicht selten auch die Hochzeitsgäste vornehmer Familien, wenn das Mahl im bürgerlichen Hause vorüber war, „ufs Rathaus tanzen." An diese Verwendung des Saales erinnert noch das kleine, säulengetragene Orchester an der einen Schmalseite, der „Pfeiferstuhl," wie man es damals nannte; dort saßen die Stadtpfeifer und spielten zum Tanze auf.

Die Perle unter den Renaissancebauten Leipzigs rührt nicht von Lotter her: das „Fürstenhaus" auf der grimmischen Straße, ein Privathaus, das sich 1575 der Leipziger Ratsherr Dr. Georg Roth erbaute und das seit 1648 im Besitz der Universität ist. Den Namen „Fürstenhaus" hat es erst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhalten, nachdem wiederholt auswärtige Prinzen, die sich studirens halber in Leipzig aufhielten, darin gewohnt

hatten. Im Vergleich zum Rathause zeigt das Fürstenhaus bei aller Einfachheit unleugbar eine größere Feinheit der Behandlung, und was dem Gebäude den größten Reiz verleiht, das sind die beiden runden Erkertürme, von denen die Fassade flankirt wird, an Reichtum und fein erwogener Gliederung der Ornamentik wahre Prachtstücke der Steinmetzarbeit. Die Wappen und Porträts an den Brüstungen der Fenster, die mannichfach verzierten Pfeilerchen zwischen den Fenstern, über ihnen die Cartouchen mit den Inschriften — alles fügt sich zum schönsten Ganzen zusammen. Der Verfertiger dieser Erker war der Leipziger Steinmetz Paul Widemann; die Anfangsbuchstaben seines Namens sind, sein Steinmetzzeichen umgebend, an dem an der Universitätsstraße befindlichen Erker noch deutlich zu sehen.

Lotters Leben fand einen traurigen, fast tragischen Abschluß. 1567, während er noch mit dem Turmbau der Pleißenburg beschäftigt war, drängte Kurfürst August den alten Mann dazu, noch den Bau eines großen Jagdschlosses auf dem Schellenberg im Erzgebirge zu übernehmen, welches zur Erinnerung an die eben vom Kurfürsten siegreich beendigten Grumbachschen Händel errichtet werden sollte. Lotter weigerte sich anfangs, weil er sich selber sagte, daß er der Durchführung dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen sein würde, ließ sich aber schließlich überreden, um sich die Gnade seines Fürsten zu bewahren Die Folge war: er verscherzte sich diese Gnade. Er leitete den Bau der Augustusburg vier Jahr lang, von 1568 bis 1572 und hat ihn, kann man sagen, eigentlich beendet. Während des Baues aber kam es zwischen ihm und dem Kurfürsten, dem das Werk zu langsame Fortschritte machte und schließlich auch zu viel Geld kostete, zum Zwiespalt, und am letzten Ende wurde die Leitung Lotter abgenommen und einem italienischen Festungsbaumeister, der kurz zuvor in kursächsische Dienste ge-

treten war, ſpäter in brandenburgiſche Dienſte ging, Roch von Linar, übertragen. Aber nicht nur, daß ihm dieſe Demütigung bereitet wurde, er hatte ſogar einen Teil ſeines Vermögens bei dem Bau zugeſetzt, der ihm nie zurückerſtattet wurde, und da er gleichzeitig durch verunglückte bergmänniſche Unternehmungen bei dem Städtchen Geyer im Erzgebirge große Verluſte erlitten hatte, ſo hat er, der ehemals reiche und angeſehene Leipziger Bürger- und Baumeiſter, die letzten Jahre ſeines Lebens in gedrückten Verhältniſſen in Geyer zugebracht, wo er 1580 als 82jähriger Greis ſtarb.

Im ſiebzehnten Jahrhundert, während des dreißigjährigen Krieges, kam die Bauluſt begreiflicherweiſe auch in Leipzig ins Stocken, und auch nach dem Friedensſchluſſe verging noch einige Zeit, bis ſie wieder erwachte. Gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts aber entwickelte die Stadt wieder eine lebhafte Bauthätigkeit, die dann auch durch die ganze erſte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts anhielt. Vor allem dachte man an die Wiederherſtellung der Kirchen. Schon 1663 begann man die Nikolaikirche, 1671 die Thomaskirche, 1698 die Barfüßerkirche, 1710 die Peterskirche zu reſtauriren; ſie alle hatten bei den wiederholten Belagerungen der Stadt gelitten, die beiden letztern hatten über anderthalb Jahrhunderte, ſeit Einführung der Reformation in Leipzig öde geſtanden und waren ſchließlich zu höchſt profanen Zwecken benutzt worden, die Barfüßerkirche zu einer Blaufarbenniederlage, die Peterskirche zu einer Kalkhütte. Die Univerſität ſchloß 1710 mit einer Renovation der Paulinerkirche ſich an. Die Barfüßerkirche und die Peterskirche waren vollſtändig vermögenslos. Man ſchaffte die Baukoſten, indem man einen ähnlichen Weg einſchlug wie in unſern Tagen bei der Erbauung des neuen Konzerthauſes: man gab Anteilſcheine aus auf Kapellen, Begräbniſſe und Kirchenſtühle.

Für eine Kapelle bezahlte der Abonnent 500 Thaler, wofür sie in den erblichen Besitz seiner direkten Nachkommen überging. Das Ergebnis war so glänzend — die Zeichnungen für die Barfüßerkirche ergaben über 46000 Gulden, der Bau aber kostete gerade die Hälfte —, daß beide Kirchen, die vor ihrer Erneuerung nicht einen Pfennig besaßen, nach derselben bedeutende Summen kapitalisiren konnten und so den Grund zu ihrem späteren Vermögen legten. Zu gleicher Zeit aber entstanden zahlreiche Neubauten. Von 1678 bis 1683 wurde die Börse auf dem Naschmarkte errichtet, von 1679 bis 1703 die sämtlichen vier an der Pleiße liegenden Mühlen der Stadt von Grund aus neu erbaut, 1701 entstand das Georgenhaus im Brühl, das im Laufe der nächsten Jahrzehnte wiederholte Erweiterungsbauten erfuhr, 1717 wurde auf Anregung des Kurfürsten das Reithaus erbaut, 1721 abermals die Thomaskirche erneuert und durch ein Vermächtnis des verstorbenen Bürgermeisters Born mit einem prächtigen Altar versehen, 1723 die Petersstraße durch den stattlichen Petersthorbau abgeschlossen, 1731 wurde der obere Teil des Nikolaikirchturms neu gebaut, 1732 schaffte man der Thomasschule ein neues Haus, 1740 wurde mit dem Neubau des Gewandhauses begonnen, um für die Ratsbibliothek Raum zu schaffen, 1744 wurde der Rathausturm in seinem obern Teile erneuert, 1746 bis 1748 erhielt die Johanniskirche ihren Turm. Auf Straßen und Plätzen der Stadt erhoben sich schmucke Zierbrunnen, während auch der schon aus dem sechzehnten Jahrhundert stammende statuengeschmückte „Goldne Brunnen" auf dem Markte am Eingange des Salzgäßchens erneuert und wieder über und über vergoldet wurde.

Weit überboten aber noch wurde diese Bauthätigkeit durch die Privatarchitektur, die namentlich seit dem Anfange des acht-

zehnten Jahrhunderts einen glänzenden Aufschwung nahm. Eine Anzahl in den letzten Jahrzehnten reich gewordener Kaufleute errichteten sich teils in der Stadt neue, prächtige Wohnhäuser, teils legten sie in den Vorstädten großartige Gärten mit Wohngebäuden, Lusthäusern, Pavillons, Wasserkünsten und Statuen an. Die „Große Feuerkugel" (1695), das Romanussche, später Dufoursche Haus an der Ecke der Katharinenstraße und des Brühl (1701), die drei Hohmannschen Häuser am Markte (1700), auf der Katharinenstraße (1717) und auf der Petersstraße (1729), Schöpfungen des reichen, später zum Grafen von Hohenthal erhobenen Bankiers Peter Hohmann, das Apelsche Haus am Markte (1705, als regelmäßiges Absteigequartier des Dresdner Hofes „Königshaus" genannt), das Schachersche Haus auf der Katharinenstraße (1717), das Schelhafersche auf der Klostergasse (1717, jetzt Hotel de Saxe), der „Helm" (1717, später Hotel de Prusse), „Kochs Hof," 1735—39 von dem Kaufmann Michael Koch erbaut, das Richtersche Haus am Eingang in die Gerbergasse (1744), Haugks Haus auf der Petersstraße (1749 bis 1750), das „Kloster" (1753 bis 1754), der „Kurprinz" (1754) — sie alle sind vom Ende des siebzehnten bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hin erbaut worden. Und schlagen wir in dem alten, schönen Hohmannschen Atlas den Plan von Leipzig vom Jahre 1749 auf, so sehen wir fast die ganze Stadt umgeben von großen Gartenanlagen, unter denen die bedeutendsten die beiden Gärten der Gebrüder Bose waren, der „großbosische," der fast das ganze Areal zwischen der heutigen Johannisgasse und Sternwartenstraße einnahm, von Caspar Bose angelegt, der „kleinbosische" hinter der Barfußmühle, eine Schöpfung seines jüngern Bruders Georg Bose, links davon der in Fächerform sich aus-

breitende Apelſche Garten, ſpäter Reichels Garten genannt, rechts der Richterſche, ſpäter Gerhardſche Garten.

Als jedoch dieſe ganze reiche Bauthätigkeit begann, da knüpfte man nur teilweiſe noch da wieder an, wo man Jahrzehnte früher abgebrochen hatte. Wenn auch die am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts neu entſtandenen Privatbauten noch an den Formen des mittelalterlichen Hauſes feſthielten — an „Deutrichs Hof" z. B. auf der Nikolaiſtraße, einem der intereſſanteſten Leipziger Wohnhäuſer jener Zeit, bauen ſich die drei antiken Säulenordnungen noch an der altüberlieferten hohen Giebelfaſſade auf —, im allgemeinen war doch die deutſche Bauweiſe jetzt durch eine zweite Strömung, die im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts von Welſchland hereingekommen war, völlig umgeſtaltet worden. Welch ein Abſtand zwiſchen dem ebengenannten Privathauſe und der etwa gleichzeitig entſtandenen Börſe mit ihrem flachen, von einer Baluſtrade umzogenen und ſtatuengeſchmückten Dache, ihren ſchlanken ioniſchen, mit Laubgewinden gefüllten Pilaſtern! Da ſtehen wir mit einem Schlage mitten drin in der Barockarchitektur.

Während wir für die Geſchichte der deutſchen Renaiſſance ſeit 1873 die bahnbrechende Darſtellung von W. Lübke haben, die ſchon zu einer Fülle von Spezialſtudien Anlaß gegeben hat, ſoll die Geſchichte der deutſchen Barockarchitektur noch geſchrieben werden. Iſt es doch wenig über ein Jahrzehnt, daß die deutſche Kunſtwiſſenſchaft die drei Abſtufungen derſelben, die ſich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts nach und aus einander entwickelt haben und die von den Franzoſen in den drei Stilarten Louis XIV., Louis XV. und Louis XVI. jederzeit ſtreng auseinander gehalten worden ſind: die eigentliche Barockarchitektur, das Rococo und den Zopf, von einander

scheiden gelernt hat. Albert von Zahn gebührt das Verdienst, durch seine epochemachende Studie in der Zeitschrift für bildende Kunst: „Barock, Rococo und Zopf" (Bd. 8, 1873) ein für allemal auf diesem Gebiete Licht und Ordnung geschaffen zu haben.

Die Frage: Wer mögen die Baumeister der Leipziger Barockbauten, die Schöpfer der prächtigen Gärten jener Zeit gewesen sein? ist nicht leicht zu beantworten. Eigentliche Architekten lassen sich außer dem Ratsbaumeister im damaligen Leipzig nicht nachweisen. Möglich, daß unter den Mathematici und Zeichenmeistern, oder wie sie später gruppirt waren, den Mathematici und Mechanici, welche die Leipziger Adreßkalender jener Zeit nennen, auch einzelne Baumeister sich verstecken. Mit den Mathematikern hingen ja nicht bloß die Mechaniker und Optiker, die chemischen Laboranten und die Zahnkünstler, sondern auch die Architekten zusammen; die Baukunst erscheint als ein Zweig der Mathematik. 1717 zum Beispiel steht unter den Mathematici ein Friedrich Hüffner mit dem Zusatze: „ist sonderlich in Architectura civili berühmt"; auch der Obervogt Johann Gottfried Schmiedlein, der den Bibliothekssaal auf dem Gewandhause und den Johanniskirchturm entworfen hat und dem auch einzelne der genannten Privatgebäude zugeschrieben werden, steht 1732 unter den Mathematici und Zeichenmeistern. Ohne Zweifel war auch Kenntnis der Architektur vielfach durch Reisen und Studium unter den Vornehmen als Liebhaberei verbreitet, und es ist garnicht unwahrscheinlich, daß die Bauherren oft selbst die Pläne entworfen und aufgezeichnet hatten, welche die Baugewerken dann nur ausführten. Selbst öffentliche Gebäude entstanden auf diese Weise. Dilettirende Architekten waren zum Beispiel die Gebrüder Bose. Georg entwarf als Ratsherr 1700 eigen-

händig die Pläne zu dem neu zu erbauenden Georgenhause. Die Schöpfungen Caspar Boses aber zeigen, daß man dazu doch auch auswärtige Kräfte herbeizog.

Wie die Renaissance, so zeigt auch die Barockarchitektur überall auf deutschem Boden ein andres Gesicht; hier überwiegen direkte italienische, da französische, dort holländische Einflüsse. Eine Hauptquelle der Leipziger Barockbauten ist nicht weit zu suchen: sie liegt offenbar in Dresden, der Stadt, die der prachtliebende König Friedrich August I. damals, dem französischen Hofe nacheifernd, zu einem der glänzendsten deutschen Fürstensitze umgestaltete. Mit dem Elbsandstein, der jetzt den Rochlitzer Stein verdrängte — er wurde bis nach Strehlen auf dem Wasser, von da zu Wagen nach Leipzig gebracht —, kam auch die reiche und schwungvolle Ornamentik der Barockbauten aus der sächsischen Residenz nach Leipzig: die verkröpften Säulen und Pfeiler an den Portalen, die geschweiften Giebel und Austritte darüber mit den gelagerten mythologischen und allegorischen Figuren, die Köpfe und Büsten, die Muscheln nnd Cartouchen, die Blumen- und Fruchtschnüre. Insbesondre sind zum Beispiel die hübschen Baldachine über den Fenstern in „Kochs Hof," die quastengeschmückten Lambrequins, welche in „Hohmanns Hof" auf der Petersstraße unter allen Fensterreihen herniederhängen, die üppigen, blumengefüllten Vasen über manchen Portalen und Giebeln Beispiele jener Übertragungen einer festlich heitern Saaldekoration auf die Außenseite des Hauses, welche die merkwürdigste Eigentümlichkeit des Dresdner Zwingers bildet. Von dem imposantesten Barockbau Leipzigs, dem von dem Bürgermeister Dr. Franz Conrad Romanus erbauten Eckhause der Katharinenstraße und des Brühls mit seinen mächtigen, vom Erdgeschoß bis unter das Dach reichenden, drei Stockwerke einschließenden Pi-

lastern wissen wir, daß es ein Dresdner Maurermeister namens Fuchs entworfen und gebaut hat. Es giebt eine gestochene Abbildung des Hauses aus dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts; darauf heißt es: „Man wollte ihn ohne vorhero gemachten Riß oder Meisterstück, wie es bei den Handwerkern gebräuchlich, nicht in die Innung nehmen, er ließ sich aber darauf nicht ein, wollte weder Riß noch Modell verfertigen, sondern machte sich anheischig, ein Meisterstück in natura darzustellen, brachte es auch durch seine hohen Gönner zustande, und bauete dieses Haus, wodurch er alle seine kollegialischen Feinde stumm machte."

Viel wichtiger aber als die dekorative Pracht und Mannichfaltigkeit ist die völlige Umgestaltung der Raumverhältnisse, welche die Barockarchitektur brachte. Die kleinen, engen Zimmer, die gedrückten Stockwerke, die niedrigen Fenster und Thüren, mit denen man noch im siebzehnten Jahrhundert an Fürstenhöfen wie in Bürgerhäusern sich beholfen hatte, werden durch weitere, höhere, hellere und luftigere Räume mit hohen Fenstern und Thüren verdrängt. Für die fürstliche Architektur, den Schloßbau, kam diese Umwandlung aus Frankreich, von dem Hofe zu Versailles; für die bürgerliche Architektur aber kam sie aus Holland: von dem wohlhabenden holländischen Bürgerhause ist diese Umgestaltung ausgegangen. Über diese Thatsache, welche die Kunstgeschichte erst gleichsam wieder hat entdecken müssen, war man sich im vorigen Jahrhundert vollständig klar. Von den Leipziger Gärten jener Zeit sagten die Zeitgenossen selbst, sie seien im „französisch-holländischen" Geschmack angelegt. Der französische Oberst Guibert, ein bekannter Kriegsschriftsteller, der 1773 Deutschland bereiste, um die Schlachtfelder des siebenjährigen Krieges zu besichtigen, schrieb in Leipzig in sein Tagebuch: „Leipzig ist nicht groß, aber

die Straßen ſind ſchön, die Häuſer hoch und gut gebaut. Der holländiſche Geſchmack herrſcht im Bauſtile, er hat alles angeſteckt in den deutſchen Städten, beſonders in den handeltreibenden.“ Das Grundbuch der deutſchen Architekten am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war Nikolaus Goldmanns „Anweiſung zur Zivilbaukunſt,“ die der Braunſchweiger Architekt Leonhard Chriſtoph Sturm ans Goldmanns Nachlaß herausgegeben hatte. Sie erſchien zuerſt 1696 in Wolfenbüttel „bei Caſpar Bismarcks ſel. nachgelaſſener Wittib.“ Goldmann aber, 1623 in Breslau geboren, hatte in Leyden gelehrt und war 1665 dort geſtorben. Für die Leipziger Baugeſchichte von beſonderm Intereſſe iſt nun der Umſtand, daß Sturm zu den Gebrüdern Boſe in freundſchaftlichen Beziehungen ſtand. Sturm war es, der Ende der achtziger Jahre für Caſpar Boſe den „großboſiſchen“ Garten vor dem grimmiſchen Thore anlegte mit einem „auf italiäniſche Art gebaueten Palatium“; der jüngere Bruder, Georg Boſe ließ auf ſeine Koſten das Werk Goldmanns, welches bis dahin nur in Abſchriften verbreitet worden war, drucken. Die Vorrede gedenkt dankend ſeiner Liberalität und rühmt ihn als einen Mann, der zwar „von Studieren niemals Profeſſion gemacht, aber durch Hilfe ſeines ungemeinen Ingenii, vieler Converſation mit gelehrten Leuten, ſeines unverdroſſenen, auf Erlernung der Mathematik angewendeten Fleißes und einer ſteten Übung in Ausdenkung neuer Erfindungen ſich ein ſo vollkommenes Judicium erworben, daß er darin viel Gelehrten es, wo nicht bevor, wenigſtens gleich thun kann.“

Von einer Architektur des Rococo kann eigentlich nicht die Rede ſein. Das Rococo kommt in der Dekoration, vor allem in der Innendekoration, zum Ausdruck, während die Bauformen in dieſer Zeit dieſelben bleiben wie in der Barockzeit. Doch begegnen die weichen, zierlichen Rococoſchnörkel,

die zuerſt unter den Händen der Stuckateure entſtanden und bald von den Tiſchlern und Steinmetzen, ja ſelbſt von den Schloſſern nachgeahmt wurden, oft genug auch an der Außenſeite der Häuſer, zum Beiſpiel als Füllungen der Fenſterbrüſtungen. Ein prachtvoller Rococoraum ſollte der von 1740 an von Schmiedlein auf das alte Gewandhaus aufgebaute Ratsbibliothekſaal werden. Unter andern war eine reiche Stuckdecke in Vorſchlag gebracht, ſie wurde aber ſchließlich wegen mangelnder Mittel nicht ausgeführt, und als die Bibliothek im Jahre 1756 bezogen wurde, war das Innere des Gebäudes genau ſo kahl und nüchtern wie das Äußere. Nur das mächtige dreithorige eiſerne Gitter, welches das Atrium vom Hauptſaal trennt, ein Meiſterwerk Leipziger Schloſſerkunſt, läßt ahnen, wie reich das Ganze geplant war.

Den Zeitgenoſſen kam die Umwälzung, welche die Barockzeit in die Bauweiſe brachte, vollſtändig zum Bewußtſein. Man bildete die neuen Häuſer als beſondre Sehenswürdigkeiten ab. Ein Amſterdamer Kunſthändler, Peter Schenck, der alle Leipziger Meſſen mit ſeinen zahlreichen Kupferwerken beſuchte, ließ ſich in den zwanziger Jahren von einem Leipziger Kupferſtecher ſechzehn Proſpekte von den Leipziger Neubauten ſtechen und brachte die Abdrücke auf der Meſſe in den Handel. Da nehmen ſich freilich die kleinen ärmlichen Häuschen aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert ſeltſam genug aus neben den hohen, reichverzierten Barockbauten. Auch in der zeitgenöſſiſchen Lokallitteratur ſpiegelt der Umſchwung ſich wieder. Jccanders Beſchreibung von Leipzig vom Jahre 1725 zählt die wichtigſten der neu entſtandenen Privatgebäude auf und ſagt, es ſei in Leipzig „keine Straße zu finden, allwo nicht ſechs, acht und zehn Häuſer anzutreffen, welche bei Paſſagiers wegen ihrer Struktur eine Verwunderung cauſiren, wie denn

auch sogar viele italiänische, französische und andre Baumeister nach Leipzig kommen, nach solchen Kunstgebäuden sich umzusehen und deren Risse sich bekannt zu machen." Die 1728 erschienene Schrift „Verbessertes Leipzig," verfaßt von Anton Weiz, dem damaligen Observator der Ratsbibliothek, rühmt, daß im Laufe der letzten dreißig Jahre „sowohl in als vor der Stadt in allen Gassen eine ziemliche Menge Privatgebäude und vortreffliche Paläste gebaut worden, mit herrlich ausmeublirten Zimmern, deren die meisten capable sind, Fürsten und große Herren nach Standesgebühr zu accomodiren." Und der dänische Justizrat Willebrand aus Glückstadt, der in den fünfziger Jahren in Deutschland reiste, versteigt sich in seinen Reisebriefen sogar zu dem Satze: „Wenn ich mich des Modewortes bedienen darf, so ist Leipzig ganz Palast. Kehren Sie sich also nicht daran, daß man die kostbaren Romanische, Hohmannische, Apelische Gebände Häuser nennt. Dergleichen Paläste halten eine ganze Stadt an Familien in sich: sie sind fünf, sechs und sieben Stockwerke hoch, und in den obersten sind noch Stuben und Gemächer von mehr als bürgerlicher Pracht." Am Ende der Rococozeit vollends, als die Zahl der Neubauten immer größer geworden war, muß die Stadt jenen Gesteinbildungen geglichen haben, bei denen infolge vulkanischer Wirkungen zwei grundverschiedene Formationen durcheinander geschoben sind. Wer mit jugendlichem Enthusiasmus wie der sechzehnjährige Student Goethe die Stadt betrat, hatte nur für das Neue ein Auge. Mit Entzücken erzählt er noch im Alter in „Dichtung und Wahrheit," welchen großartigen Eindruck die architektonische Erscheinung Leipzigs auf ihn gemacht habe. Kritischere Gemüter, wie sie in der üppig wuchernden Pasquillitteratur der achtziger und neunziger Jahre sich Luft machten, sahen nur das häßliche Durchein-

ander. In der Schmähschrift „Tableau von Leipzig" vom Jahre 1783 heißt es: „Es ist ein Mischmasch von großen und kleinen das Auge beleidigenden Häusern. Neben dem besten Hause in der besten Straße stößt man auf ein Hüttchen, das einer kleinen Bauerschenke nicht unähnlich sieht. Am Eingange der Petersstraße vom Markte her, in der Hainstraße und grimmischen Gasse findet man Beweise. Die einzige Katharinenstraße leidet eine Ausnahme. Sonst sehe man den Brühl, die Reichs-, die Ritterstraße, diese kann nur ein von niedrigem Dörfchen die Mauern und Thore einer Stadt zum erstenmale begrüßender Landknabe schön nennen."

Der Zopfstil, dieser schwächliche, soll man sagen Ausläufer des Barockstils oder Vorläufer der klassizistischen Periode — beides ist richtig —, hat in Leipzig einen seiner wichtigsten Vertreter überhaupt gehabt: Adam Friedrich Oeser, der 1764 an die, nach dem Ende des siebenjährigen Krieges, neugegründete Leipziger Kunstakademie von Dresden aus als Direktor geschickt worden war. Oeser war in Dresden eng mit Winckelmann befreundet gewesen, der das ganze Barock- und Rococowesen leidenschaftlich bekämpfte und begeistert die Rückkehr zu der „edeln Einfalt und stillen Größe" der hellenischen Kunst predigte, und bemühte sich, die Lehren Winckelmanns in die Praxis umzusetzen. Leider geschah dies in jener unzulänglichen Art, die ihren antikisirenden Anwandlungen vollauf genügt zu haben meinte, wenn sie an einen kanellirten Säulenstumpf ein Medaillon mit einer flatternden Schleife gehängt, in ein Giebelfeld eine flache, rosenumwundene Urne oder lorberbekränzte Lyra geklebt und an einer kahlen, von zahllosen Fenstern durchbrochenen Wandfläche ein Paar dünne Pilaster und einen armseligen Palmetten- oder Mäanderfries angebracht hatte. Der Baumeister, in dessen Schöpfungen der Zopfstil in

Leipzig zum Ausdruck kommt oder kam, war Johann Friedrich Dauthe, anfänglich unter Oeser Lehrer der Baukunst an der Leipziger Akademie, später zum Baudirektor des Leipziger Rates berufen. Als dritter im Bunde aber ist zu nennen der Bürgermeister Leipzigs in den letzten beiden Dezennien des vorigen Jahrhunderts, Karl Wilhelm Müller, ein aufgeklärter, vielseitig gebildeter, litterarisch und künstlerisch angeregter Mann, der sich mit allerhand Fortschrittsideen und Verschönerungsplänen trug und vieles davon auch zur Ausführung brachte. Diese drei, Oeser, Dauthe und Müller, haben dem Kunstleben Leipzigs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts seine Signatur gegeben. Dauthe war der Erbauer des Georgenhausflügels nach dem Schwanenteiche (1790), der ersten Bürgerschule (1796 bis 1804) und des Löhrschen Hauses, dem alten Theater gegenüber (1772); das letztere ist nicht ohne Reiz, namentlich an der Gartenseite, wo zwei Pavillons vorspringen, die ein von zwanzig dorischen Säulen getragener Balkon verbindet. Recht eigentlich das gemeinschaftliche Werk der genannten drei aber und die klassische Leistung des Zopfstiles in Leipzig ist die große Renovation der Nikolaikirche, die von 1785 bis 1796 ausgeführt wurde. Die große Masse der Zeitgenossen war entzückt über diese Leistung. Man nannte die Kirche „die prächtige," und alles drängte sich zu ihrem Besuche. Daneben erhoben sich freilich schon damals auch abweichende Stimmen, die scharfe Kritik übten und den Ausdruck „Verschönerung der Nikolaikirche" nur mit Anführungszeichen schreiben wollten.

Die Renovation der Nikolaikirche ist das letzte Beispiel jener in gewissem Sinne beneidenswerten Naivität früherer Jahrhunderte, welche ihren Baustil für den allein wahren, schönen und berechtigten hielt und diesen ohne die leisesten

Bedenken an die Bauwerke älterer Stilweiſen anfügte. Mit dem Erwachen des kunſtgeſchichtlichen Sinnes und dem Beginn des kunſtgeſchichtlichen Studiums am Anfange dieſes Jahrhunderts, von dem Augenblicke an, wo man anfing, ein Wort wie „gothiſch“ nicht mehr — ſo wie es Leſſing noch überall thut — als Schmähwort für alles angeblich veraltete, ſondern zur Bezeichnung einer beſtimmten kunſtgeſchichtlichen Periode zu brauchen, mußte jene Naivität unwiderbringlich verloren gehen. Die alten Bilder, die man 1785 aus der Nikolaikirche beſeitigt, und aus denen ſich der Türmer inzwiſchen Taubenſchläge zuſammengezimmert hatte, wurden 1813 in ihrem Verſteck wieder aufgeſtöbert, gereinigt nnd wieder hergeſtellt, und heute füllen ſie das „altdeutſche“ Zimmer des Leipziger Muſeums.

Luther in Leipzig.

Den letzten äußern Anlaß vor der Lutherfeier des Jahres 1883, sich eingehender mit der Geschichte der Beziehungen Luthers zu der Stadt Leipzig und mit der Geschichte ihrer Schicksale in der Reformationszeit zu beschäftigen, bot das dreihundertjährige Jubiläum der Einführung der Reformation in Leipzig im Jahre 1839. Aber fast alles, was damals über den Gegenstand gesprochen, geschrieben und gedruckt wurde, war nichts als eine Wiederholung des lückenhaften und zum Teil unsichern Materials, welches sich in J. J. Vogels „Annalen“ (1714) und in den beiden Jubelschriften der Jahre 1639 und 1739 findet: in L. Jeremias Webers „Evangelischem Leipzig“ und Carl Gottlob Hofmanns „Ausführlicher Reformationshistorie der Stadt und Universität Leipzig.“ Nur ein einziges Buch machte eine rühmliche Ausnahme: C. Chr. Gretschels „Kirchliche Zustände Leipzigs vor

und während der Reformation im Jahre 1539," das zum guten Teil aus bis dahin ungedruckten Quellen geschöpft war. So war noch im Jahre 1844 die Klage wohlberechtigt: „Die Reformationshistorie Leipzigs ruht sanftest noch auf demselben unsichern Grunde, den nach einigen Chronisten Weber, Vogel und Hofmann ihr einst gegeben."

Aber der diese Klage erhob — es war Carl Seidemann, der Pfarrer in Eschdorf bei Pillnitz, gestorben zweiundsiebzigjährig im Jahre 1879 —, hat auch Jahrzehnte lang mit lauterstem und unermüdlichstem Forschereifer dafür gewirkt, daß sie hinfällig wurde. Seine Arbeiten zur sächsischen Reformationsgeschichte — sein „Thomas Münzer" (1842), seine „Leipziger Disputation" (1843), sein „Karl v. Miltitz" (1844), seine „Erläuterungen zur Reformationsgeschichte" (1844), seine „Beiträge zur Reformationsgeschichte" (1846—48) — sämtlich beruhend auf einer umfassenden Kenntnis der Streitschriftenlitteratur aus der Reformationszeit und einem reichen, von ihm zuerst gehobenen Urkundenschatze, haben auch der Reformationsgeschichte Leipzigs erst ein sicheres wissenschaftliches Fundament gegeben. Leider sind diese unschätzbaren Arbeiten selbst manchem Kenner und Freunde unsrer Stadtgeschichte unbekannt geblieben. Die nachfolgende Erzählung ist daher, abgesehen von manchem eignen Material, das sie neu hinzubringt, zugleich der erste Versuch, die Ergebnisse von Seidemanns Studien für eine populäre lokalgeschichtliche Darstellung zu verwerten.

*

Schon bei dem äußern Anstoße zur Reformation war Leipzig durch ein Stadtkind beteiligt. Der Ablaßkrämer Johann Tetzel war der Sohn eines Leipziger Goldschmieds (Tetzel = Dietzel), wurde 1482 an der Leipziger Universität

inſkribirt und um 1489 in den Dominikanerorden aufgenommen. Auf ſeinen Wanderzügen durch Deutſchland hatte er ſchon zwiſchen 1502 und 1504, dann wieder 1506, 1507, 1516 und 1517 in Leipzig den Ablaß gepredigt; namentlich zu Meſſenszeiten fand er ſich ein. Seit dem Jahre 1518 lebte er eingeſchüchtert und zurückgezogen im Leipziger Dominikanerkloſter, nachdem er einen ſchwachen Verſuch gemacht hatte, auch ſchriftſtelleriſch gegen Luther in die Schranken zu treten: mit Gegenthеſen gegen die Theſen Luthers von 1517. Zu der Zuſammenkunft in Altenburg, zu der ihn Miltitz gleichzeitig mit Luther im Dezember 1518 einlud, wagte er, aus Furcht für ſein Leben, nicht zu erſcheinen, ſodaß Miltitz, um ihm ſeine Sünden vorzuhalten, nach Leipzig kommen mußte.

Aber auch die Gelehrten, mit denen Luther ſonſt im Kampfe zuerſt zuſammenſtieß, waren Leipziger. Als er im Juli 1517 zum erſtenmale in Dresden war, wo er vor Herzog Georg die bekannte „Mönchspredigt“ hielt, lud Hieronymus Emſer, des Herzogs Kaplan und Sekretär, ihn mit andern zu einem Abendtrunke ein. Bei dieſer Gelegenheit fand Luther, wider ſein Erwarten, ein „Leipziger Magiſterlein“ (Lipsensis magisterculus) vom Dominikanerorden vor, das ihn in einen Streit über den „fünften Evangeliſten,“ den Thomas von Aquino, verwickelte, infolgedeſſen ſich dann Luther als unwiſſender Mann verleumden laſſen mußte — ein kleines Vorſpiel zu den zahlloſen Angriffen, die bald von ſeiten der Leipziger Univerſität gegen ihn ergehen ſollten.

Durch die Teilung Sachſens, welche im Jahre 1485, einundzwanzig Jahre nach dem zu Leipzig erfolgten Tode Friedrichs des Sanftmütigen, ſtattgefunden hatte, war Leipzig mit ſeiner Univerſität der albertiniſchen Linie der Wettiner zugefallen, die von 1485 bis 1500 mit Herzog Albrecht dem

Beherzten begann. Kurfürſt Friedrich der Weiſe aber, der ein Jahr nach der Teilung, 1486, nach Ernſts Tode, die Regierung des erneſtiniſchen Landes bekam, trug ſich ſchon Anfang der neunziger Jahre mit dem Gedanken, auch in ſeinem Landesteile eine Hochſchule zu errichten. So wurde im Oktober 1502 die Univerſität Wittenberg gegründet.

Bald wurde die ältere Schweſter von der jüngeren überholt. Wiewohl Herzog Albrecht und ſpäter Herzog Georg bemüht waren, die Leipziger Univerſität in jeder Weiſe zu fördern, konnten ſie doch nicht verhindern, daß unter den Einflüſſen theologiſcher Univerſitätslehrer und Kollegiaten, durch zähes Feſthalten an der alten ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft und Mißgunſt auf die neue humaniſtiſche Richtung, überdies auch durch faules, üppiges und liederliches Leben — man ſehe nur, welche Rolle Leipzig in den „Briefen der Dunkelmänner" (Epistolae virorum obscurorum) ſpielt — die Univerſität bergab ging und von Wittenberg, wo Friedrich der Weiſe die humaniſtiſchen Studien begünſtigte und wo echtes wiſſenſchaftliches Leben herrſchte, überflügelt wurde. So ſtanden beide Univerſitäten ſchon in einem Gegenſatze, noch ehe die kirchliche Frage auch nur angerührt war.

Seit vollends Luther am 31. Oktober 1517 — übrigens nur einer alten Univerſitätsgewohnheit folgend — ſeine fünfundneunzig Sätze gegen den Ablaß zu mündlicher und ſchriftlicher Disputation an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg geheftet hatte, wurde die Stellung der beiden Univerſitäten zu einander immer geſpannter; die Studentenzahl Wittenbergs ſtieg, während die Leipziger zurückging, die Leipziger Dominikaner fingen an, von den Kanzeln herab das Volk zu bearbeiten, gegen den dreiſten Auguſtiner Partei zu nehmen. Mit dem Führer der Leipziger Univerſitätstheologen, dem Dr. Hiero-

nymus Dungersheim von Ochſenfart oder Ochſenfurt a. M. (daher auch kurz Dr. Ochſenfart genannt), geriet Luther ſchon im März 1518 brieflich in Zwieſpalt wegen der Legende von der „Großmutter Chriſti," der Heiligen Anna. Der Annenkultus ſtand in Sachſen ſeit den neunziger Jahrer des fünfzehnten Jahrhunderts in beſondrer Blüte.

Luther kannte die Stadt Leipzig wohl, als dieſe Kämpfe ausbrachen. Im Jahre 1512 hatte er ſich das Geld, welches ihm Kurfürſt Friedrich zur Beſtreitung ſeiner Promotionskoſten geſchenkt hatte, perſönlich in Leipzig bei den kurfürſtlichen Rentmeiſtern Pfeffinger und Dolzig abgeholt. Dann war er vielleicht 1516, ſicher 1517 und abermals zur Neujahrsmeſſe 1518 in Leipzig geweſen. Im April 1518 berührte er die Stadt wieder auf der Reiſe zu dem nach Heidelberg zuſammengerufenen Konvent des Auguſtinerordens. Er reiſte in den erſten Tagen nach dem Sonntag Quaſimodogeniti (d. i. 11. April) von Wittenberg ab, war am 15. April in Coburg, am 17. in Würzburg, am 21. in Heidelberg, wird alſo am 13. oder 14. April in Leipzig geweſen ſein. Bei wem er damals eingekehrt, erfahren wir aus einer Unterſuchung, die vier Jahre ſpäter der Leipziger Rat auf Befehl Herzog Georgs anſtellte, weil dieſer gehört hatte, daß Luther ſich öfter heimlich in Leipzig aufhalten ſollte. Da wurde auch (im Februar 1522) Liborus Dietmar, „etwan ein Buchführer" (ehemals ein Buchhändler) mit vorgefordert und ſagte aus, „daß Doktor Martinus Luther niemals bei ihme gelegen, denn (außer) ungefährlich vor vier Jahren ſei er hie durch auf ein Kapitel gezogen, da hab er das Mittagsmahl in ſeinem Hauſe geſſen und wieder von dannen gereiſt." Andre Auguſtinermönche von Wittenberg hätten öfter bei ihm geherbergt. Wo dieſer Dietmar ſeine Herberge gehabt, iſt nicht zu ſagen.

Wie aber Luther in dem angeführten Falle bei einem Buchhändler einkehrte, so trat er überhaupt früh in enge Beziehungen zum Leipziger Buchdruck und Buchhandel. Die Wittenberger Universität war in den ersten Jahren ihres Bestehens auf auswärtige Druckereien angewiesen. Erst seit 1509 ist eine eigne Wittenberger Druckerei nachweisbar, die ihr Domizil im Augustinerkloster hatte und aus der auch 1517 die Thesen Luthers hervorgingen: die des Johannes Grünenberg. Aber niemand war mit seinen Leistungen zufrieden. Er hatte keine griechischen Lettern, was namentlich Melanchthons Kummer war, seine Schriften waren schlecht, man klagte über seine Faulheit, seine Drucke waren unsauber und voller Fehler. So wandte sich Luther schon seit dem Sommer 1518 mehrfach mit Druckaufträgen an den besten Drucker, den Leipzig damals aufzuweisen hatte, der alles für den Leipziger Rat und den Meißner Bischof druckte und daneben eine umfangreiche Verlagsthätigkeit entfaltete, an Melchior Lotter, der auf der Hainstraße (da wo jetzt das Hotel de Pologne steht), ein eignes Haus besaß, worin er sein Geschäft und zugleich — was damals bei Gewerbtreibenden keine Seltenheit war — eine Herberge mit Weinschank hatte.*)

Bei längerem Verkehr mit Lotter wurde aber in Luther der Wunsch rege, den trefflichen Leipziger Drucker, der überdies sein Namensvetter war — denn Luther ist Lotter und wird in jener Zeit bisweilen selbst so geschrieben — ganz für Wittenberg zu gewinnen und ihn zur Übersiedlung nach Wittenberg zu bewegen. Dies gelang ihm; im Mai 1519 war die Errichtung einer Druckerei in Wittenberg durch Lotter

*) Lotters Haus war von den drei Häusern, an deren Stelle jetzt das Hotel de Pologne steht, das am weitesten herauf nach dem Markte zu gelegene. Im siebzehnten Jahrhundert hieß es „Zum Birnbaum."

beſchloſſene Sache. Hocherfreut ſchreibt Luther damals an Spalatin, den Kaplan und Sekretär Friedrichs des Weiſen: „Melchior Lotter kommt, mit trefflichen Matrizen verſehen, die er von Froben [dem berühmten Baſeler Drucker] bekommen hat, und iſt bereit, bei uns eine Druckerei einzurichten, wenn unſer durchlauchtigſter Fürſt geruhen wird, ſeine Zuſtimmung dazu zu geben. Wir glauben, daß dies für uns, inſonderheit für unſre Univerſität eine Zierde ſein werde, aber auch ein Vorteil für die Hörer, zumal da Philippus zugegen iſt, der die griechiſche Sprache gern treulich und reichlich ausbreiten möchte.“ Die Vorbereitungen zur Überſiedlung Lotters zogen ſich aber noch bis zu Ende des Jahres 1519 hin. Inzwiſchen ſollte Luther noch Gelegenheit finden — falls es nicht ſchon früher geſchehen — die Herberge Lotters zu benutzen, und zwar bei demjenigen Ereignis, welches in der Geſchichte der Beziehungen Luthers zu Leipzig unzweifelhaft die hervorragendſte Stelle einnimmt: bei der Leipziger Disputation.

Der Hauptgegner, den ſich Luther durch ſeine Wittenberger Theſen zugezogen hatte, war der Pfarrer und Vizekanzler der Univerſität Ingolſtadt Dr. Johann Mair aus Eck (gewöhnlich Dr. Eck genannt). Dieſer trat gegen Luther mit einer Streitſchrift auf, den „Obelisken“ (eigentlich „Spießchen,“ wie man ſie zur Bezeichnung verdächtiger Stellen in Handſchriften brauchte), auf welche zunächſt Dr. Andreas Bodenſtein von Carlſtadt (kurz Dr. Carlſtadt genannt) antwortete und an welche ſich dann ein weitläufiger Schriftenwechſel anſchloß. Unterdes wurde Luther im Auguſt 1518 zur Verantwortung nach Rom gefordert, wo unter dem Vorſitz des alten Dominikaners Sylveſter Prierias (aus Prierio), der Ende des Jahres 1517 gleichfalls mit einer Streitſchrift gegen die Lutherſchen Theſen, einem „Dialogus,“ aufgetreten war, ein Gericht über Luther

abgehalten werden sollte. Politische Rücksichten bestimmten den Papst, seine Citation wieder fallen zu lassen und statt dessen seinen Legaten in Deutschland, den Kardinal Thomas de Vio von Gaeta (daher Cajetanus), mit der Beilegung der Luther-schen Sache zu beauftragen.

Das Verhör, das Cajetan im Oktober 1518 in Augs-burg mit Luther anstellte, verlief erfolglos. Ende Oktober kehrte Luther nach Wittenberg zurück, wobei er wieder durch Leipzig kam. Im Dezember traf ein neuer Unterhändler von Rom ein, der päpstliche Kämmerer Karl von Miltitz, ein junger sächsischer Adlicher, der Luther für den Januar 1519 zu einer Zusammenkunft in Altenburg einlud. Dort versprach Luther, den Streit ruhen zu lassen, wenn auch die Gegner schweigen würden, verstand sich auch zu einem einlenkenden Schreiben an den Papst. Aber noch ehe des Papstes gnädige Antwort eintraf, war durch Eck der Streit von neuem angefacht worden.

Eck war zufällig in Augsburg mit Luther zusammenge-troffen, als dieser sich auf die Vorladung Cajetans dort ein-gestellt hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte Eck den Vorschlag einer Disputation gemacht, und zwar zunächst mit Carlstadt. Aber auch Luther, der sich schon Cajetan gegenüber dazu er-boten hatte, war zu einer Disputation mit Eck bereit, und verschiedene Städte, vor allem Erfurt und Leipzig, waren dazu in Vorschlag gekommen. Eck, der sicherlich die zwischen den Universitäten Leipzig und Wittenberg bestehende Eifersucht kannte, wählte Leipzig und wandte sich am 4. Dezember 1518 mit der Bitte, ihm eine Disputation mit Carlstadt zu gestatten, gleichzeitig an die theologische Fakultät in Leipzig, an die Uni-versität selbst und an den Herzog Georg. Infolge dessen kam es zwischen den drei Genannten zu einem heftigen Zwiespalt. Der Herzog und die Universität waren geneigt, die Disputa-

tion zu gestatten; die Fakultät war dagegen und bewog auch den Bischof Adolf von Merseburg, zu dessen Sprengel Leipzig gehörte, den Herzog von seinem Vorhaben abzubringen. Darauf schrieb Georg, gereizt durch die hierarchischen Gelüste seines Bischofs und der Leipziger Theologen, einen bittern Brief an den erstern und erteilte der Universität Befehl, die Disputation zu gestatten. Mündliche Unterhandlungen, die der herzogliche Rat Cäsar Pflug auf Bitten des Bischofs in Merseburg gepflogen hatte, führten zu keinem Vergleich; der Bischof erklärte, daß er gezwungen sein werde, die Disputation durch ein öffentliches Mandat zu verbieten.

Noch während aber so im Januar und Februar 1519 zwischen Leipzig, Dresden und Merseburg die Boten hin- und hergingen, änderte sich die Sachlage auf seiten der Disputatoren. Eck hatte bereits Ende Dezember seine bevorstehende Disputation mit Carlstadt öffentlich angekündigt und zwölf Thesen bekannt gemacht, über die er disputiren wollte. Aus seiner Ankündigung aber wie aus seinen Thesen ging unzweifelhaft hervor, daß er die Absicht hatte, Luther mit in den Kampf hineinzuziehen. Und sowie er die Zusage des Herzogs, der Universität und der theologischen Fakultät in den Händen hatte, lud er denn auch Luther geradezu zur Disputation nach Leipzig, da Carlstadt nur Vorfechter, Luther das Haupt des Kampfes sei. Gleichzeitig richtete Luther einen offenen Brief an Carlstadt, worin er die Disputation gegen Eck als ihre gemeinschaftliche Angelegenheit hinstellte und Carlstadt aufforderte, zugleich mit ihm an den Herzog und an den Leipziger Rat zu schreiben, daß ihnen ein weltliches Haus zur Disputation eingeräumt werde, da die Herren Doktores an der Universität das Richteramt abgelehnt hätten. Darob große Entrüstung der Universität, die sie Luthern in einem Briefe

ausſprach, während ſie zugleich den Herzog bat, die Disputation Luthers zu verhindern. Aber auch Luther ſchrieb an den Herzog und an die Univerſität und bat ſeinerſeits, ihn zur Disputation zuzulaſſen. Der Herzog verlangte, Luther möge ſich mit Eck der Disputation wegen einigen, dann ſolle ihm Antwort werden. Zu dieſer Verſtändigung kam es nicht; es war genug, daß Eck bei einer nochmaligen Veröffentlichung ſeiner Theſen im März anſtatt der früheren zwölf deren dreizehn gab, von denen die neue augenſcheinlich gegen Luther gerichtet war, und ankündigte, daß er „gegen Luther und Carlſtadt“ disputiren werde; im April gab Carlſtadt ſeine ſiebzehn, darauf auch Luther ſeine dreizehn Sätze heraus, und ſo kam es denn, ohne daß wegen Luthers eine ausdrückliche Entſcheidung gefällt worden war, im Juni zur Disputation. Als Anfangstag derſelben war vom Herzog der 22. Juni feſtgeſetzt worden.

Was man in humaniſtiſchen Kreiſen ſich von der Disputation verſprach, zeigt ein Brief des Petrus Moſellanus vom Januar 1519. Moſellanus, ein gefeierter junger Dozent der klaſſiſchen Sprachen in Leipzig (er hieß eigentlich Peter Schade und war aus Bruttig bei Kochem an der Moſel), ſchrieb damals an Erasmus: „Johann Eck, das Alpha der Luftbeſchreiter und Großſaucher und wie ein ariſtophaniſcher Sokrates von dem Käſekorbe aus über die Götter hinausdenkend, wird mit Andreas Carlſtadt, dem Wittenberger Archidiakonus, um ſein Leben, d. i. um ſeine Folgeſätze, auf die Walſtatt einer Disputation herniederſteigen. Ringplatz wird der Hörſaal und die Grübelbude unſrer Theologen ſein; Schiedsrichter ebenfalls unſre Thörichtſprecher; über den Tag noch keine Übereinkunft. Mit großen Zurüſtungen wird beiderſeits der Kampf vorbereitet. Von allerwärts wird man zuſammenſtrömen, den

ſeltenen Streit zu ſchauen. Willſt du, ich ſolle vorausſagen, was geſchehen wird? Mit großem Geſchrei wird die Sache ins Gezänk gezogen werden. Zehn Demokrite werden ſatt zu lachen haben."

Eck war zuerſt auf dem Platze. Mittwoch, den 22. Juni, kam er aus Ingolſtadt in Leipzig an, allein und ohne Begleitung. Im Hauſe des Bürgermeiſters Benedikt Beringershain (oder Belgershain), an der Ecke der Petersſtraße und des Thomasgäßchens gelegen, wurde er gaſtlich aufgenommen.*) Donnerſtag, den 23. Juni, war Fronleichnamsfeſt. Bei der Prozeſſion, die dabei gehalten wurde, ging Eck bereits mit im Zuge „in einem Meßgewand oder Caſel, neben den Theologis, und ließ ſich alſo wohl ſehen vor der Disputation, als wäre er unerſchrocken vor denen von Wittenberg." Freitag, den 24., kamen die Wittenberger. Sie fuhren in offenen Wagen zum grimmiſchen Thore herein in die Stadt, im erſten Wagen Carlſtadt als der ältere Doktor und der eigentliche Hauptdisputator, im zweiten Luther, Melanchthon und der damalige Rektor der Wittenberger Univerſität, Herzog Barnim von Pommern, und ihnen folgten noch andre Theologen und auch Juriſten. Neben den Wagen her liefen etwa zweihundert Wittenbergiſche Studenten mit Spießen und Hellebarden, die vor allem zu Luthers Schutze mitgekommen waren, der für ſeine Perſon ohne ſicheres Geleite war; denn in dem Geleitsbriefe, den der Herzog am 10. Juni in Weißenfels ausgeſtellt hatte, hieß es nur, daß Carlſtadt und diejenigen, welche er mit ſich bringen würde, ſicheres Geleite haben ſollten. Als ſie auf der grimmiſchen Gaſſe bis vor die Thür des Pauliner-

*) Das Haus, von 1503—1528 in Beringershains Beſitz, ſteht nicht mehr. Das jetzige Stecknerſche Haus wurde im vorigen Jahrhundert neu erbaut.

kirchhofs gekommen waren, zerbrach Carlſtadts Wagen, „daß er, der Doktor, herab in den Kot fiel. Aber Doktor Martinus und ſein Achates Dominus Philippus Melanchthon fuhren vorüber.“ Auf der Hainſtraße, in der Herberge des Buchdruckers Melchior Lotter, kehrten die Wittenberger ein. Carlſtadt war zwar unverletzt geblieben, unterzog ſich aber, wohl um den Folgen des ausgeſtandenen Schreckens vorzubeugen, einem Aderlaß. Die Leute nahmen den Vorfall ſofort für ein Anzeichen; Luther, ſagten ſie, werde „obliegen,“ Carlſtadt aber „unterliegen.“

Der Biſchof von Merſeburg führte ſeine Drohung aus. Noch waren die Wittenberger nicht vom Wagen geſtiegen, als im Namen des Biſchofs ein Anſchlag an die Kirchthüren geheftet wurde, worin die Abhaltung der Disputation bei Strafe des Bannes unterſagt wurde. Der Rat ſchritt ſofort ein und ließ den Mann, der das Verbot angeſchlagen hatte, verhaften. Der Biſchof berichtete an den Herzog, erhielt aber von dieſem eine ungnädige Antwort, und gleichzeitig erging an die zur Disputation verordneten herzoglichen Räte der Befehl: „Wo ſich unſer Freund der Biſchof von Merſeburg unterſtehen würde, diejenigen Perſonen, die unſer Geleit haben, zu beläſtigen, ſo wollet ſolchem zuvorkommen und es nicht geſtatten.“

Inzwiſchen war am 25. Juni auch Hieronymus Emſer aus Dresden angelangt, Sonntag, den 26., wurde Carlſtadt vor die von dem Herzog eingeſetzten Vorſteher der Disputation gerufen, und es begannen nun auf der Kanzlei im Schloſſe tagelange Verhandlungen über die Disputationsbedingungen. Die Wittenberger wollten — und ſo war es auch früher zwiſchen Eck und Carlſtadt verabredet worden — „eine freie Disputation in die Federn ſprechen und an das Licht vor alle Welt geben,“ d. h. ſie verlangten, daß die Reden der Disputatoren von Notaren genau nachgeſchrieben und dann veröffentlicht

würden. Eck wünſchte dies wieder rückgängig zu machen; er meinte wohl, daß die Lebendigkeit der Wechſelrede leide, wenn auf das Nachſchreiben dabei Rückſicht genommen werden müſſe. Doch fügte er ſich endlich, drang aber ſeinerſeits darauf, daß die Protokolle nicht eher veröffentlicht würden, als bis ein Urteilsſpruch darüber von ſpäter noch zu erwählenden Schiedsrichtern erfolgt ſei. Als Luther, der am Montag gleichfalls vorgerufen wurde, dieſe Bedingung verwarf und auf freier Disputation beſtand, widrigenfalls er garnicht disputiren zu wollen erklärte, legten ihm die Gegner das als Feigheit aus und verbreiteten das Gerücht, Luther wage nicht, die Disputation anzunehmen. Auf Zureden ſeiner Freunde und mit Rückſicht auf die Ehre ſeiner Univerſität willigte er endlich in die Bedingung, verwahrte ſich aber gegen ein etwaiges Schiedsgericht des Papſtes, ſchlug dafür Univerſitäten vor, wobei er die Univerſität Leipzig als verdächtig ausgeſchloſſen wünſchte, und behielt ſich übrigens vor, an ein Konzil zu appelliren. Erſt Montag, den 4. Juli, wurde der Kontrakt zwiſchen Eck und Luther unterzeichnet, und beide verſprachen, die Disputation ohne Injurien zu führen, und wenn Irrungen zwiſchen ihnen vorfallen ſollten, die verordneten Vorſteher der Disputation entſcheiden zu laſſen.

Bei dieſen unerquicklichen Unterhandlungen hatte Luther, der ſich bald überzeugte, daß „die Ehre mehr denn die Wahrheit geſucht ward von dem Widerpart," mißmutig und bedauernd geäußert: „Das Ding iſt nicht in Gottes Namen angefangen; es wird auch nicht in Gottes Namen ausgehen." Dieſe Worte verdrehte Emſer ſpäter in unerhörter Weiſe, indem er in einer ſeiner Schriften Luther vorwarf, er habe geſagt, „die Sache ſei weder um Gotteswillen angefangen worden, noch müſſe ſie um Gottes willen beendigt werden."

Die Disputation selbst begann, wie der Herzog schon im Mai festgesetzt hatte, Montag, den 27. Juni. Von den drei Lokalen, welche die Universität dem Herzog vorgeschlagen hatte, der Hofstube des Schlosses, dem Gewandhaus und der Barfüßerkirche, war vom Herzog das erste gewählt worden. (Es sei bei dieser Gelegenheit daran erinnert, daß das damalige Schloß nicht dasselbe war wie die heutige Pleißenburg, aber ungefähr an demselben Platze stand.)

Schon früh um fünf Uhr war die halbe Stadt auf den Beinen. Im großen Fürstenkollegium auf der Ritterstraße versammelte sich die Universität, der Rat und eine große Anzahl gelehrter und ungelehrter Einheimischen und Fremden, um in der Aula von dem Professor der Jurisprudenz Dr. Simon Pistoris im Namen der Universität mit einer lateinischen Rede begrüßt zu werden. Darauf zog man in die Thomaskirche zur Messe, in langem, prächtigem Festzuge, bei dem auf Anordnung des Leipziger Rektors jeder Leipziger Magister einen Wittenbergischen zu sich nahm. In der Kirche führte der Thomaskantor Georg Rhau eine von ihm eigens für die Feier komponirte zwölfstimmige Messe auf, worauf der Zug in der neunten Stunde die Kirche wieder verließ und seinen Weg nach dem Schlosse nahm. Dort war ein „Viertel" der Bürgerschaft, 76 Mann, mit Harnischen und Wehren, Fahnen und Trommeln aufgestellt, um während der Disputation auf Ruhe und Frieden zu halten. Der geräumige Saal des Schlosses war auf Herzog Georgs Kosten mit prächtigen Wandteppichen behängt. Zwei Katheder für die Streitenden waren einander gegenüber errichtet. Der Teppich hinter Ecks Katheder war mit dem Bildnis des H. Georg, der an Carlstadts und Luthers Seite mit dem des H. Martin geschmückt. Besondre Tafeln waren für die vier Notare aufgestellt, welche die Disputation nachschreiben sollten.

Die noch übrigen Vormittagsſtunden vergingen über der Vorfeier und Zurüſtung. Auf Wunſch des Herzogs hatte Moſellanus eine Rede ausgearbeitet: „Über die Art zu disputiren, beſonders in theologiſcher Sache“ (De ratione disputandi, praesertim in re theologica), die von einem geſchmückten, die Unſchuld der reinen Theologie vorſtellenden Knaben hatte geſprochen werden ſollen. Da die Rede zu lang geraten war, hatte einer der herzoglichen Räte, Otto von Pack, den Auftrag bekommen, ſie zu rezitiren. Dieſer war aber am Sonnabend zuvor, als er ſie ſchon faſt auswendig konnte, erkrankt, und ſo mußte der kleine, körperlich unanſehnliche Moſellanus ſelbſt den Rednerſtuhl betreten. Noch nicht völlig von einem Fieber geneſen, ermüdet durch das Auswendiglernen, das ihm zwei Tage und einen Teil der Nächte gekoſtet hatte, ſprach er faſt eine Stunde lang, mit leiſer Stimme, ängſtlich, der Sicherheit wegen das Manuſkript vor ſich und ohne an der urſprünglichen Form der Rede etwas geändert und ihrer auf einen Knaben berechneten Faſſung etwas genommen zu haben. Nach der Rede ſpielten Muſiker dreimal das Veni, sancte spiritus, während alle Anweſenden auf die Kniee fielen. Darauf beſtellte ein Herold die Verſammlung auf Nachmittag zwei Uhr wieder zum Beginn der Disputation.

Am Nachmittag bezog wieder ein „Viertel“ der Bürgerſchaft, wie nun immer während der Dauer der Disputation, die Schloßwache. Zur feſtgeſetzten Stunde betraten Eck und Carlſtadt die Katheder. Moſellanus hat in einem Briefe an den jungen Julius Pflug die beiden Streitenden geſchildert. „Eck — ſchreibt er — iſt groß von Statur, feſten und ſtämmigen Körperbaues; ſeine Stimme voll, unterſtützt von der tüchtigſten Lunge, ſodaß ſie nicht bloß für Tragöden, ſondern auch für Ausrufer ausreichen könnte, aber rauh und mehr

als deutlich; kein Gedanke an die Lieblichkeit der von Fabius und Cicero so hochbelobten römischen Aussprache; Mund und Augen, ja das ganze Gesicht lassen eher auf einen Fleischer oder einen karischen Söldner als auf einen Theologen schließen. Ein ausgezeichnetes Gedächtnis ist seine Stärke, und käme dem die Schärfe des Verstandes gleich, so würde er ein vollkommener Mann sein; aber es fehlt ihm an schneller Auffassung und an Schärfe des Urteils, Eigenschaften, ohne welche die übrigen Geistesgaben alle dem Menschen vergeblich zuteil werden. Das ist die Ursache, daß er beim Disputiren soviel Gründe, soviel Zeugnisse der Schrift, soviel Aussprüche von Autoren ohne jegliche Auswahl zusammenhäuft und dabei nicht merkt, wie nichtssagend die meisten sind, wie sie, richtig verstanden, für die Sache nichts beweisen, wie apokryph endlich und wie sophistisch sie sind. Denn er arbeitet nur darauf hin, durch solchen Wust den großenteils verblüfften Zuhörern Sand in die Augen zu streuen und ihnen die Meinung beizubringen, er sei Sieger. Dazu kommt eine unglaubliche Dreistigkeit, die er mit wunderbarer Schlauheit verdeckt. Denn sowie er merkt, daß er durch seine Dreistigkeit in die Stricke des Gegners gefallen, lenkt er die Disputation allmählich anderswohin; zuweilen greift er auch des Gegners Meinung mit andern Worten auf, macht sie zu der seinigen und schiebt seine eigne ungereimte Ansicht dem Gegner unter. Carlstadt ist kürzeren Wuchses, schwärzlichen und verbrannten Angesichts, seine Stimme dumpf und unangenehm, sein Gedächtnis schwächer. Er gerät leicht in Zorn."

Gegenstand der Disputation war der freie Wille und sein Verhältnis zur göttlichen Gnade wie zu den guten Werken. Der Redekampf dauerte vom 27. Juni bis zum 3. Juli, doch wurde am 29. und 30. Juni, wo Festtag war, ausgesetzt.

Schon am 28. Juni verbat ſich Eck das Disputiren Carlſtadts aus geſchriebenen Zetteln und das Mitbringen von Büchern, gab ihm auch Schuld, daß er von einem vertragswidrig gewonnenen beſonderen Notar die von Eck mündlich vorgebrachten Sätze habe nachſchreiben laſſen und die Antworten darauf ſchon zu Hauſe aufgeſchrieben habe, während er ſelbſt nach beſter italieniſcher Disputationsweiſe alles nur aus dem Gedächtniſſe vorbringe und auf der Stelle beantworte. Carlſtadt entſchuldigte ſein gelegentliches Leſen mit ſeinem Aderlaß, nahm es ſehr übel, als die zu Kampfrichtern aufgerufenen herzoglichen Räte ſeine Disputationsweiſe als unbillig verwarfen, und wäre am Abend beinahe von der Fortſetzung des Kampfes zurückgetreten.

Am 29. Juni, am Peterpaulstage, hielt Luther auf Herzog Barnims Wunſch eine Predigt im Schloſſe, ein „klein Sermönlein," wozu ihm, wegen des Andranges von Zuhörern — Männer und Frauen ſtrömten ſchaarenweiſe aus der Stadt herbei —, ſtatt der Schloßkapelle der Disputationsſaal eingeräumt worden war. Er ſprach im Anſchluß an das Evangelium (Matth. 16, 13 bis 19) über die Disputationsthemata und begann ſeine Predigt gleich mit den Worten: „Das Evangelium begreift alle Materien der ganzen Disputation, denn es von zweierlei Materien fürnehmlich redet. Zum erſten von der Gnade Gottes und unſerm freien Willen. Zum andern von der Gewalt S. Peters und der Schlüſſel." Cäſar Pflug, der herzogliche Rat, ſagte, als er von der Predigt hörte: „Ich wollte, Doktor Martinus hätte ſie gen Wittenberg geſpart." Eck betrat, um den Eindruck der Lutherſchen Predigt zu verwiſchen, viermal in verſchiedenen Kirchen die Kanzel und bekannte ſelbſt: „Ich habe pur das Volk erregt, an den lutheriſchen Irrtümern einen Ekel zu haben." Luther durfte nicht wieder predigen.

Sonntag, den 3. Juli, machte, nachdem am Nachmittag die Disputation zwiſchen Eck und Carlſtadt ihr Ende gefunden hatte, der Pedell bekannt, daß am folgenden Tage die Disputation zwiſchen Luther und Eck beginnen ſolle. Montag, den 4. (an demſelben Tage, wo abends im Leipziger Dominikanerkloſter Tetzel ſtarb), beſtieg Luther das Katheder. Auch er wird in dem erwähnten Briefe des Moſellanus geſchildert. „Martinus iſt zwar nur mittelgroß und ſchmächtig, denn Sorgen und Studien haben ihn gleichmäßig erſchöpft, ſodaß, wer ihn näher anſieht, alle Knochen an ihm zählen kann; aber er iſt friſch und bei voller Jugendkraft, ſeine Stimme hell und klar, bewundernswert ſeine Gelehrſamkeit und Schriftkenntnis, ſodaß er alles bereit hat. Griechiſch und Hebräiſch hat er ſo weit inne, daß er über Auslegungen der heiligen Schrift urteilen kann, auch fehlt es ihm nicht an Redegabe, denn es ſteht ihm ein großer Vorrat von Wörtern und Sachen zu gebote. Vielleicht möchte man an ihm Urteilskraft und die rechte Anwendung derſelben vermiſſen. Im täglichen Leben iſt er höflich und freundlich, ohne alles Finſtere und Strenge in ſeinem Weſen, ein launiger und angenehmer Geſellſchafter, bald lebhaft, bald ruhig, je nachdem, aber immer freundlichen Angeſichts, wie arg auch die Gegner ihn bedrohen, ſodaß es nicht glaublich iſt, ein Mann unternehme ſo Schwieriges ohne den Willen Gottes. Aber freilich, was faſt alle ihm zum Fehler machen, er iſt im Tadeln rückſichtsloſer und biſſiger, als es für einen, der auf Neuerungen in der Religion denkt, ſicher oder für einen Theologen anſtändig iſt. Vielleicht hat er dieſen Fehler mit allen denen gemein, die erſt ſpät zur Gelehrſamkeit gelangen.“

Die Disputation zwiſchen Luther und Eck behandelte zunächſt die Frage über das göttliche Recht der päpſtlichen Ge-

walt. Das erſte, was Luther in der gedrängt vollen Verſammlung that, war, daß er zweierlei öffentlich bedauerte: einmal, von Eck zur Disputation über den Papſt gezwungen worden zu ſein, ſodann, daß diejenigen, die am meiſten Urſache hätten, da zu ſein, die ihn heimlich und öffentlich ſo oft durch den Vorwurf der Ketzerei vor das Volk gebracht hätten, die Dominikaner, jetzt, wo eine Entſcheidung der Sache bevorſtehe, ſich zurückzögen. Im Verlaufe der Disputation, am 5. Juli, behauptete Eck, Luther ſei ein „Böhme," er halte zu Huß. Luther lehnte dieſen Vorwurf, der damals noch für äußerſt gehäſſig und gefährlich galt, mit ernſtem Unwillen ab, kam aber am folgenden Tage ſelber darauf zurück und erklärte im Eifer, nicht alle Lehrſätze Huſſens ſeien zu Coſtnitz als ketzeriſch verdammt worden. Eck erwiederte, dieſe Erklärung laufe wider den Disputationsvertrag, wonach, auf Befehl des Herzogs, die Beſchlüſſe der heiligen Konzilien unberührt bleiben ſollten; Herzog Georg aber, der an dieſem Tage bei der Disputation anweſend war, ſchüttelte den Kopf, ſtemmte beide Arme in die Seiten und rief: „Das walt' die Sucht!"

Am 7. Juli hatte Luther neuen Verdruß, da Eck die ihm zugeteilten Stunden ſo unmäßig bis in Luthers Zeit hinein ausdehnte, daß dieſem nur wenig Zeit zu ſprechen übrig geblieben wäre, wenn nicht Herzog Georg, der auch an dieſem Tage wieder anweſend war, zu Luthers Gunſten entſchieden hätte. Trotzdem wiederholte Eck acht Tage ſpäter, am 14. Juli, den Verſuch, Luthers Disputirzeit für ſich in Anſpruch zu nehmen, ſodaß Luther gleich frühmorgens den weitern Kampf abbrach. Die Themata, über die ſie in der letzten Woche disputirt hatten, waren das Fegefeuer, der Ablaß, die Buße und die Sündenvergebung.

Darauf nahm Carlſtadt das Geſpräch wieder auf und disputirte über die Hinderniſſe des Guten im Menſchen, und am folgenden Tage über den Satz, daß der Gerechte auch bei guten Werken ſündige. Da kam die Nachricht, Markgraf Joachim von Brandenburg, der vom Frankfurter Kurfürſtentage heimkehrte, wo ſoeben die Wahl Karls V. zum Kaiſer ſtattgefunden hatte, ſei im Anzuge. Da der Saal des Schloſſes zu ſeiner Bewirtung gebraucht wurde, ſo mußte Freitag, den 15. Juli, die Disputation geſchloſſen werden. Nachmittag gegen drei Uhr hielt der Rektor der Univerſität eine Abdankungsrede, ein Encomium theologicae disputationis, und ſprach lobend über die Vorzüge der Kämpfer. Auch er hatte das Konzept der Rede vor ſich liegen. Endlich führte Rhau mit ſeinen Schülern ein Te deum auf, „darein die Stadtpfeifer auf das beſte und herrlichſte geblaſen haben.“

Eine große Menge von Zuhörern, Theologen und Nichttheologen, Profeſſoren und Studenten, war dem Kampfſpiel von Anfang bis zu Ende mit Erregung und geſpannter Erwartung gefolgt. Von fürſtlichen Perſonen waren bei der Disputation gegenwärtig geweſen, wenn auch nicht an jedem Tage, der Herzog Georg, der oft kam und eifrig zuhörte, ſein älteſter Sohn Johann, Herzog Barnim von Pommern und der junge, damals erſt zwölfjährige Fürſt Georg von Anhalt. Außer den vier Notaren hatten mehr als dreißig Perſonen für ſich ſelbſt nachgeſchrieben. Maß und Schranken waren beim Disputiren im ganzen eingehalten worden. Für gewöhnlich gaben ſich die Disputirenden ihren Titel: Herr Doktor. Nur ſelten fiel ein Wort andrer Art, wie Herr Schreier! für Eck, oder Ungeduldiger Mönch! für Luther. Eck beſchwerte ſich ſpäter, die Wittenberger hätten während der Disputation durch Zuflüſterungen, ſelbſt durch zugeſteckte Zettel, außerdem

durch vorherige Beratungen ihren Disputanten beigeſtanden. Einen beſonderen Groll warf Eck deshalb auf Melanchthon, dem er ſelbſt während der Disputation einmal zurief: „Philippe, ſagt mir auch einmal etwas!“ Ecks Partei war in dieſem Punkte aber auch nicht rein. Carlſtadt erzählt: „Ich und viele haben geſehen, wie ein Dominikaner in glänzend weißer Kappe, der bei den Leipziger Theologen ſaß, durch hilfreiche Hände dem Eck einen Zettel zuſtecken ließ, auf dem die Waffen verzeichnet waren, die er wider Luther brauchen ſollte. Dieſen Zettel legte ſich Eck heimlich zurecht auf dem Katheder und blickte, nachdem er plötzlich die Hände auseinander geworfen hatte, mit wunderbarer Kunſt auf ihn hinunter, ſodaß es ſchien, als habe er etwas ganz andres vor. Dieſe Kunſt, mit aufrecht gehaltenem Kopfe zu leſen, was zu Füßen liegt, iſt bei dieſem Menſchen das erſte, Schreien das zweite, das dritte Abſchweifen zu fremdartigen Dingen, viertes und erſtes gewaltſamer Mißbrauch der Schrift.“ Von den Leipziger Theologen hatte Eck wenig Nutzen. Sie „ſaßen allezeit neben Dr. Eckio und ſchliefen ganz ſanft; ſo fleißig höreten ſie zu, und ſo ſüße ſchmeckte ihnen die Disputation, daß man ſie mußte gemeiniglich aufwecken, wenn man aufhörete zu disputiren, daß ſie ihr Eſſen und Mahlzeit nicht verſäumeten.“ Darf man einer Anekdote trauen, ſo hatte Herzog Georg auch ſeinen einäugigen Hofnarren mit. „Der ſtund immer im Auditorio an ſeiner Seite, und wie es unter den Großen bei Hofe immer ſcherzhafte und luſtige Leute giebt, ſo hatten ſie dem Narren weiß gemacht, Luther ſtritte mit Eck über des Narren Hochzeit; Eck wolle nicht, daß man ihm eine Frau gebe, Luther hingegen rede für ihn. Darüber erzürnte ſich der Narr, und ſo oft er mit dem Fürſten ins Auditorium kam, machte er Ecken ein ſcheeles Geſicht. Eck aber, da er ſolches geſehen,

hielt mit dem Zeigefinger sein rechtes Auge zu und sah den Narren wiederum scheel an. Der Narr, der daraus gemerket, daß ihm seine Einäugigkeit vorgerückt werde, griff Ecken mit großem Geschrei bitterlich und schmählich an, darüber die Versammlung ziemlich gelachet."

War die Disputation im Schlosse zu Ende, so pflanzte sie sich mittags und abends in weniger glimpflicher Weise in die Herbergen fort, wo die Wittenbergischen Studenten lagen. In der Herberge des Buchdruckers Martin Landsberg von Würzburg (Herbipolitanus) auf der Ritterstraße gegenüber dem Fürstenkollegium gerieten die Wittenbergischen und die Leipziger so hart aneinander, daß der Wirt einen mit einer Hellebarde am Tische aufstellen mußte, der auf Frieden hielt. In einer Nacht schrieen die Studenten derart vor Ecks Wohnung, daß „ein ehrsamer Rat darnach ihm seine Herberge bewachen mußte."

Im Volke war der Aberglaube geschäftig. Luther trug einen silbernen Ring am vierten Finger. An die teuflische Zauberkraft dieses Ringes glaubte selber Eck. Auch daß Luther während der Disputation einmal einen Blumenstrauß in der Hand hielt, „um ihn anzuschauen und daran zu riechen," wurde gedeutet — ganz zu schweigen von den Fabeleien, die umliefen, Luther sei ein „Kielkropf," nicht der Sohn seines Vaters, sondern eines Incubus, und ähnliches.

Auch sonst war Luthers Aufenthalt in Leipzig nicht angenehm. Zwar warf ihm Thomas Münzer, der auch zugegen gewesen zu sein scheint, noch fünf Jahre später vor: „Dir war also wohl zu Leipzig; fuhrest du doch mit Nägelnkränzlen (Nelkenkränzlein) zum Thor hinaus und trankest des guten Weins zum Melchior Lotter." Aber wie trat Luther zurück gegen den gefeierten Eck! Während sich die Leipziger an Eck

hinandrängten, ihn einluden, mit ihm ſchmauſten und zechten, Spazierritte mit ihm anſtellten, ihn beſchenkten, ihn ſogar aufforderten, in Leipzig zu bleiben, wurden die Wittenberger vernachläſſigt, ja gemieden. Wer Luther günſtig war, verkehrte möglichſt unbemerkt mit ihm. Von der Univerſität luden ihn nur Dr. Heinrich Stromer von Auerbach (in Baiern), der Mediziner, und Dr. Simon Piſtoris d. J., der Juriſt, mit den andern Wittenbergern zu Tiſche. Vom Rate erhielt auch er den üblichen Ehrenwein, Carlſtadt aber außerdem vom Herzog eine Hirſchkuh, Eck einen „guten Hirſch.“ Einmal wurde Luther auch mit Carlſtadt, Melanchthon und Eck zur herzoglichen Tafel gezogen. Da war es, wo der Herzog zu Eck und Luther ſagte: „Obs aus göttlichem oder menſchlichem Rechte ſei, ſo iſt und bleibt der Papſt doch Papſt.“ Die Mönche flohen vor Luther. In der Fronleichnamswoche kam er eines Vormittags, während Eck und Carlſtadt disputirten, in die Paulinerkirche, als die Monſtranz noch auf dem Altar des H. Dominicus ſtand und an den andern Altären die Mönche Meſſe laſen. Sowie ſie hörten, daß Luther in der Kirche ſei, kamen ſie aus ihrem Chor, nahmen die Monſtranz und verſchloſſen ſie eiligſt im Sakramentshaus, „auf daß von dem Ketzer Dr. Luther nicht vergiftet würde ihr heiliges Sakrament“; die andern Mönche aber packten ihre Geräte zuſammen „und liefen hinein in die Sakriſtei, als jagete ſie der Teufel hinein.“ Nach ſeiner Heimkehr ſchrieb Luther an Spalatin über die Behandlung, die ihm ſowohl von Eck als auch von den Vorſtehern der Disputation und andern Leipzigern zu teil geworden war, er habe noch nie in ſeinem Leben eine ſo unverſchämte Gehäſſigkeit erfahren wie in Leipzig.

Während die Wittenberger, die den langen Aufenthalt in der teuern Stadt gar ſehr geſpürt hatten, gleich nach der Dispu-

tation wieder abreiſten — viele Wittenberger Studenten hatten wegen ihres ſchmalen Beutels ſchon vorher Leipzig verlaſſen —, blieb Eck noch neun Tage da und genoß das Leben auf jede Art. Die Theologen veranſtalteten ihm zu Ehren auch noch eine kleine Nachdisputation, und Herzog Georg zog ihn nochmals zur Tafel, wobei er auch mit dem Kurfürſten Joachim von Brandenburg in Berührung kam. Die Anhänger Luthers machten ſich vielfach über ihn luſtig: Keck, Geck, Jeck, Echo, Lügeck, Schreieck ſchimpfte man ihn; was Luther aus „Dr. Eck“ machte, iſt allbekannt, wobei man freilich nicht vergeſſen darf, daß die Gegner auch Luthers Namen, der ohnehin nicht ſelten in gleichzeitigen Drucken ganz ohne böſe Abſicht Luder geſchrieben wurde, nicht ſchonten und mit lutum, luteus (Kot, kotig), lutra (Fiſchotter) in Zuſammenhang brachten.

Die von den Wittenbergern an die Disputation geknüpften Hoffnungen erwieſen ſich als eitel. Beide Parteien legten ſich den Sieg bei. Die Univerſitäten, die zu Schiedsrichtern über die Disputation erwählt worden waren, Paris und Erfurt, nahmen ſich Zeit. Erfurt ſandte endlich die Akten zurück, ohne einen Spruch zu fällen. Paris verdammte erſt im April 1521 einige aus Luthers Schriften gezogene Sätze, ohne dabei auf die Disputation Rückſicht zu nehmen. Herzog Georg bereute es ſchließlich, überhaupt ſeine Zuſtimmung dazu gegeben zu haben.

Infolge der Disputation vermehrten ſich Luthers Anhänger in Leipzig in den Gelehrten- wie in den Volkskreiſen. An der Univerſität neigte eine Anzahl jüngerer Theologen Luthers Lehre zu, und viele Studenten wandten ſich von Leipzig weg und folgten ihm nach Wittenberg. Aber auch gereifte Männer, wie der Rektor und der Kantor der Thomasſchule, Johann Graumann (Poliander) und Georg Rhau, verließen um ihrer

religiöſen Überzeugung willen ihre geſicherte amtliche Stellung und ſuchten anderwärts ihr Fortkommen. Rhau gab bald nach der Disputation ſein Kantorat auf und ging nach Wittenberg, wo er eine ſpäter im Dienſte der Reformation berühmt gewordene Druckerei anlegte. Namentlich druckte er, als Muſikus von Fach, diejenigen Schriften Luthers, in denen muſikaliſche Noten vorkamen. Graumann ging 1522 nach Wittenberg, verbreitete von 1523—25 in Würzburg und Nürnberg die lutheriſche Lehre und wurde endlich 1525 vom Herzog Albrecht von Preußen nach Königsberg gerufen. Daß an der Univerſität Dr. Simon Piſtoris d. J. und Dr. Heinrich Stromer von Auerbach aus ihrer Zuneigung zu Luther kein Hehl machten, iſt ſchon erwähnt. Bald zählte auch Caſpar Börner zu ſeinen Freunden.

Aber auch in der Bürgerſchaft Leipzigs zeigte ſich die Einwirkung von Luthers Lehre. Wagten auch anfangs nur wenige ſich offen zu ihr zu bekennen, die Schriften Luthers wurden trotz geiſtlicher Warnungen und Verbote und trotz alles Predigens der Dominikaner und Franziskaner begierig gekauft und geleſen, und das vorwurfsvolle Wort, das Luther am 18. Dezember 1519 in einem Briefe an den Auguſtinervikar Lange in Erfurt mit Bezug auf die Leipziger Univerſitätskreiſe ſchrieb: „Leipzig leipzigert, wie mans von ihm gewohnt iſt“ (Lipsia lipsiscit, sicut mos ejus est), konnte in anderm und beſſerm Sinne von den bürgerlichen Kreiſen gelten, deren aufgeweckter Sinn und durch Handel und Meſſen erweiterter Blick der Lehre Luthers freudig entgegenkam.

Inzwiſchen waren auch die Vorbereitungen Melchior Lotters, des Leipziger Druckers, ſo weit gediehen, daß er im Dezember 1519 ſeinen älteſten Sohn Melchior nach Wittenberg ſenden und dort eine Druckerei einrichten laſſen konnte. Dieſe

Lotterſche Filiale in Wittenberg war fortan Luthers Hauptdruckerei. Nicht nur daß alle die berühmt und populär gewordenen kleinen Schriften Luthers, die in den nächſten Jahren erſchienen, aus Lotters Preſſe hervorgingen — z. B. im Juli 1520 die Schrift „An den chriſtlichen Adel deutſcher Nation“ in einer Auflage von 4000 Exemplaren, der im Auguſt ſchon eine zweite folgte —, vor allem war der Druck der einzelnen Teile der lutheriſchen Bibelüberſetzung, die in den Jahren 1522 bis 1524 erſchienen, das Werk Melchior Lotters d. J. und ſeines Bruders Michael, der ihn ſeit 1523 dabei unterſtützte.

Eine ſchlimme Folge der Leipziger Disputation war die, daß Luther dem Herzog Georg mehr und mehr entfremdet wurde. Georg verabſcheute ſicherlich die hierarchiſchen Mißbräuche, vor allem den Ablaßkram, und ſo lange Luther bloß wider dieſe geeifert hatte, ſchien ihm die Sache des Reformators nicht ungerecht zu ſein. Seit aber Luther in der Disputation behauptet hatte, daß das Papſttum keine göttliche, ſondern eine menſchliche Einrichtung ſei, ſeit er die Unfehlbarkeit der Konzilien beſtritten hatte, ließ Georg, von den Biſchöfen von Merſeburg und Meißen und von ſeinen Leipziger Theologen beſtürmt, ſich mehr und mehr gegen Luther einnehmen. So erſcheint die Geſchichte der Reformation in Leipzig von nun an als eine ununterbrochene Kette harter Verfolgungen, die nicht eher ihr Ende fanden, als bis Herzog Georg im Jahre 1539 das Zeitliche geſegnet hatte. Von 1519 bis 1539 — zwanzig Jahre voll heißer Kämpfe!

Im November 1519 hielt Luther in Wittenberg ſeine Predigt vom Abendmahl, worin er zum erſtenmale leiſe den Wunſch ausſprach, daß den Laien der Kelch geſtattet werden möge. Anfang Dezember erſchien die Predigt zu Wittenberg

im Druck, zu Weihnachten hatte Herzog Georg Exemplare davon in den Händen. Er sandte die Schrift an seine beiden Bischöfe und an den Kurfürsten nach Wittenberg. Dem letztern schrieb er, er möge Acht haben, daß aus einem Wittenbergischen Professor nicht ein Heerführer der böhmischen Ketzerei werde. Der Kurfürst antwortete ausweichend, Bischof Adolf von Merseburg versprach Vorkehrungen zum Heile des Volkes. Bischof Johann von Meißen erließ am 24. Januar ein scharfes Verbot gegen die Predigt, das auch in Leipzig aushing.

Im Frühjahr 1520 traten in Leipzig zwei Gegner Luthers mit Streitschriften wider ihn auf, der Dominikaner Petrus Sylvius und der Franziskaner und Lesemeister Augustin von Alveld (in Hessen, kurz Augustin Alveld genannt). Sylvius — er hieß eigentlich Penick und hatte sich nach seinem Geburtsorte Forst (bei Guben) latinisirt — wurde später Pfarrer in Weida, Lohma und Rochlitz und einer der schreibseligsten Gegner Luthers, wiewohl ihn dieser nie auch nur einer Silbe der Erwiederung würdigte. Alveld ließ im Frühjahr 1520 ein Schriftchen drucken: „Von dem päbstlichen Stuhle.“ Es erschien erst lateinisch, dann auch in einer deutschen Ausgabe, die „dem Bürgermeister, Ratherren und allen ehrsamen Bürgern Leipzigs“ gewidmet war. Die lateinische Ausgabe anzugreifen nahm sich Luther nicht selbst die Mühe, er ließ seinen Schüler und Famulus, den jungen Augustiner Lonicerus, dagegen schreiben. Als aber Alveld seine Schrift auch deutsch herausgab oder, wie Luther sagte, „sein Affenbüchle ins Deutsche gab, die armen Leute zu vergiften,“ schrieb er dagegen „Von dem Papstthum zu Rom, wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig,“ worin er Alveld mit größter Verachtung abthat. Er nennt ihn den „armen, unmündigen Schreiber zu Leipzig im Barfüßerkloster“ und rät ihm, noch ein Jahr in die Schule

zu gehen; das grobe Müllerstier könne ja noch nicht sein Ika, Ika singen.

Infolge dieser Fehde scheint Mosellanus, der seit dem 1. Mai 1520 Rektor der Universität war, entschuldigend und Frieden suchend an Luther geschrieben zu haben. Mußte doch durch die Angriffe auf Luther, die von der Leipziger Universität ausgingen, immer auch die Universität Wittenberg als Ganzes sich verletzt fühlen. Luther antwortete ihm im Juli 1520 beruhigend und versöhnend, fügte aber hinzu: „Für Leipzig habe ich immer gefürchtet, daß die beiden Universitäten aus alter Eifersucht endlich einmal zu den Waffen stürzen würden."

Mittlerweile war Eck nach Rom gegangen, um Luthers Verdammung auszuwirken. Im August 1520 kehrte er, mit der Bannbulle in den Händen, nach Deutschland zurück. Am 21. September brachte er die Bulle nach Meißen, am 25. nach Merseburg, am 29. erschien er damit in Leipzig. Aber hier erging es ihm schlimm. Es war Messenszeit, von Wittenberg waren viele Studenten da, und obgleich ihm Herzog Georg sicheres Geleite gegeben und an den Leipziger Rat geschrieben hatte, sie möchten dem Dr. Eck einen vergoldeten Becher voll Gulden schenken, war er kaum seines Lebens sicher. An zehn Orten der Stadt wurde eine Spottschrift wider ihn angeschlagen, er zog sich ins Paulinerkloster zurück, und auf Befehl Cäsar Pflugs, des herzoglichen Rats, mußte der Rektor der Universität ein Mandat wider Ecks Placker ausgehen lassen. Aber es half ihm nichts. Man warf ihm täglich Absagebriefe in den Klosterfrieden und sang auf der Gasse Spottlieder auf ihn, sodaß er sich endlich bei Nacht auf und davon machen mußte.

Die Universität getraute sich nicht, die Bulle zu vollziehen; wurde doch das Schriftstück auch von manchen Bischöfen mit

ſcheelen Augen angeſehen. Als Herzog Georg Mitte Oktober durch Leipzig kam, wurde er von der Univerſität mit der Bitte um Rat angegangen. Georg traute der Bulle aber ebenfalls nicht, und erſt nachdem er ſich direkt bei Eck, der bereits wieder in Ingolſtadt war, befragt und dieſer dem Herzog tüchtig zugeſetzt, insbeſondre ihn gedrängt hatte, dafür zu ſorgen, daß namentlich die jüngeren Geiſtlichen alle lutheriſchen Schriften dem Rektor der Univerſität ablieferten, ſcheint endlich im Februar 1521 die Bulle auch in Leipzig vollzogen worden zu ſein. Doch vermied man dabei Prozeſſion, Glockengeläute und alles, was Aufſehen hätte erregen können. Noch am 17. Januar hatte der Biſchof von Merſeburg den herzoglichen Rat Pflug darauf aufmerkſam gemacht, daß „noch täglich allerlei Büchlein und Schrift Martini Luthers gen Leipzig gebracht und verkauft werden ſollten.“

Ein Hauptgegner entſtand Luther in Leipzig 1521 in dem Kaplan und Sekretär Herzog Georgs, Hieronymus Emſer. Emſer (geboren 1477 in Ulm) hielt ſich damals längere Zeit zu ärztlicher Behandlung in Leipzig auf, wahrſcheinlich als Gaſt des herzoglichen Rentmeiſters Georg von Wiedebach. Ungeſchickte Wendungen, mit denen er über die Leipziger Disputation nach auswärts berichtet hatte, waren die Veranlaſſung zu einigen Streitſchriften zwiſchen Luther und ihm geworden. Als dann Luther am 10. Dezember 1520 vor dem Elſterthore von Wittenberg die Bannbulle und das kanoniſche Recht verbrannt hatte, waren auch Emſerſche Schriften mit ins Feuer geworfen worden, und am Neujahrstage 1521 mußte es Emſer erleben, daß in Leipzig ſelbſt an der Kanzel der Thomaskirche ein Fehde- und Spottbrief gegen ihn angeſchlagen wurde, worin zwanzig „junge Adliche,“ Studenten, die zur lutheriſchen Lehre hielten, ihm Feindſchaft anſagten. Dieſen Brief druckte

der Leipziger Buchdrucker Valentin Schumann in 1500 Exemplaren.

Zunächst nahm sich Herzog Georg seines Dieners an. Er erhielt am 9. Januar 1521 in Frankfurt a. M. Kunde von dem Vorfall und schrieb sofort an seinen Sohn Friedrich, an die Universität und den Rat in Leipzig, daß man auf die Thäter fahnden sollte; es sei nicht das erste mal, daß dergleichen in Leipzig geschehe. Schumann kam in Haft — das erste Beispiel fürstlicher, also weltlicher Zensur in Leipzig, noch ehe der Kaiser gegen Luther Partei ergriffen hatte —, und nur den Bitten seiner Frau, seines Bruders und der Rentmeisterin Apollonia von Wiedebach, die Emsern milder stimmten, gelang es, dem Drucker eine leichtere Strafe zu erwirken. Nun ließ aber Emser eine Verteidigungsschrift ebenfalls in 1500 Exemplaren drucken und verbreiten, und hieran schloß sich eine lange Reihe von Streitschriften, die sich durch große, schon in den Aufschriften sich kundgebende Derbheit auszeichneten. Emser, der aus einem Patriziergeschlechte stammte, führte in Schild und Helmzier seines Wappens einen gehörnten Ziegenbock und hatte sich von diesem Wappen einen großen Holzschnitt machen lassen, den er stets mit auf das Titelblatt seiner Schriften drucken ließ. Daher schrieb Luther zunächst: „An den Bock zu Leipzig," Emser antwortete: „An den Stier zu Witteuberg." Darauf Luther wieder: „Auf des Bocks zu Leipzig Antwort," Emser: „Auf des Stiers zu Wittenberg wüthende Replica." Aber während Luthers Schriften mit Freuden gedruckt und nachgedruckt wurden, mußte Emser die seinigen alle auf eigne Kosten drucken lassen.

Aber auch von andrer Seite wurde die Verfolgung Luthers immer heftiger betrieben. Die Bischöfe von Merseburg und Meißen wüteten gegen seine Schriften. „Ganze Wagen voll

verbrennen ſie von meinen Büchern" (plaustra librorum meorum exurunt) ſchreibt er am 7. Februar 1521 an Spalatin. Vor allem aber ſetzten die Feinde alles daran, daß Luther nun auch vom Kaiſer, Karl V., verurteilt würde. Im März erhielt er die kaiſerliche Vorladung auf den Reichstag nach Worms. Am 2. April brach er in Wittenberg auf, am 7. war er in Erfurt, am 3. oder 4. wird er in Leipzig geweſen ſein. Da ſeine Reiſe einen gewiſſen öffentlichen Charakter annahm — der Kaiſer und Herzog Georg hatten ihm Geleitsbriefe ausgeſtellt, ein kaiſerlicher Herold geleitete ihn —, ſo wurde er auch in Leipzig mit der gewöhnlichen Ehrengabe an Wein vom Rate empfangen. Die Stadtkaſſenrechnungen verzeichnen in der Oſterwoche: „Röm. kaiſerl. Majeſtät Geſchickten und Doctori Martino Luther geſchankt 3 halb Stobichen (Stübchen) Rheinfall vor 24 Gr. und 3 halb Stobichen Rheiniſch Wein vor 12 Gr., facit 36 Gr."

Vom 16. bis zum 21. April 1521 war Luther auf dem Reichstage. Zu ſeinen eifrigſten Gegnern zählte auch dort Herzog Georg. Wiewohl der Herzog ſelbſt zu den bekannten hundert Beſchwerden deutſcher Nation wider den römiſchen Stuhl für ſeinen Teil noch zwölf beſonders harte Beſchwerden gegen den Ablaßunfug und das ärgerliche Treiben der Geiſtlichen fügte, ſo taſtete er doch nicht an den Lehrbegriff, den er durch Luther gefährdet glaubte. Der Ausgang des Reichstages iſt bekannt. Über Luther, den Ketzer, wurde die Reichsacht verhängt, ſeine Schriften zum Feuer verdammt. Kurfürſt Friedrich ſorgte dafür, daß er auf der Wartburg eine Zuflucht fand, wohin er am 4. Mai heimlich gebracht wurde.

Auch während dieſes Aufenthaltes auf der Wartburg iſt Luther zweimal kurz hintereinander in Leipzig geweſen. Es

war, als er, beunruhigt durch die aus Wittenberg zu ihm gedrungenen Nachrichten über das stürmische Vorgehen seiner Freunde, sich plötzlich von der Wartburg zu einem Besuche in Wittenberg aufgemacht hatte. Am 3. Dezember mittags kam er in seiner Reiterkleidung in Leipzig an, stieg auf dem Brühl bei dem Schänkwirt Hans Wagner ab und ritt, nachdem er gespeist, wieder von dannen. Acht Tage später, auf der Rückkehr, war er bei demselben Wirt zu Gaste.

Seine Durchreise durch Leipzig wurde ruchbar. Herzog Georg erfuhr davon im Februar 1522, als er sich auf dem Schellenberg im Erzgebirge befand, und schrieb an seine Söhne, es sei ihm „glaublich vorkommen, daß Doctor Martinus Luther in weltlichen Kleidern verborgen zu Leipzig gewest sei und allda sein Unterschleif oft haben soll." Er befehle ihnen daher, dafür zu sorgen, daß der Rat zu Leipzig „mit Fleiß nachforsche, wo Doctor Martinus zur Herberg gelegen, und wo sie erfahren, wer ihne geherbergt hat, daß sie denselben in ihre Strafung nehmen, daß er ihne solchs nit angesagt hat, und sie guten Fleiß vorwenden, wenn Doctor Martinus dergestalt wieder gen Leipzig kommet, ihne gefänglich anzunehmen und auf weiteren Bescheid zu enthalten." Infolgedessen wurde Wagner vom Rate vorgefordert und sagte aus, „daß Doctor Martinus wissentlich nie bei ihme gewest, er kenne ihne auch nicht. Es sei wohl in Vigilia Barbarae verschienen (d. h. letzte) zu Mittag ein Reitender mit einem Knechte in granen Reiterskleidern in sein Haus kommen, derselbig hab ein Bart gehabt und ein roth Barretlein, wie itzo gewöhnlich, unter dem Hute, dasselbig Barret hab er nicht wollen abethun, sondern fest aufgezogen, und als er weg wollen ziehn, habe er die Reiterskappe im Stalle angethan, sei also nach gehaltener Mahlzeit wieder weggeritten. Er wisse aber nicht, halte es auch noch

nicht darvor, daß es Doctor Martinus geweſt ſei. Deſſelbigen Tages ſei ein Freiweib in ſeinem Hauſe zu Biere geweſt, die hab geſagt, es ſei gewißlich Doctor Martinus, ſie kenne ihn wohl, er habe aber auf dieſer leichtfertigen Perſon Rede kein Achtung gegeben. Darnach ungefährlich über acht Tage ſei derſelbig Reitende mit dem Knechte abermals wiederkommen. zu Mittage geſſen und darnach wieder von dannen geritten, Er ſei aber keine Nacht bei ihme blieben. Mehr wiſſe er nicht davon." Es iſt kein Zweifel, daß der „Reitende" wirklich der „Junker Jörg" von der Wartburg war. Tag und Umſtände ſtimmen genau. Das Haus aber, in dem Luther damals einkehrte, läßt ſich noch ſicher nachweiſen: Hans Wagner, der Schänkwirt, beſaß von 1518 bis 1529 das Haus auf dem Brühl, welches ſpäter „Zu den drei Schwanen" hieß.*)

Aber je leidenſchaftlicher die Verfolgung Luthers wurde, deſto mächtiger äußerte ſich im Volke die Anhänglichkeit an ſeine Lehre. Schon ertönte vereinzelt der Ruf, ihm nachzufolgen, auch von den Leipziger Kanzeln, um freilich jedesmal ſchnell wieder erſtickt zu werden. Als daher im Februar 1522 von Nürnberg aus, wo diesmal der Fürſtentag abgehalten wurde, abermals ein ſcharfes Mandat gegen Luther und ſeine Lehre erging, ſäumte Herzog Georg nicht, es für das Herzogtum Sachſen drucken und im Lande anſchlagen zu laſſen (Dat. für Sachſen d. 10. Febr. 1522). In dieſem Mandat iſt freilich nicht ausdrücklich vor Luthers Schriften gewarnt; es heißt nur, daß diejenigen verhaftet werden ſollen, „die ſich mit Martini Luthers oder ſeiner Jünger verboten unchriſtlichen Lehre

*) Das Haus, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts viel genannt, weil ſich in ſeinem Hinterhauſe damals der Konzertſaal für das „Große Konzert" befand, iſt vor einigen Jahren abgebrochen und durch einen Neubau erſetzt worden.

die Unterthanen zu verführen vornehmen.“ Aber was der Herzog verſäumt hatte, holte bald darauf der Biſchof von Merſeburg nach. Dieſer kam im Spätherbſt 1522 nach Leipzig zu einer Viſitation der Univerſität. Nach Ablauf derſelben mußte der Rektor durch öffentlichen Anſchlag das Leſen lutheriſcher Bücher verbieten. Gegen ein Buch war aber dieſe Maßregel ganz beſonders gerichtet, ja ſie war wohl eigentlich dadurch hervorgerufen worden: gegen die ſoeben erſchienene lutheriſche Überſetzung des Neuen Teſtamentes.

Als Luther im Dezember 1521 von ſeinem kurzen Aufenthalte in Wittenberg auf die Wartburg zurückgekehrt war, begann er, von ſeinen Freunden in Wittenberg gedrängt, die Überſetzung der Bibel, zunächſt des Neuen Teſtamentes. Den ganzen Januar und Februar des Jahres 1522 widmete er dieſer Arbeit. Eben hatte er ſie beendet, als ihn abermalige ſtürmiſche Neuerungsverſuche ſeiner Freunde nach Wittenberg zurückriefen, wo er am 6. März eintraf und nun wieder blieb. Im Mai gab er ſeine Überſetzung bei Melchior Lotter d. J., dem nach Wittenberg übergeſiedelten Sohne des gleichnamigen Leipziger Druckers, in Druck. Da gleichzeitig die Evangelien und die Apoſtelgeſchichte einerſeits, die apoſtoliſchen Briefe andrerſeits in die Preſſe kamen, vom Juli an ſogar drei Preſſen nebeneinander arbeiteten, weil jetzt auch die mit 21 großen Holzſchnitten aus Cranachs Werkſtatt geſchmückte Offenbarung Johannis geſondert in Angriff genommen wurde, ſchritt der Druck raſch vorwärts und war am 21. September vollendet. Die Überſetzung erſchien unter dem einfachen Titel: „Das neue Teſtament, Deutſch, Wittenberg.“

Trotz des hohen Preiſes — ein Exemplar koſtete 1½ Gulden (1 Gulden = 21 Groſchen), was damals etwa ſoviel war wie heute 25 Mark! — ging die ſtarke Auflage reißend ſchnell ab; ſchon im Dezember erſchien eine zweite. Jetzt mochte es

auch Herzog Georg an der Zeit ſcheinen, energiſch vorzugehen. Unterm 7. November ließ er abermals ein Mandat ausgehen, das auch in Leipzig angeſchlagen und worin der Befehl gegeben wurde, daß jeder, der eine lutheriſche Überſetzung des Neuen Teſtaments in den Händen habe, er möge ſie gekauft haben, von wem und wie teuer er wolle, ſie ſpäteſtens bis zu Weihnachten im nächſten Amte abliefern ſolle. Damit ſich niemand beklagen könne, daß ihm Unrecht geſchehen, ſolle ihm ſein ausgelegtes Geld zurückerſtattet (!), Zuwiderhandelnde aber ſtreng beſtraft werden. Gleichzeitig wurde die theologiſche Fakultät in Leipzig mit einer genauen Durchſicht der lutheriſchen Schriften beauftragt.

Aber ſo gewaltig die Wirkung der lutheriſchen Überſetzung war, ſo kläglich war die ihres Verbotes. Vor allem ſpürte es die Univerſität an dem immer raſcheren Sinken ihrer Frequenz, was es hieß, die Glaubens- und Gewiſſensfreiheit beſchränken zu wollen. Schaarenweiſe liefen die Studenten von Leipzig weg nach Wittenberg, und ein Erſatz blieb aus. Während bis zum Jahre 1517 die Zahl der jährlichen Immatrikulationen immer gegen oder über 400 betragen hatte, ſank ſie in den folgenden Jahren auf eine Zahl herab, die höchſtens 300 etwas überſtieg, bisweilen nicht einmal erreichte. Aber ſeit dem allgemeinen Verbot der lutheriſchen Schriften ging die Frequenz reißend zurück. Noch 1522 waren 285 Studenten inſkribirt worden, 1523 kamen nur 124 hinzu, 1524 gar bloß 90, 1525 101, 1526 81, 1527 126, 1528 100, 1529 93, 1530 100. Erſt vom Jahre 1531 an hebt ſich die Zahl unmerklich wieder. *)

*) Nach 1540, nach der Einführung der Reformation in Leipzig, ſteigt ſie dann etwas ſchneller, aber erſt in den ſechziger Jahren kam ſie auf ihre frühere Stufe zurück.

Das Seitenstück zu diesem Bilde liefern die spärlichen Früchte des herzoglichen Mandats. Aus ganz Leipzig wurden im November 1522 vier Exemplare des Neuen Testamentes abgeliefert. Eins brachte der Rentmeister Georg von Wiedebach, bei dem sie abgegeben werden sollten, selbst — er hatte es von Lotter geschenkt bekommen! — ein zweites der Ratsherr Hans Preußer auf der Petersstraße (nach dem noch heute das Preußergäßchen heißt), die andern beiden Dr. Breitenbach, der Ordinarius der Juristenfakultät, der sie für den Herzog Heinrich von Mecklenburg gekauft und eins mit 34, das andre mit 36 Groschen bezahlt hatte. Georg ließ den Kaufpreis zurückzahlen und erklärte, die Exemplare dem Herzog selber schicken zu wollen. Sonstige lutherische Schriften lieferten nur noch ein paar Bürger ab, ohne sie bezahlt zu nehmen. Alles verbarg die Bücher und erfreute sich im Geheimen des kostbaren Besitzes. Nach der Schrift dagegen, die Emser in bischöflichem Auftrage im September 1523 in Leipzig herausgab, um die Gemüter zu beruhigen und das Verfahren des Herzogs und seiner Bischöfe zu rechtfertigen: „Aus was Grund und Ursach Luthers Dolmatschung über das neue Testament dem gemeinen Mann billig verboten worden sei" — die Vorrede ist, gewiß nicht absichtslos, gerade ein Jahr nach der lutherischen Übersetzung datirt — wird schwerlich große Nachfrage gewesen sein.

Unverändert zogen sich nun die Zerwürfnisse durch die folgenden Jahre hin. Auf der einen Seite immer offenere und kühnere Neuerung, auf der andern immer zähere und erbittertere Verteidigung des Alten.

Eine seltsame Erscheinung war es, als 1523 ein unterrichteter und schreibfertiger Schuhmacher in Eilenburg, Georg Schönichen, der dort eifrig für die Reformation wirkte und den

Mönchen vom Petersberge, welche Eilenburg mit Predigern versorgten, tapfer entgegentrat, sogar die Leipziger Theologen angriff. Er hatte im Mai mehrere Predigten in Leipzig gehört — unter andern eine, welche Dr. Dungersheim zu Pfingsten in der Nikolaikirche gehalten —, die seinen größten Unwillen erregten. Er ließ daher ein Sendschreiben an den Rektor der Universität, damals Mosellanus, an Dungersheim und an Andreas Camitianus (Andreas Frank aus Camitz in Ungarn?), einen jüngern Theologen, der auch zur lutherischen Lehre neigte, drucken, worin er die Predigten widerlegte und die genannten Männer als Häupter der Universität und der Stadt Leipzig aufforderte, ihn aus der Schrift eines Bessern zu belehren. Dungersheim würdigte ihn einer Antwort, auf die Schönichen nochmals bescheiden, aber überlegen erwiederte. Auch diese beiden Sendbriefe erschienen in Druck.

Die lebendigsten Einblicke aber in die damaligen kirchlichen Zustände Leipzigs gewährt das Auftreten des wackern Wittenberger Predigers Sebastian Fröschel. Fröschel (aus Amberg in der Oberpfalz) hatte in Leipzig studirt, war 1519 mit bei der Disputation gewesen, hatte auch schon, ehe er in Wittenberg Prediger wurde, öfter in Leipziger Vorstadtkirchen gepredigt. Als er zur Michaelismesse 1523 nach Leipzig kam, predigte er auf Bitten der Vorsteher des Georgenhospitals in der Kapelle zu St. Georg, acht Tage später zu St. Johannis, und in der letztgenannten Kirche sollte er nochmals Mittwoch den 21. Oktober predigen. Als nun die Mittwoch kam, hatten die Mönche des Thomasklosters die Kirche sperren und mit starken Schlössern verwahren lassen, der ganze Kirchhof aber stand voll Volkes, und man hatte etliche Predigtstühle auf dem Kirchhofe aufgerichtet.

„Als ich nun solches erfuhr — erzählt er selbst — wollte ich nicht hinaus, denn es waren auch bestellt heimlich des

Rats Diener, wenn ich aufträte und predigte, daß ſie mich angreifen ſollten und gefangen nehmen. Als ich aber nicht hinauswollte, da ſchickten ſie mir einen Boten nach dem andern, auch zum Teil die Herren des Rats, daß ich wollte hinauskommen, nicht zu predigen, ſondern das Volk zu ſtillen, es würde ſonſt ohne ein Unglück nicht abgehen. Und als ich nun hinauskam und anhob, das Volk zu bitten, daß ſie auf diesmal wollten Geduld haben mit mir, aber der gemeine Mann wollte nicht, bis ſo lange, daß auch etliche Herren des Rats zu mir in den Kreis unter das Volk traten und das Volk baten neben mir, daß ſie auf dieſes mal wollten zufrieden ſein, auch mich zufrieden laſſen; ſie ſelber wollten dazu gedenken und bei Herzog Georgen anhalten und ſo viel zu wege bringen, daß ich allda möchte bleiben und ihnen weiter predigen; alſo ging das Volk wieder in die Stadt, aber mit Ungeduld, und etliche Herren des Rats begleiteten mich hinten über das Feld zum Petersthor in die Stadt hinein.„

Infolge dieſer Vorgänge wurde Fröſchel nach Merſeburg vor den Biſchof zitirt. Die Leipziger Bürgerſchaft wollte ihn, als ſie dies hörte, mit vierzig Pferden dahin begleiten, Fröſchel aber verbat ſich das, und ſo wurden ihm nur zwei Bürger zur Begleitung mitgegeben. Der Biſchof fragte ihn, warum er in Leipzig gepredigt hätte, wer ihm ſolches befohlen und wer ihn dazu berufen hätte. Darauf gab Fröſchel zur Antwort: Dazu habe ihn der Biſchof ſelbſt berufen, damals als er ihn ordinirt, ihm das Evangelium in die Hand gegeben und ihm befohlen habe: Ite in orbem universum et praedicate Evangelium (Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium). Der Biſchof erwiederte: Es wäre wohl wahr, daß er ſolches befohlen, aber Fröſchel predige nicht das Evangelium, ſondern Opiniones Lutheri, dies könne und wolle er nicht leiden.

Darauf wurde Fröſchel aufs ungnädigſte entlaſſen, und der Biſchof berichtete an Herzog Georg und ſchrieb ihm, er möge nicht ſäumen, ſondern ſich eilends nach Leipzig aufmachen, „denn M. Fröſchel, der von Wittenberg dahin gekommen wäre, würde ſonſt die ganze Stadt verführen mit der lutheriſchen Lehre, denn der gemeine Mann hinge gar an Fröſchel.“

Herzog Georg kam ſchleunig nach Leipzig, und am folgenden Morgen wurde Fröſchel ohne Angabe eines Grundes in der Nikolaiſchule beim Rektor Konrad Burchamer (von Nürnberg) verhaftet. „Hora 9. — berichtet er ſelber launig — wurde M. Fröſchel in aller Herrlichkeit mit vier Stadtknechten, ſo gerüſtet waren, auf das Rathaus geführt, da ihm eine gute herrliche Mahlzeit von den Herren des Rats beſtellet war in des Richters Stuben auf dem Rathauſe, und ihm angezeigt, was er trinken wollte von Wein und Bier, das ſolle er in des Rats Keller holen laſſen, aber das Eſſen bei Michel Buffler in S. Katharinen Straßen.*) Alſo waren ein ganzer Tiſch voll meine Gäſte, der Herren Diener, die Stadtknechte, denen befohlen war, mir Geſellſchaft zu leiſten; denn ihre Herren aßen zu Mittag auf des Stadtrichters Hochzeit, die denſelben Tag war.... Nachmittags, als die Herren des Rats gegeſſen hatten und bei Zeiten von der Mahlzeit aufgeſtanden, da kam der ganze ſitzende Rat zu mir auf das Rathaus, und der regierende Bürgermeiſter zeigte mir an, wie ſie von Herzog Georgen Befehl hätten bekommen, daß ſie nach mir ſollten ſchicken und mich mit ihnen zu ihrer F. G. aufs Schloß bringen; darum bäten ſie mich, ich wollte mich des nicht beſchweren und mit ihnen, neben dem Stadtſchreiber, aufs Schloß kommen. Alſo gingen alle drei Bürgermeiſter vornean im erſten

*) Sein Gaſthaus lag an der Ecke des Kitzgäßleins, ſpäter Böttchergäßchen genannt (jetzt Katharinenſtr. 6).

Glied, darnach ich mit dem Stadtſchreiber im andern Glied, und darnach die andern Herren des Rats alle, und zuletzt alle Stadtdiener; mit ſolcher großen Herrlichkeit und Pracht wurde ich auf das Schloß geführt und geleitet."

Herzog Georg, bei dem außer ſeinen Räten der Rektor der Univerſität, Chriſtof Hegendorf und andre Profeſſoren anweſend waren, ließ Fröſchel eintreten und verhörte ihn perſönlich. Er warf ihm zunächſt vor, daß er ſich nicht wie eine geiſtliche Perſon hielte, daß er keine Platte habe und einen kurzen Rock und ausgeſchnittene Schuhe trage wie die gemeinen Bürger. Dann kam er auf den Grund ſeiner Verhaftung. Wie Fröſchel früher in Leipzig ſtudirt und „in Baccalareum und Magiſtrum promovirt" hätte, da ſei er „ein ſchön Fröſchel" geweſen; aber nachdem er ſich gen Wittenberg in die Ketzergrube begeben hätte, da hätte er ſich „gar voll Gift geſogen und wäre zur Kröten worden und gen Leipzig gekommen und hätte daſelbſt in Kirchen und Schulen ſein Gift ausgeſchüttet." Dafür werde er geſtraft werden zum Exempel, daß die ganze Stadt ſich daran ſtoßen und ſich vor ſolchen Ketzern hüten ſollte.

Fröſchel verteidigte ſich mit ſchlagfertigem Witz. Als er ſich aber auf ein Wort des Paulus berief, unterbrach ihn der Herzog und ſagte: „Wir wiſſen wohl, daß ihr euern Paulum geleſen habt; wir ſind nicht allhier, daß wir mit euch wollen disputiren!" Darauf mußten Fröſchel und der Leipziger Rat abtreten, und Herzog Georg beriet ſich mit ſeinen Räten und den Herren der Univerſität. Nach einiger Zeit wurden ſie wieder vorgelaſſen, und der Herzog eröffnete Fröſchel, daß er auf Fürbitten der Univerſität beſchloſſen habe, ihn zu begnadigen. Er ſolle alſo Stadt und Land morgen verlaſſen und ſich nicht eher wieder in Leipzig blicken laſſen, als bis er ſich bekehrt habe. Werde er nochmals in Leipzig betroffen

werden, ſo werde man ihn an den Pranger binden und ihm dort „eine Platte, ſo groß und breit, als ein Abt hat, raufen und ihn mit Ruten zum Lande hinausſtreichen.“

Am folgenden Tage rief der Rektor die ganze Univerſität zuſammen, trug vor, was ſich tags zuvor begeben hatte, und es wurde beraten, ob Fröſchel exkludirt oder relegirt werden ſollte. Mit Rückſicht auf die milde Entſcheidung des Herzogs wurde er auf unbeſtimmte Zeit relegirt und die Relegation noch ſelbigen Tages angeſchlagen.

Fröſchel wirkte bis zu ſeinem Tode als Prediger in Wittenberg und hat 1566 in der Vorrede zu ſeiner Schrift „Vom Königreiche Chriſti Jeſu“ ſeine Leipziger Erlebniſſe ſelber ausführlich und in der ergötzlichſten Weiſe erzählt. Die oben wörtlich angeführten Stellen ſind dieſem Berichte entnommen.*)

Anknüpfend an das Auftreten Fröſchels erließ Herzog Georg unterm 12. Februar 1524 einen Befehl an den Leipziger Rat, worin er vor eigenmächtigen Verſammlungen der Gemeinde (conventicula) und Neuerungen im Gottesdienſte, wie ſie die Zünfte vorhätten, warnt, dem Rate einſchärft, darauf zu achten, daß hinſichtlich des Sakraments und andrer kirchlichen Gebräuche nichts geändert, auch „auf diejenigen, die die verführeriſchen und Läſterſchriften oder Bücher heimlich oder auch

*) Daß unſer Johanniskirchhof der Schauplatz geweſen iſt, wo die Erlebniſſe dieſes wackern Vorkämpfers der Reformation in Leipzig zum Teil ſich abſpielten, kann uns einigermaßen mit dem Umſtande verſöhnen, daß unſer Reformationsdenkmal nicht dort, wo mit Rückſicht auf die geſchichtlichen Vorgänge ſein eigentlicher Platz wäre, auf dem Thomaskirchhof, ſondern vor der Johanniskirche ſteht. Übrigens ſei daran erinnert, daß die Johanniskirche der Reformationszeit ebenſo wie das Rathaus jener Zeit nicht dieſelben Gebäude waren wie die heutigen; das Rathaus, das Luther geſehen, wurde 1555 abgetragen; die Johanniskapelle aber aus Luthers Zeit wurde ſchon 1547 bei der Belagerung Leipzigs von den Belagerern zerſtört und an ihrer Statt erſt 1584 die jetzige Johanniskirche erbaut. Der Turm iſt ſogar erſt von 1749.

öffentlich ausgehen laſſen, gute Achtung gegeben werde, ſie zur Strafe zu nehmen und zu enthalten."

Das Mandat ſelbſt zeigt, welche Fortſchritte das Evangelium in Leipzig bereits gemacht hatte. In der That war die kleine neue Gemeinde, als welche ſie ſich bereits zu fühlen begann, durch nichts mehr abzuſchrecken. Als das neue Mandat in Leipzig eintraf, predigte ſchon wieder in der Georgenkapelle und im Nonnenkloſter vor dem Petersthore Magiſter Andreas Bodenſchatz im lutheriſchen Sinne, und in einer Sonnabend nach Oſtern (2. April) 1524 unterzeichneten Bittſchrift wandten ſich geradezu 105 ſeiner Anhänger an den Leipziger Rat und trugen darauf an, dieſen Mann in eine der ſtädtiſchen Hauptkirchen als Prediger zu berufen, wagten es alſo damit, ſich offen zur neuen Lehre zu bekennen. Die Bittſchrift ging nach Dresden an den Herzog und wurde in deſſen Antwortſchreiben vom 12. April ſchroff abgewieſen. Ende April ließ der Herzog durch den Biſchof von Merſeburg abermals eine Viſitation in Leipzig anſtellen, die freilich wieder keinen nennenswerten Erfolg hatte. Im Thomaskloſter wurden einem Mönch ein paar lutheriſche Bücher abgenommen, an der Univerſität einige junge Magiſtri und Doctores ausgeſcholten, die ſchon bei der vorigen Viſitation der Hinneigung zu Luther beſchuldigt worden waren und ſich ſeitdem nicht viel gebeſſert hatten, die Barfüßer klagten über einen ausgelaufenen Mönch, der das Sattlerhandwerk erlernt habe und nun eine Leipziger Jungfrau heiraten wolle, und die Ratsherren erklärten, daß ſie gern bereit ſeien, den lutheriſchen Irrtum zu verhindern; gegenwärtig ſei ihres Wiſſens aber nur ein Beutler vorhanden, der das Abendmahl nicht anders als unter beiderlei Geſtalt nehmen wolle, doch hätten ſie ihm geboten, binnen hier und Pfingſten entweder nach dem alten Gebrauche ſich zu ſchicken oder die Stadt

zu räumen. Als ſtark beteiligt wurde Dr. Heinrich Stromer erfunden; er hatte alles, was bisher von Luthers Schriften in Wittenberg erſchienen war, in ſeinem Hauſe und wurde beſchuldigt, daß er dieſe Schriften heimlich und bei Nacht nicht bloß den jungen Magiſtern der Univerſität, ſondern auch Männern und Frauen aus der Bürgerſchaft mitteile.

In eine beſonders ſchlimme Lage geriet durch die Maßregeln des Herzogs der Leipziger Buchdruck und Buchhandel. Dies zeigt ein Fall aus jenen Tagen, der zugleich die nächſte Veranlaſſung zu der ebenerwähnten abermaligen biſchöflichen Viſitation geweſen zu ſein ſcheint.

Mittwoch nach Oſtern 1524 ſchickte der Herzog von Dresden aus an den Leipziger Rat ein „Büchlein," das ihm kurz zuvor zugegangen war: eine Predigt, am Dreikönigstage zu Altſtädt von dem dortigen Amtsgenoſſen Thomas Münzers, Simon Haferitz, gehalten. Er habe erfahren, ſchreibt er, die Predigt ſei in Leipzig gedruckt worden, und da er ja den Druckern befohlen habe, nichts neues ohne Wiſſen und Willen des Biſchofs von Merſeburg „oder derjenigen, ſo derhalben Befehl haben" (d. h. der mit der Zenſur beauftragten Univerſitätstheologen), drucken zu laſſen, ſo möge ſich der Rat genau erkundigen, wer die Schrift gedruckt habe und ob damit dem herzoglichen Befehle nachgegangen worden ſei.

Der Rat ließ ſämtliche Buchdrucker kommen und legte ihnen den Druck vor. Nun zeichnete ſich das corpus delicti durch auffälligen Letternſchnitt, namentlich durch ſeine geſchwänzten d und h aus. Mit derſelben Schrift hatte aber Wolfgang Stöckel früher viel gedruckt, und ſo mußte ſich auf ihn ſofort der Verdacht lenken. Stöckel ergriff denn auch bei der Vernehmung zuerſt das Wort, gab aber an, die vom Herzog geſandte Predigt ſei nicht in Leipzig gedruckt, ſondern in

Eilenburg bei Nickel Albrecht, sonst Widemar genannt, an den er die Lettern verkauft habe. Die übrigen Buchdrucker bestätigten Stöckels Aussage. Hierauf wurden sie entlassen, Stöckel nochmals allein vorgenommen, und nun bekannte er, „die Schrift sei sein," er habe sie aber seinem Sohne Jakob und genanntem Widemar geliehen, und diese beiden hätten die Predigt damit in Eilenburg gedruckt. Diese zweite Aussage entsprach durchaus der Wahrheit. Die kleine Winkeldruckerei von Nickel Widemar in Eilenburg hatte schon 1523 für Thomas Münzer gearbeitet, auch die sämtlichen Schriften des obenerwähnten Eilenburger Schuhmachers Schönichen gedruckt.

In dem Berichte nun, den der Rat über das Ergebnis seiner Untersuchung nach Dresden sendet, ergreift er die Gelegenheit, dem Herzog die traurige Lage zu schildern, in die der Leipziger Buchhandel durch die herzoglichen Mandate geraten sei. Die Buchdrucker hätten sich wiederholt bitter beim Rate beklagt, daß ihr Gewerbe ganz darniederliege, und wenn es noch länger mit ihnen so fortgehen würde, so würden sie Haus, Hof und ihre ganze Existenz verlieren. Die von Wittenberg und anderwärts ausgehenden neuen Schriften dürften sie nicht drucken und verkaufen, und doch sei gerade nach diesen Schriften die größte Nachfrage. Was sie haufenweise daliegen hätten, das begehre niemand, und wenn sie es gleich umsonst geben wollten. Sie hätten sich bisher willig dem herzoglichen Befehl gefügt, aber was nütze das? Wenn sie selbst jene Schriften nicht druckten, so druckten sie andre in Wittenberg, Zwickau, Grimma, Eilenburg, Jena und an andern Orten und brächten sie doch unter die Leute, und so würde ihnen ein Vorteil entzogen und Fremden zugewendet. Drucker, Setzer und andre, die sich bisher in Leipzig vom Buchhandel genährt hätten, müßten jetzt mit ihren Kindern Not leiden. Einige seien

ſchon ſo weit gekommen, für Tagelohn am Feſtungsbau mit zu arbeiten, und es ſei zu befürchten, daß auf dieſe Weiſe der Buchhandel noch ganz von Leipzig verſcheucht werden würde.

Den bisher geſchilderten Nöten und Gefahren entging nun freilich Wolfgang Stöckel auf die bequemſte Weiſe. Während ſein Sohn Jakob noch in der Oſterwoche die Bittſchrift der 105 mit unterzeichnet hatte, zog er ſelbſt es vor, wenige Monate ſpäter einem Rufe Herzog Georgs nach Dresden zu folgen, errichtete dort die erſte Druckerei und war fortan nur noch im Sinne und Auftrage des herzoglichen Hofes thätig. Tief hinein in dieſe Nöte und Gefahren aber geriet Melchior Lotter, der um dieſelbe Zeit ſich in Wittenberg die Ungnade des Kurfürſten zuzog und ſein Geſchäft in Wittenberg aufgeben und nach Leipzig zurückkehren mußte.

Die Gebrüder Lotter hatten in Wittenberg nach der Vollendung des Neuen Teſtamentes 1523 und 1524 auch die erſten drei inzwiſchen fertig gewordenen Teile des Alten Teſtaments gedruckt. Nicht ohne Neid ſahen die Wittenberger, welche glänzenden Geſchäfte die Leipziger Drucker mit dem Drucke der bibliſchen Bücher gemacht hatten. Von dem neuen Hauſe, das der alte Lotter ſich auf ſeinem Grundſtücke in der Hainſtraße erbaut hatte, behaupteten ſie, er habe es mit dem in Wittenberg verdienten Gelde erbaut. Sie verlangten, daß die Lotter ſich in Wittenberg anſäſſig machen und dort Bürger werden ſollten. Schließlich ließ in Wittenberg der jüngere Lotter ſich irgendein — nicht mehr nachweisbares — Vergehen zu Schulden kommen, um deswillen er vom Wittenberger Rate mit einer hohen Geldbuße, zehn Schock Groſchen, belegt wurde — der alte Lotter zahlte zu Pfingſten 1525 vier Schock vierzig Groſchen, zu Weihnachten fünf Schock zwanzig Groſchen „uf die Gerichtsbußen ſeines Sohns“ — und überdies von

ſeinen Neidern beim Kurfürſten angeklagt wurde, und ſo wurde ihm, obgleich Luther ſelbſt den Angebereien entgegentrat und ſich warm beim Kurfürſten für ihn verwendete, der weitere Druck lutheriſcher Schriften entzogen. Lukas Cranach, der Maler, und Chriſtian Döring, der Goldſchmied, beſorgten hinfort den Verlag der Bibel und nahmen einen neuen Drucker an, Hans Luft, der von da an auch der Hauptdrucker Luthers in Wittenberg blieb, und als 1534 die erſte vollſtändige Bibel erſchien, traten ſie den Verlag an ein Konſortium von drei Wittenberger Buchhändlern ab.

Mit doppelter Strenge trat Herzog Georg auf, ſeit im Gefolge der Münzerſchen Bewegung und der allerorten ausbrechenden Bauernunruhen neben den religiöſen Streitſchriften eine aufrühreriſche ſozialiſtiſche und kommuniſtiſche Literatur ſich breit machte, in der die eigne Machtſtellung der Fürſten angegriffen wurde. Im April und Mai 1525 kam auch in Sachſen die lange genährte und geſchürte Empörung der Bauern zum Ausbruch. Nachdem Münzers Haufen am 15. Mai 1525 von Kurfürſt Johann — Friedrich der Weiſe war am 5. Mai geſtorben —, Landgraf Philipp von Heſſen und Herzog Georg bei Frankenhauſen geſchlagen worden waren und Thomas Münzer Ende Mai hingerichtet worden war, kam Herzog Georg nach Leipzig, um auch hier, wo die Ideen des Bauernkrieges vielfach gegährt hatten, reine Wirtſchaft zu machen. Hunderte von Bürgern wurden verdächtigt, viele in Haft und Unterſuchung gezogen, acht Anhänger Münzers im Juni hingerichtet, darunter zwei, bei denen man lutheriſche Schriften gefunden hatte. Darauf wurden der Rat und die Bürgerſchaft auf die Pleißenburg gefordert und ihnen durch Dr. Simon Piſtoris — damals des Herzogs Kanzler — eröffnet, daß der Herzog den übrigen Schuldigen und Verdächtigen Leben und Heimat

aus Gnaden lassen wolle, doch solle künftig dem Rate treuer Gehorsam geleistet und alle Religionsneuerung gemieden werden. Die Stadt mußte eine Geldbuße zahlen, die 7000 Gulden (soviel wie heute etwa 120 000 Mark) betragen haben soll.

Im Jahre 1526 scheint die Verfolgung der lutherisch Gesinnten im Herzogtum Sachsen etwas nachgelassen zu haben. Am 22. Dezember 1525 hatte Luther den schönen versöhnlichen Brief an den Herzog geschrieben, worin er ihn demütig um Verzeihung bittet, daß er ihn so oft „mit harter, scharfer Schrift angetastet" habe, und ihn flehentlich ermahnt, von seiner weiteren Verfolgung abzustehen. „Denn mich's fast ansiehet, als sollt Gott unser Herre gar bald unser ein Teil von hinnen nehmen, und darauf stehet die Sorge, Herzog Jürge und der Luther müßten auch mit." Dazu kam, daß der Bischof Adolf von Merseburg, der den Herzog unaufhörlich aufgestachelt hatte, plötzlich vom Schauplatze abtrat. Er war noch Mitte März 1526 in Leipzig abermals mit dem Herzog zusammengetroffen und hatte ihm dabei zugesetzt, mit aller Macht dem immer weiter um sich greifenden lutherischen Übel zu steuern. Wenige Tage nach seiner Rückkehr nach Merseburg starb er am Schlagfluß (23. März 1526); sein Nachfolger wurde am 9. April Vincenz von Schleinitz. Endlich mag auch der verhältnismäßig günstige Reichstagsabschied von Speier vom 27. August 1526, den die evangelisch gesinnten Mächte, nachdem sie sich am 6. Mai im Torgauer Bündnis geeinigt, durchgesetzt hatten, und worin es hieß, daß in Religionssachen jeder in seinem Gebiete handeln solle, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue, nicht ganz ohne Einfluß gewesen sein.

Ein umso härteres Exempel statuirte Herzog Georg im Jahre 1527. Ein hausirender Buchhändler aus Nürnberg,

Hans Hergott, wurde am Montag nach Cantate (20. Mai) auf dem Marktplatze in Leipzig enthauptet und seine Waare öffentlich verbrannt. Der Vorfall würde in der Geschichte der Reformationszeit einzig dastehen und als ein Akt der Grausamkeit einen dunkeln Schatten auf den Charakter des Herzogs werfen, wenn Hergott, wie jahrhundertelang geglaubt und nachgeschrieben worden ist,*) als Verbreiter lutherischer Schriften und nicht vielmehr als sozialistischer Agitator, als Nachzügler der Bewegung, die im Bauernkriege niedergeschlagen worden war, mit dem Tode gebüßt hätte.

Hans Hergott hatte bis 1526 in Nürnberg gelebt und scheint dort namentlich den Nachdruck lutherischer Schriften eifrig betrieben zu haben. Wenigstens beschwert sich Luther am 26. September 1525 beim Rate zu Nürnberg, daß von seiner eben im Druck befindlichen Postille mehr als die Hälfte der Druckbogen in Wittenberg gestohlen, nach Nürnberg gebracht, dort nachgedruckt und das Bruchstück, noch ehe der Druck in Wittenberg vollendet, verkauft worden sei, wozu er die Bemerkung fügt: „Und, ist mir recht, das Hergöttlein soll mit dran sein." Daneben aber hatte Hergott seine geschäftliche Thätigkeit auch der Förderung der extremsten Richtungen der Reformationszeit gewidmet. Im Frühjahr 1527 scheint er sich von Nürnberg aufgemacht zu haben und nun mit Flug-

*) Die Geschichte Hans Hergotts ist erst in neuerer Zeit von A. Kirchhoff durch urkundliches Material aufgeklärt worden. (Vgl. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels, I.) Alle Lokalgeschichten Leipzigs von Schnelders Chronika an bis herab zu Großes Geschichte Leipzigs erzählen, daß im Jahre 1524 (!) ein Buchhändler in Leipzig, namens Johannes Hergott, wegen des Vertriebes lutherischer Schriften hingerichtet worden sei. Die Erzählung bildete in der Reformationsgeschichte Leipzigs eine so bekannte Episode, daß selbst die Novellistik sich ihrer bemächtigen und dabei die geschichtlichen Vorgänge in phantastischer Weise verwirren konnte. (Vergl. die Novelle „Des Kantors Töchterleln" in der Sammlung „Alte Herren", Hannover, 1865.)

ſchriften hauſirend im Lande herumgezogen zu ſein. Bei dieſer Gelegenheit wurde er im Herzogtum Sachſen ſpeziell wegen des Vertriebes einer aufrühreriſchen kommuniſtiſchen Schrift voll der wunderlichſten Hirngeſpinnſte „Von der neuen Wandlung eines chriſtlichen Lebens“ verhaftet.*) Die Unterſuchung ergab jedenfalls, daß Hergott nicht bloß der Drucker, ſondern auch der Verfaſſer des Buches war. Dies läßt ſich unter anderm aus einer Streitſchrift ſchließen, die der ſchon früher erwähnte ſchreibſelige Gegner Luthers Petrus Sylvius Ende Juni 1527 bei Jakob Thanner in Leipzig drucken ließ: „Ein klar Beweiſunge, wie Luther würde ſein ein Urſache des ſtäten Einzuges des Türken, des unchriſtlichen Irrthums, Zwietracht, Aufruhrs und Empörung des gemeinen Volks,“ und auf deren Titelblatt die Verſe ſtehen:

Was Luther hat vorgenommen mit ſeinem Schreiben,
Und N. Pfeifer gehandelt mit ſeinem Predigen
Und Thomas Münzer mit ſeinen Bauern angefangen,
Das hat Hans Hergatt durch ſein'n Traum wollen vollbringen.
Solche Früchte kommen aus der lutheriſchen Schrift,
Noch will man nicht erkennen ſeine ſchädliche Gift.

Der „N. Pfeifer,“ der hier neben Luther, Münzer und Hergott genannt wird, war der Aufruhrprediger von Mühlhauſen, Heinrich Pfeifer, der zugleich mit Münzer hingerichtet wurde.

Während ſo jedes erneuerte Aufflackern des Bauernaufruhrs mit Gewalt erſtickt wurde, ging freilich Luthers Werk, das ja thatſächlich damit nichts gemein hatte, wie es Luther ſelbſt ſchon 1525 in ſeiner Schrift „Wider die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern“ gegen jeden Verdacht eines Zu-

*) Ein Exemplar derſelben beſitzt das Leipziger Ratsarchiv. Auf dem Umſchlage, in welchen es eingeheftet iſt, ſteht von gleichzeitiger Hand die Bemerkung: Hans Hergotts von Nürnberg uffrühriſch Büchlein, um welches willen er mit dem Schwert allhier gerichtet. Mantag nach Cantate. Anno Dom. 1527.

ſammenhanges damit in Schutz genommen hatte, unaufhaltſam ſeine Bahn. Alles, was erſonnen wurde, es aufzuhalten, beförderte nur ſeinen Gang.

Um Luthers Überſetzung des Neuen Teſtamentes zu verdrängen, hatte Herzog Georg Emſern beauftragt, ſelbſt eine andre Überſetzung zu beſorgen. Sie erſchien im Sommer 1527 bei dem früheren Leipziger, nunmehrigen Dresdner Buchdrucker Wolfgang Stöckel, und Georg ſelbſt hatte ein geharniſchtes Vorwort dazu geſchrieben, datirt vom 1. Auguſt 1527. Wie Luther richtig ſagte, hatte Emſer nichts weiter gethan, als ihm ſeine Überſetzung „abgeſtohlen," mit wenigen Verbeſſerungen und vielen Verſchlechterungen. Selbſt die Holzſchnitte aus der Offenbarung Johannis, die der Herzog in ſeinem Mandat von 1522 für „ſchmähliche Figuren, päpſtlicher Heiligkeit zu Hohn und Spott" erklärt hatte, waren in die Emſerſche Überſetzung mit übergegangen; Emſer hatte die Stöcke Lucas Cranach für 40 Thaler abgekauft. Es war eine eigne Ironie, daß die fünf Jahre früher ſo heftig angefochtene Arbeit Luthers in dieſem neuen Gewande nun geſtattet, ja angeprieſen und anbefohlen wurde, und daß der Herzog ſo wider ſeinen Willen dem Werke Luthers ſelber Vorſchub leiſtete. Emſer überlebte die Vollendung ſeiner Arbeit nicht lange; er ſtarb am 8. November 1527 in Dresden am Schlagfluß, und an ſeine Stelle als Kaplan und Sekretär des Herzogs trat Dr. Johann Dobeneck aus Wendelſtein bei Nürnberg (daher Cochläus, von cochlea, die Schnecke, der Wendelſtein), ein Schüler Ecks, „großartig im Lügen, ein ſeichter Kopf, doch fingerfertig," der bald in Streitſchriften gegen Luther eine ebenſo große Fruchtbarkeit entfaltete wie ſein Vorgänger.

Von 1528 an that ſich in Leipzig neben Dungersheim ein neuer Prediger, Johann Koß, durch Angriffe auf die Evan-

geliſchen hervor.*) Zu ihm hielten zwei junge Leipziger Magiſter, Joachim von der Heyden (latiniſirt Miritianus oder Myricianus) und Johann Haſenberg, die durch Spottſchriften in Verſen und Proſa — der erſtere hielt ſich für einen großen Poeten — Luthers eheliches Leben angriffen und vor allem Katharina von Bora — noch drei Jahre nach ihrer Verheiratung! — an der Rechtmäßigkeit ihrer Ehe irre zu machen ſuchten. Die Geſchichte ihres Auftretens bildet eine derbkomiſche Epiſode in all den ernſten Kämpfen jener Zeit. Als die beiden Magiſter ihr erſtes Machwerk nach Wittenberg ſchickten, gab Luther, der gerade mit einer Geſandtſchaft vom Brandenburger Hofe dringend beſchäftigt war, ſeinen Hausgenoſſen den Auftrag, das Büchlein anzunehmen und zu leſen. „Da hört, was böſe Buben thun: den Boten haben ſie ehrlich gehalten, aber das edle Büchlein haben ſie genommen und aufs Hintergemach getragen . . . und habens illuminiret . . .“ Darauf gaben ſie dem Boten die Schrift wohlverpackt wieder, ſchickten ſie, von einem mutwilligen Briefe begleitet, an die Verfaſſer nach Leipzig zurück und veröffentlichten dann ihren tollen Streich in einer „Neuen Zeitung aus Leipzig,“ worin ſie zugleich einen der verbiſſenſten Gegner Luthers unter den Leipziger Ratsmitgliedern lächerlich machten, den Ratsherrn Hieronymus Walther (den Erbauer der „Goldnen Schlange“ am Eingange der Hainſtraße, 1523), der kurz zuvor dem ſeligen Emſer in der Frauenkirche in Dresden hatte ein Denkmal ſetzen laſſen. In der „Neuen Zeitung“ muß Walther den Streich der Wittenberger Illuminiſten in einem ausführlichen Briefe an Cochläus in Dresden erzählen. Auf eine

*) Er ſtarb Ende des Jahres 1532, auf der Kanzel der Nikolaikirche vom Schlage gerührt.

zweite Schrift der Leipziger Magiſter gaben die Wittenberger „Eine neue Fabel Äſopi vom Löwen und Eſel“ heraus, mit einem Holzſchnitte (worauf einem alten Eſel von zwei jüngeren eine Krone über den Kopf gehalten wird, während zwei andre jüngere Eſel, mit Hellebarden bewaffnet, den alten begleiten) und einer Vorrede, worin der „vermeinte Poet zu Leipzig“ Miritianus zu einem Miritionos (griechiſch onos, der Eſel) umgewandelt wurde. Der Poet ſcheint von da an geſchwiegen zu haben. Haſenberg aber verfolgte Luthern auch ſpäter noch mit Läſterſchriften, zuletzt noch 1530 mit einer in dramatiſcher Form, in der er den ganzen Bodenſatz ſeiner Galle ausſchüttete: Ludus ludentem Luderum ludens.

Das Jahr 1529 führte die deutſchen Fürſten auf dem Reichstage in Speier zuſammen, der den Proteſtanten den Namen gab. Am 19. April proteſtirten die evangeliſchen Stände feierlich gegen den Reichstagsabſchied, welcher die vor drei Jahren, ebenfalls in Speier, vereinbarte, ihnen günſtige Beſtimmung wieder aufheben wollte. Obwohl Herzog Georg nicht auf dem Reichstage anweſend war, erbitterte ihn doch der Ausgang und reizte ihn wieder zu größerer Strenge. Auch ſeine Stellung zu Luther war wieder feindſeliger geworden, ſeit dieſer ihn in ſeiner Schrift „Von heimlichen und geſtohlenen Briefen“ aufs neue angegriffen hatte, und Georg trotz mehrfacher Beſchwerden beim Kurfürſten Johann eine Beſtrafung Luthers nicht hatte durchſetzen können. Was er aber an Luther nicht ſelbſt rächen konnte, mußten nun ſeine evangeliſchen Unterthanen büßen.

Es war ihm hinterbracht worden, daß in Leipzig in der letzten Zeit verſchiedene Perſonen geſtorben ſeien, die ſich geweigert hätten, das Abendmahl vor ihrem Tode zu nehmen, weil man es ihnen nicht unter beiderlei Geſtalt habe reichen

wollen. Infolgedeſſen gab er am Freitag nach Bartholomäi (27. Auguſt) 1529 dem Probſt zu St. Thomas, Dr. Ulrich Pfiſter, den Befehl, daß Geiſtliche, die den Kranken das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt reichen würden, dem Biſchof von Merſeburg ausgeliefert, Weltliche, die ſie in dieſer Meinung beſtärken würden, aus Stadt und Land verwieſen werden ſollten. Wer aber geſtorben ſei, ohne das Abendmahl in der alten Weiſe genommen zu haben, ſollte an einem unehrlichen Orte begraben werden. Dieſem harten Befehle folgte ein neues Zenſurmandat, und als ob jede neue Phaſe der reformatoriſchen Bewegung in den herzoglichen Erlaſſen gegen den Buchdruck und Buchhandel ſich wiederſpiegeln ſollte, war es diesmal eine zu dem ſeit 1527 entbrannten Abendmahlsſtreit gehörige Schrift, welche die erneute Einſchärfung der frühern Mandate veranlaßte.

Ende Juni 1530 trat der Reichstag in Augsburg zuſammen, der, wie der vorjährige in Speier, durch den Proteſt der Evangeliſchen, durch die Konfeſſion, welche ſie übergaben, ſeine Berühmtheit erlangt hat. Schon am 22. Januar hatte König Ferdinand an Herzog Georg geſchrieben, daß für dieſen Reichstag ein Summarium aus Luthers und andrer Sektirer Büchern erfordert werde, wobei etwa zwölf Jahre zurückgegangen werden ſolle. Er ſelbſt laſſe ein ſolches Summarium anfertigen, und auch Georg möge durch ſeine Gelehrten, namentlich an der Univerſität Leipzig, „aus Luthers und andrer Büchern, Schriften und Artikeln, deutſch und lateiniſch, ſetzen und bemerken laſſen, in welchem Jahre, durch wen, in welchen Büchern oder Traktaten ſolche Irrſal und andre verdammte Lehren, Schmähſchriften und Bücher ausgegangen ſeien.“ Diesmal erſchien Georg wieder perſönlich auf dem Reichstage, und er zeigte ſich in ſeiner feindſeligen Stellung zu den Pro-

teſtanten umſo ſchroffer, je feſter deren Auftreten gerade diesmal war. Am 19. November wurde, unter dem Proteſt der Evangeliſchen, der Reichstagsabſchied bekannt gemacht, worin ihr Bekenntnis und ihre gottesdienſtlichen Meinungen verdammt, Zurückſtellung aller Dinge in der alten Weiſe gefordert und etwaigem Ungehorſam ſchwere Strafe angedroht wurde. So gingen nun die Streitſchriften zwiſchen Wittenberg und Dresden wieder hin und her, und immer perſönlicher ſpitzte der Kampf ſich zu.

Zwar ſchaffte der im Juni 1531 zwiſchen beiden ſächſiſchen Fürſten, zwiſchen Herzog Georg und Kurfürſt Johann, geſchloſſene „Grimmiſche Machtſpruch“ vorübergehend einige Ruhe. Beide wollten bei ihren Gelehrten und Predigern Verfügung treffen, daß dieſe ſich der ſchmähenden Schriften und Reden enthalten ſollten. Aber lange dauerte der äußerliche Friede nicht. Als 1532 der Kurfürſt nach Holzhauſen bei Leipzig einen evangeliſchen Pfarrer geſetzt hatte und nun die Leipziger im Sommer in immer größerer Anzahl hinauspilgerten, deſſen Predigten zu hören — auch nach Albrechtshain, wo ſeit 1530 Johann Pfeffinger, ſpäter der erſte evangeliſche Superintendent Leipzigs, als Pfarrer beſtellt war, wurde „ausgelaufen“ —, mußte der Bürgermeiſter Ägidius Mohr auf herzoglichen Befehl Aufpaſſer hinausſchicken, die Betroffenen wurden vernommen und, wenn ſie nicht bei der alten Lehre bleiben wollten, nun geradezu aus dem herzoglichen Gebiete ausgewieſen. Bald darauf wurde auch das Mandat von 1522 nochmals erneuert, und befohlen, daß die Leipziger Stadtkinder von der Univerſität Wittenberg zurückgerufen werden, und alle lutheriſchen Bücher bei Leib- und Lebensſtrafe verboten bleiben ſollten.

Immer trauriger wurde unter ſolchen Umſtänden die Lage des Leipziger Buchhandels. Seit Jahren ſchon konnte der Rat,

wenn er ſich nicht immer aufs neue die Vorwürfe des Herzogs zuziehen wollte, ſich nicht darauf beſchränken, in einzelnen Fällen der Anklage eine Unterſuchung anzuſtellen, ſondern mußte regelmäßige Viſitationen der Buchläden vornehmen. Mögen auch einzelnen Ratsherren dieſe Späherdienſte verhaßt genug geweſen ſein, mögen die Reviſionen auch milde geübt, den Buchführern durch die Finger geſehen oder die Möglichkeit gelaſſen worden ſein, bedenkliche Literatur rechtzeitig auf die Seite zu ſchaffen, ſo fehlte es doch nicht an Angebern, die gelegentlich Schriften, welche ihnen die Buchführer in gutem Glauben verkauft hatten, dann beim Rate ablieferten. So ſchickte am Dienſtag nach Scholaſtica (11. Februar) 1533 der ſchon genannte Ratsherr Hieronymus Walther, bei dem die Angeber wohl immer auf geneigtes Gehör rechnen durften, eine Anzahl Schriften an den Herzog und ſchrieb ihm dazu, bei der letzten Durchſicht der Buchläden ſeien nur „zwei kleine Kinderbüchlein“ konfiszirt worden; am geſtrigen Abend aber habe ihm jemand drei Bücher gebracht und dabei verraten, er könne deren noch für viele Gulden ſchaffen.

Um dieſelbe Zeit aber kam es in Leipzig zu Vorfällen, durch die der Gegenſatz der Parteien auf einen ſolchen Grad geſpannt wurde, daß eine Steigerung kaum mehr möglich war. Die Franziskaner waren auf den ſinnreichen Einfall gekommen, für die Faſtenzeit Beichtmarken anfertigen zu laſſen, die allen zur Beichte Kommenden eingehändigt wurden, und die der Rat am Ende der Faſtenzeit wieder einfordern laſſen ſollte; wer dann keine ſolche Marke abzuliefern hatte, in dem wollte man einen heimlichen Anhänger Luthers erkennen. Dazu kam ein andres Ereignis. Anfang 1533 war ein angeſehener Bürger der Stadt, der Juriſt Dr. Auguſtin Specht, der ehrlos begraben werden ſollte, weil er das Abendmahl vor ſeinem

Tode nicht in der alten Form hatte nehmen wollen, von der „halben Stadt" zu Grabe geleitet worden. An beide Vorgänge ſchloſſen ſich umfaſſende Unterſuchungen und Verfolgungen an. Es fanden ſich gegen ſiebzig Bürger, mit Weibern, Kindern und Geſinde an achthundert Köpfe, die ſich offen zu Luthers Lehre bekannten. Der Herzog verlangte aufs entſchiedenſte, daß ſie ſämtlich bis Pfingſten ſein Herzogtum räumen ſollten. Der harte Befehl erregte das größte Aufſehen. Selbſt in der nächſten Umgebung Georgs wurden bange Beſorgniſſe laut. Man ſuchte den Herzog durch die dringendſten Vorſtellungen zur Zurücknahme ſeines Befehls zu bewegen; das volkreiche Leipzig — hieß es — würde durch ſolche Strenge veröden, die Meſſen geſchädigt werden; der größte Teil der Kaufleute hänge an Luther, vor allem an ſeiner Lehre von beiderlei Geſtalt des Sakraments. Aber der Herzog ſoll den Drängern geantwortet haben, er wolle lieber mit ſeiner Gemahlin arm und nackt, den Stab in der Hand, freiwillig ins Elend gehen, als dulden, daß ſeine Unterthanen auch nur den kleinſten Titel von den Lehren der alten Kirche abwichen, ehe nicht auf einem allgemeinen Konzil anders beſchloſſen worden ſei. Alle Vorſtellungen fruchteten nichts, und ſo mußten die Anhänger Luthers in Menge wandern und in Wittenberg, Grimma, Eilenburg und andern Städten Zuflucht ſuchen, wo ihnen Kurfürſt Johann Friedrich — der am 16. Auguſt 1532 ſeinem Vater Johann in der Regierung gefolgt war — den Aufenthalt geſtattete.

Luther goß noch Öl ins Feuer. Er hatte ſchon im Oktober 1532 ein Troſtſchreiben an die Leipziger gerichtet. Ein zweites ſandte er ihnen, als im April 1533 einige evangeliſch geſinnte Leipziger Bürger bei ihm hatten anfragen laſſen, wie ſie ſich den Beichtzeichen gegenüber verhalten ſollten. In beiden

Schreiben ermahnte er sie zur Standhaftigkeit; aber während er ihnen in dem ersten noch geraten hatte, dem „tollen Kopf," dem Herzog, gute Worte zu geben, stachelte er sie im zweiten in aufreizendster Weise zum Widerstande gegen den „Teufelsapostel" auf. Dieser zweite Brief wurde in zahlreichen Abschriften unter der Bürgerschaft verbreitet, vom Rate auch eine Abschrift dem Herzog zugeschickt. Der Bürgermeister Wolfgang Wiedemann fragte schriftlich bei Luther an, ob er diesen Brief wirklich geschrieben habe. Luther erwiederte ihm, der Bürgermeister möge ihm erst angeben, wer ihm geheißen habe, diese Frage an ihn zu richten, dann wolle er ihm antworten, „ein voll, gerüttelt, eingedrückt, überhäuft Maß." Ein drittes, ausführliches Schreiben Luthers an die Bedrängten erschien im Sommer 1533 im Druck: „Verantwortung der aufgelegten Aufruhr von Herzog Georgen, sammt einen Trostbrief an die Christen von ihm aus Leipzig unschuldig verjagt." Diese Trostschreiben richteten sicherlich die Gemüter der Vertriebenen auf und erhöhten ihre Standhaftigkeit, gestalteten aber natürlich ihre Lage nicht günstiger. Es begann wieder ein erbitterter Streitschriftenwechsel zwischen Luther und Cochläus, bis die am 13. November 1533 zu stande gekommene Vereinigung zu Grimma, bei der auf den „Grimmischen Machtspruch" von 1531 zurückgegriffen und den Theologen beider fürstlichen Höfe geboten wurde, in Zukunft bei ihren literarischen Fehden wenigstens die Namen und Angelegenheiten ihrer Fürsten aus dem Spiele zu lassen, den Streit wieder für einige Zeit beilegte.

Mit der Massenvertreibung des Jahres 1533 hatte die Verfolgung der lutherisch Gesinnten in Leipzig ihren Höhepunkt erreicht, und es trat ein natürlicher Rückschlag ein. Herzog Georg war anfänglich im Grunde seines Herzens einer Kirchenreformation nicht abgeneigt gewesen; aber er war

durch die weiter ausgreifenden Schritte seiner Gegner, zum guten Teil auch durch die persönliche Fehde, in die er, ganz unähnlich seinem fürstlichen Vetter in Wittenberg, es nicht verschmähte sich einzulassen, verbittert worden. Es war vorauszusehen, daß er endlich des vergeblichen Kampfes müde werden würde. Äußere Umstände, die ihn milder und versöhnlicher stimmten, kamen noch hinzu: das herannahende Alter — er stand nun im dreiundsechzigsten Jahre — und erschütternde Todesfälle in seiner Familie. Binnen wenigen Wochen starben im Januar und Februar 1534 seine Tochter Magdalene, die mit dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg vermählt war, samt ihrem neugeborenen Kinde, und seine eigne Gemahlin Barbara. Es ist wohl nicht zufällig, daß bald darauf — am 29. April 1534 — im Dominikanerkloster zu Leipzig ein Religionsgespräch zu friedlicher Vereinigung gehalten wurde. Zwar scheiterten die Einigungsversuche abermals, und im Jahre darauf, 1535, erließ der Herzog, als er erfahren hatte, daß die aus Leipzig vertriebenen Handelsleute sich als Lagerherren und Faktoren wieder eingeschlichen hätten, ein nochmaliges Gebot, sie außer den Messen in Leipzig nicht zu dulden, schärfte auch bei dieser Gelegenheit wieder ein, daß die jungen Leipziger nicht in Wittenberg studiren sollten. Aber wie er schon hiermit stillschweigend sein früheres Austreibungsedikt beschränkte, so schwand ihm mehr und mehr die Hoffnung, daß er seinen Willen werde durchsetzen können.

Am 11. Januar 1537 starb sein Sohn Johann, der in der Verfolgung der lutherischen Lehre in des Vaters Fußstapfen getreten sein würde, und hinterließ keine Kinder. Ein nochmaliges Religionsgespräch, das am 2. Januar 1539 im Dominikanerkloster zu Leipzig stattfand, verlief wiederum er-

folglos. Seinen Ideen Dauer zu verleihen, griff der alte Herzog noch zu einem letzten, verzweifelten Versuche. Er verheiratete am 27. Januar 1539 seinen zweiten, blödsinnigen Sohn Friedrich, nachdem er ihm durch eine für seinen Todesfall bereits eingesetzte Regentschaft von vierundzwanzig Räten die Thronfolge gesichert zu haben glaubte, an eine altgläubige Prinzessin, Elisabeth von Mansfeld. Einen Monat darauf starb auch dieser Sohn, und als es gewiß war, daß auf keinen Enkel zu hoffen sei, suchte Georg wenigstens seinem in Freiberg residirenden, längst evangelisch gesinnten Bruder Heinrich die Erbschaft des Herzogtums zu erschweren. Es wurde ein Testament entworfen, worin von Heinrich verlangt wurde, daß er bei der alten Ordnung der christlichen Kirche verharren solle, widrigenfalls Georg sein Land an Philipp von Hessen oder König Ferdinand vererben werde. Noch ehe aber das Testament unterzeichnet war, starb Herzog Georg in Dresden am 27. April 1539. Seine Todesstunde war die Geburtsstunde der Reformation für das Herzogtum Sachsen und damit auch für Leipzig.

Noch am Abend des Todestages kam Herzog Heinrich von Freiberg nach Dresden und übernahm die Regierung des albertinischen Landes. Bereits am 23. April wurde in der Hofkirche in Dresden die erste lutherische Predigt gehalten und hierauf in kurzer Zeit auch in den übrigen Kirchen der katholische Gottesdienst abgeschafft.

Offiziell aber wurde der Anfang zur Reformation des albertinischen Landes gemacht mit der feierlichen Einführung derselben in Leipzig zu Pfingsten (25. Mai) 1539. Augenscheinlich wollte Herzog Heinrich dadurch, daß er mit Leipzig sein Reformationswerk begann, die Stadt auszeichnen für die vielen Drangsale, die sie um der lutherischen Lehre willen

durch seinen Bruder hatte erdulden müssen. Schon wenige Tage nach seinem Regierungsantritt, am 11. Mai, ließ er an den Rat von Leipzig den Befehl ergehen, mit der Verfolgung der evangelisch Gesinnten einzuhalten und die um ihres Glaubens willen Vertriebenen unweigerlich wieder in die Stadt aufzunehmen. Ein zweiter Befehl, der kurz darauf erging, ordnete die Reformation der Kirchen und Klöster für den Pfingsttag an, während die der Universität auf gelegenere Zeit verschoben wurde; sie begann erst mit dem 12. August. Wohl oder übel mußte die Geistlichkeit und derjenige Teil des Rates und der Bürgerschaft, der ihr bisher noch angehangen, sich fügen. Die Bischöfe von Merseburg und Meißen — in Merseburg war 1535 auf Vincenz von Schleinitz Sigismund von Lindenau gefolgt — schrieben an den Herzog, er „wolle gemach thun, sie wären bedacht, sich selb zu reformiren." Auch der Rat machte Vorstellungen dagegen; er hatte noch am 10. Mai, also einen Tag vor dem ersten herzoglichen Erlasse, alle Buchdrucker kommen lassen, die wohl nach Herzog Georgs Tode sofort Miene machten, sich über die bisherigen Zensurmandate hinwegzusetzen, und ihnen eingeschärft, „sie sollten nichts neues drucken noch ausgehen lassen, sie hättens denn zuvor dem Rate angezeigt, bei des Rats unvermeidlicher Strafe." Aber der Herzog blieb bei seinem Beschlusse.

In der Woche vor Pfingsten kam er mit seiner Gemahlin Katharine (von Mecklenburg), seinen beiden Söhnen Moritz und August (den beiden nachmaligen Kurfürsten) und großem Gefolge nach Leipzig. Am Freitag vor Pfingsten (den 23. Mai) trafen der Kurfürst Johann Friedrich, sein Bruder Johann Ernst und der Herzog Franz von Braunschweig ein. Mit ihnen zugleich aber kamen aus Gotha der kurfürstliche Hofprediger Friedrich Myconius (oder Mecum), aus Belgern der

Pfarrer Johann Pfeffinger, aus Wittenberg Caſpar Cruciger, Juſtus Jonas, vor allen aber Luther und Melanchthon, die auf den beſondern Wunſch des Herzogs ſich eingeſtellt hatten, um an der wichtigen, entſcheidenden Feier teilzunehmen; dazu ein großes Gefolge und eine Menge Wittenberger Studenten.

Ein unſchätzbarer Brief von Juſtus Jonas, der vor kurzem bekannt geworden — geſchrieben am 3. Juni 1539 an den Herzog Georg von Anhalt —, erzählt kurz und ſchlicht, aber mit einer Genauigkeit und Beſtimmtheit, wie keine der frühern Quellen, die Vorgänge dieſer denkwürdigen Leipziger Pfingſttage. Aus „allen Gaſſen und Winkeln der Stadt" war die Menge an das Thor geſtrömt, die einziehenden Wittenberger zu empfangen. Achtzehn Jahre waren vergangen, ſeit Luther den Boden der Stadt nicht betreten hatte. Aus dem hagern „Junker Georg" von 1521 war ein wohlbeleibter Mann geworden, dem das Haar bereits zu bleichen anfing. Sein Wagen wurde von allen Seiten umringt, alle wollten ihn ſehen, und in langem Zuge geleitete ihn das Volk bis an das Haus Dr. Heinrich Stromers, des alten, treubewährten Freundes, wo er, Melanchthon und Jonas gaſtlich aufgenommen wurden (doch wohl Auerbachs Hof, den Dr. Stromer von 1530 bis 1538 erbaut hatte). „Und wie der Ketzer Luther vom Wagen ſtieg, da waren aller Augen, von Guten und Böſen, von Freund und Feind, auf ſein Antlitz gerichtet. Und den meiſten Geſichtern konnte man genugſam anſehen, wie die Herzen inwendig beſchaffen waren."

Noch an demſelben Tage empfing der Herzog die Huldigung der Stadt. Am folgenden Tage, am Pfingſtſonnabend, predigten bereits die Reformatoren in allen Kirchen: in der Kapelle der Pleißenburg Luther (über Ev. Joh. 14, 23—31), in der Thomaskirche Jonas. Der Glöckner der Thomaskirche,

der lutherisch gesinnt war, wollte vor lauter Freude mit der großen Glocke läuten. Da es ihm der Probst, Ambrosius Rauh, nicht gestattete, so stiftete er ein paar Schüler an, daß sie an verschiedenen Thüren Anschläge machten, und binnen einer Viertelstunde war die Kirche gefüllt. Mit Luthers Liede „Nun bitten wir den heil'gen Geist" begann Jonas seine Predigt, „und so wurde diese erste Predigt, den Papisten und Feinden des Evangeliums zum Trotze, vor großer und zahlreicher Versammlung gehalten."

Am ersten Pfingsttage predigte vormittags in der Thomaskirche Paul Lindenau, der Prediger Herzog Heinrichs aus Freiberg, in der Nikolaikirche Myconius, im Nonnenkloster vor dem Petersthor Jonas. Luther mußte seines Kopfschmerzes wegen, an dem er in den spätern Jahren seines Lebens viel zu leiden hatte, und der ihn auch tags zuvor genötigt hatte, sich kurz zu fassen, am Vormittage sich Schonung auferlegen. Am Nachmittag aber ließ er sich nicht zurückhalten. Er wollte wahr machen, was er zwei Jahre zuvor den harten Maßregeln Herzog Georgs gegenüber einmal ausgesprochen hatte, „daß er es noch erleben werde, daß er in Leipzig predige," und so predigte er am Nachmittage in der Thomaskirche (über Apostelgeschichte 2, 1). Das Volk war kaum zu bändigen. Dr. Breitenbach, der Ordinarius der Juristenfakultät, dem Herzog Heinrich befohlen hatte, Luthern auf die Kanzel hinauf und wieder herab zu begleiten, daß ihm kein Leids widerführe, mußte mit drohender Hand die herandrängende Menge abwehren. Auf den Pfeilern und Absätzen und wo man nur Fuß fassen konnte, sollen Menschen gestanden haben, ja selbst von außen Leitern an die Kirchenfenster gelegt und die Scheiben zerbrochen worden sein, um Luther zu hören. Am zweiten Feiertage, als die Fürsten bereits im Begriff waren,

wieder abzureiſen — ſie fuhren von Leipzig nach Grimma —, predigte Jonas nochmals unter großem Menſchenzulauf in der Thomaskirche.

Die Univerſität hatte ſich den Reformatoren gegenüber zuvorkommend gezeigt; ſie hatte ihnen durch die Pedelle und einige Magiſter eine Spende (an Wein?) überreichen laſſen. Dagegen fiel es auf, daß beim Rate, der an die fürſtlichen Perſonen reiche Weinſpenden geſandt hatte, die Reformatoren leer ausgingen.

Wenn ein franzöſiſcher Jeſuit des ſiebzehnten Jahrhunderts ſpottete, Luther habe Leipzig „an einem Tage und durch eine einzige Predigt“ aus einer katholiſchen zu einer lutheriſchen Stadt gemacht, ſo iſt das eine plumpe Entſtellung der Thatſachen. Gewiß wird es an leichtſinnigen und gedankenloſen Überläufern nicht gefehlt haben, und wie der Verfaſſer einer Lebensbeſchreibung Herzog Heinrichs ſagt, er habe am Hofe zu Dresden manche gekannt, die bei Herzog Georgs Lebzeiten geſchworen hätten, „ehe denn ſie lutheriſch würden, wollten ſie lieber aus dem Lande ziehen,“ aber ſobald der Herzog tot geweſen, hätten ſie geſagt, „ſie hätten das Evangelium lange begehrt und darauf gewartet,“ ſo wird es auch in der Bürgerſchaft Leipzigs genug gegeben haben, die nur aus Furcht vor dem neuen Herrn ſich jetzt äußerlich auch zu der neuen Lehre bekannten. Aber Luther war der letzte, der ſich eingebildet oder gar die Abſicht gehabt hätte, die kirchliche Umgeſtaltung einer Stadt an einem Tage zu vollziehen; in ſeiner Pfingſtpredigt ſprach er es offen aus, daß er fürchte, es möchten „viel Wetterhähne, falſche Brüder und dergleichen Unkraut“ unter ſeinen Zuhörern ſein. Auch nach der offiziellen Einführung der Reformation hat das Reformationswerk nur allmähliche Fortſchritte gemacht. So wenig Leipzig in den zwanzig Jahren

von 1519 bis 1539 eine Domäne des Katholizismus gewesen war, so wenig war es jetzt mit einem Schlage in eine Burg des Luthertums verwandelt worden. Viele Jahre sind dahingegangen, bis die äußerlich eingeführte Reformation auch innerlich durchgeführt war. Dies zu schildern, liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung.

Mit wenigen Worten sei noch der letzten Besuche Luthers in Leipzig gedacht. Zunächst ist er im Frühjahr 1540 und im Januar 1541 nochmals in unsrer Stadt gewesen. In den Stadtkassenrechnungen ist gebucht, daß 1540 kurz vor Johanni „Doctori Martino Luther und Jonae, da er hie durchzog, und des Herzogs von Pommern Räthen," 1541 „Doctori Martino Luthero Montags nach Vincentii" (24. Januar) Weinspenden vom Rate dargebracht worden seien. Beide Besuche Luthers in Leipzig waren bisher unbekannt. Endlich ist er im Jahre 1545, wenige Monate vor seinem Tode, noch zweimal in Leipzig gewesen. Nach den Stadtkassenrechnungen wurden ihm „Sonntags nach Jacobi" (26. Juli) 1545 „2 Kannen Muscateller, 6 Kannen Rheinwein" verehrt. Das Datum stimmt genau mit sonstigen Nachrichten. Luther hatte sich damals, verstimmt über die gesellschaftlichen Mißstände Wittenbergs und über seinen körperlichen Zustand, von zu Hause aufgemacht, um sich auf einer Reise aufzuheitern und zu erholen. In einem Briefe vom 26. Juli erkundigt sich Melanchthon bereits bei seinem Freunde Joachim Camerarius, dem berühmten Professor der klassischen Sprachen, der seit 1541 an der Leipziger Universität lehrte, ob Luther seinen Weg über Leipzig genommen habe. Vielleicht hatte also Luther bei der Abreise die Absicht ausgesprochen, bei Camerarius in Leipzig einzukehren. An seine Frau schreibt er am 28. Juli von Leipzig aus: „Ernst von Schönfeld hat uns zu Löbnitz

ſchön gehalten, noch viel ſchöner Heinz Scherle zu Leipzig.“ Der hier genannte Ratsherr Heinrich Scherl († 1548) war ein eifriger Anhänger Luthers und hatte ſich bei Einführung der Reformation in Leipzig erboten, wenn Johann Pfeffinger als Pfarrer nach Leipzig berufen würde, jährlich 25 Gulden zu deſſen Beſoldung zuzulegen. Er beſaß mehrere Häuſer in der Stadt, unter andern das eben damals auf der Kloſtergaſſe neu von ihm erbaute zwiſchen dem Amthauſe und dem ſogenannten „Kloſter.“ In dieſem Hauſe könnte alſo Luther verkehrt haben. Dr. Auerbach, bei dem er 1539 gewohnt hatte, war 1542 geſtorben. Endlich kehrte Luther, nachdem er inzwiſchen eine Reihe andrer Städte beſucht, nochmals auf der Rückreiſe im Auguſt in Leipzig ein. Von dieſem zweiten Aufenthalte iſt es gewiß, daß Luther damals bei Camerarius wohnte. Auf ſeines Wirts und andrer Freunde Bitten predigte er auch Mittwoch den 12. Auguſt, am Jahrestage der Reformation der Univerſität, in der Paulinerkirche (über Lukas 19, 45—46). Camerarius ſoll am Nikolaikirchhofe gewohnt haben, „in dem Hauſe, das nachhero das Schwendendörferiſche genennet worden.“ Dieſe Nachricht iſt nicht unwahrſcheinlich. Das genannte Haus wäre demnach das jetzt der Univerſität gehörige Haus Ritterſtraße Nr. 5 (die „Melone“) geweſen, vom dem es im alten Viertelsbuche von ca. 1650 heißt: „H. D. Bartholomäus Leonhard Schwendendörffer beſitzet Chriſtian Göllnitzens Erben Haus, hat es nicht in Lehen. NB. Soll dem Verlaut nach unter die Univerſität gehören.“ *)

Bei aller Liebe und Verehrung, die Luther anfangs in kleinen, ſpäter in immer größeren Kreiſen in Leipzig fand,

*) Das alte Haus iſt freilich nicht mehr vorhanden; das jetzige ſtammt aus dem vorigen Jahrhundert.

wird der Name Leipzig ſchwerlich jemals einen beſonders angenehmen Klang für ihn gewonnen haben. Zahlreiche bittere Erinnerungen knüpften ſich für ihn an dieſen Namen von den Tagen der Disputation an durch zwei Jahrzehnte grimmiger Anfeindungen und Verfolgungen hindurch bis zu dem äußerlich verſöhnlichen Abſchluß des Jahres 1539. Aber nicht bloß um des religiöſen und kirchlichen Gegenſatzes willen, auch aus andern Gründen war Luther niemals ſonderlich gut auf Leipzig zu ſprechen. Für ihn, den armen, beſcheidenen Profeſſor der Gottesgelehrſamkeit, der nur in ſeiner großen Aufgabe lebte der nie nach irdiſchen Schätzen trachtete, mußte die emporkommende üppige Meß- und Handelsſtadt mit ihrem ſtagnirenden kirchlichen Leben und ihrer bergab gehenden Univerſität ein Typus ſchnöder Gewinn- und Genußſucht ſein. In einer der zahlreichen Stellen ſeiner „Tiſchgeſpräche," die ſich auf die Geldgier der Kaufmannſchaft beziehen, führt er Leipzig als abſchreckendes Exempel an mit den Worten: „Welch ein Wuſt iſt zu Leipzig! Die iſt doch gar im Geiz erſoffen!" In ſeiner Schrift „An die Pfarrherren, wider den Wucher zu predigen" (1540) ſagt er: „Ich laſſe mir ſagen, daß man itzt jährlich auf einem jeglichen Leipziger Markt zehn Gulden, das iſt dreißig aufs Hundert nimmt; etliche ſetzen hinzu auch den Naumburgiſchen Markt, daß es vierzig aufs Hundert werden. Pfui doch! Wo zum Teufel will denn zuletzt das hinaus? Das heißen nicht Jahrzinſe, auch nicht Mondzinſe, ſondern Wucherzinſe, rechter jüdiſcher täglicher Wucher. Wer nun itzt zu Leipzig hundert Floren hat, der nimmt jährlich vierzig; das heißt einen Bauer oder Bürger in einem Jahr gefreſſen. Hat er tauſend Floren, ſo nimmt er jährlich vierhundert; das heißt einen Ritter oder reichen Edelmann in einem Jahre gefreſſen. Hat er zehn tauſend, ſo nimmt er jährlich viertauſend;

das heißt einen reichen Grafen in einem Jahr gefreſſen. Und leidet darüber keine Fahr, weder am Leib noch an Waar, arbeit nichts, ſitzt hinter dem Ofen und brät Äpfel." In einer auf der Leipziger Stadtbibliothek befindlichen handſchriftlichen Sammlung von „Tiſchgeſprächen" Luthers endlich, die ſich 1546 ein Pfarrer in Marienberg oder ein Lehrer der dortigen Lateinſchule (Wolfgang Schiefer oder Severus?) nach dem Exemplar des Johann Mattheſius, des damaligen Pfarrers von Joachimsthal, angelegt hatte, iſt aus Luthers Munde folgende harte Prophezeiung über Leipzig aufbewahrt: „O Leipzig, du biſt ein böſer Wurm, Gott wird dich ſtrafen, dich wird ein groß Unglück übergehen. Ich werde es aber nicht erleben, aber die Schüler, die auf der Gaſſe gehen, werdens erleben. Denn

Finanzerei, Hoffart und Pracht
Straft Gott mit aller Macht,
Es währet alles ein Zeit.*)

Ein Beiſpiel ſolcher beſtraften Gewinnſucht erblickte er in ſeinem ehemaligen Buchdrucker Melchior Lotter, der ein paar Jahre lang in Wittenberg glänzende Geſchäfte mit Luthers Fleiß und Schweiß gemacht hatte und dann, vom Kurfürſten nach Leipzig zurückgewieſen, zu einem unbedeutenden Drucker herabſank. In den „Tiſchgeſprächen" heißt es von ihm: „Ein bürgerlicher und rechtmäßiger Handel wird von Gott geſegnet, daß er von zwanzig Pfennigen einen hat, aber ein gottloſer und unleidlicher Gewinn im Handel wird verflucht. Wie Melchior Lotter Buchdrucker, der aus ſeinen Büchern, die ich ihm zu drucken gab, ein groß Geld gewonnen hat, daß ein Pfennig zween erworben. Es hat in der Erſte mächtig viel ge-

*) Finanzerei in der Sprache des 16. Jahrhunderts = Wucher; finanzen = wuchern; der Finanzer = der Halsabſchneider.

tragen, alſo daß Hans Grünenberger, der [Wittenberger] Drucker, mit Gewiſſen ſagte: »Herr Doktor, es trägt allzu viel, ich mag nicht ſolche Exemplaria haben.« ... Darum werden ſie auch nicht reich, und wenn ſie gleich reich werden, ſo gedruhet's (gedeiht's) nicht, entweder ſie oder ihre Kinder und Erben verarmen und werden darüber zu Bettlern, kriegen einen böſen Namen zu den Exemplaren."

So bilden denn freilich die Beziehungen Luthers zu Leipzig nicht eben ein glänzendes Blatt in der Geſchichte unſrer Stadt, und daß lutheriſche Lipsia lipsiscit will dem Ohre der Gegenwart nicht behagen. Aber unſre Abſicht kann es ja nicht ſein, dieſe Thatſache zu verhüllen, ſondern nur die geſchichtliche Wahrheit, ſoweit ſie ſich ermitteln läßt, darzuſtellen, entkleidet von allen Zuthaten der Phantaſie und des frommen Wunſches. Jenes Wort aber iſt zum Glück doppelſinnig, und das heutige Geſchlecht hat Anlaß genug und hoffentlich auch den redlichen Willen, es nur noch im guten Sinne wahr zu machen.

Cranachs Sterbender im Leipziger Museum.

Ein Teil der im Leipziger Museum befindlichen altdeutschen Bilder, namentlich von den beiden Cranach und aus ihrer Schule, hat eine besondre Berühmtheit erlangt, weil Goethe es gewesen, der die erste Nachricht über sie veröffentlichte. Sie wurden im Jahre 1813 in gänzlich verwahrlostem Zustande auf dem Boden der Nikolaikirche gefunden, wohin sie 1785 geworfen worden waren, als der damalige Bürgermeister Leipzigs, Carl Wilhelm Müller, im Bunde mit Oeser und dem Baudirektor Dauthe seine berüchtigte „Verschönerung" der Nikolaikirche begann. Die Bilder wurden 1813 wiederhergestellt, dann der Leipziger Stadtbibliothek überwiesen, die, wie viele ältere Bibliotheken, damals noch gleichzeitig Gemäldegalerie, physikalischen Salon, Münzkabinet und Raritäten-

kammer in einem Raume vereinigte, und wurden endlich 1849, als die Gemäldesammlung des Leipziger Kunstvereins der Stadt überlassen und dadurch das jetzige städtische Museum begründet wurde, nebst einigen wertvollen Porträts und andern Bildern, die sich von alter Zeit her auf der Stadtbibliothek angesammelt hatten, dem neuen Museum einverleibt.

Das meistbewunderte unter diesen Bildern ist jedenfalls das mit miniaturartiger Feinheit gemalte Bild von Lukas Cranach dem Ältern: der „Sterbende". Es ist wiederholt eingehend beschrieben worden: zuerst von J. G. Quandt in der „Zeitung für die elegante Welt" 1815, S. 961 fg., dann von einem ungenannten Leipziger Kunstfreunde (Dr. Vogel, dem ehemaligen Direktor der ersten Leipziger Bürgerschule) im „Leipziger Tageblatt" 1849, Nr. 216 und darnach in wörtlichem Wiederabdruck im „Deutschen Kunstblatt" 1850, S. 237 fg.,*) zuletzt von Chr. Schuchardt in seinem „Lucas Cranach" II, S. 82 fg. Ich gebe daher zum Verständnis des Folgenden nur in aller Kürze den Gegenstand der Darstellung.

Das ganze Bild (92 Centimeter hoch, 36 Centimeter breit) zerfällt in zwei Abteilungen, eine Hauptdarstellung (69 Centimeter hoch), und eine Nebendarstellung, die, in einen halbkreisförmigen Raum komponirt, das Hauptbild bekrönt. Die erstere gliedert sich wieder in zwei Szenen, eine untere, die auf Erden, und eine obere, die im Himmel spielt.

In der unteren, irdischen Szene liegt ein Sterbender in seinem Bett, dem Beschauer zugekehrt, sodaß das Bett, mit

*) Der ungenannte Kunstfreund schrieb bei Gelegenheit der Eröffnung des Leipziger Museums im „Leipziger Tageblatt" eine Serie von acht Aufsätzen über die altdeutschen Bilder des Museums (1849, Nr. 35, 84, 112, 216, 315; 1850, Nr. 91, 360, 361). Der vierte dieser Aufsätze wurde im „Deutschen Kunstblatt" wiederholt.

dem Fußende nach vorn, in der Verkürzung erscheint. Der Sterbende faßt die geweihte Kerze und richtet sich nach dem Crucifix empor, das der links vom Beschauer am Bett stehende Geistliche ihm hinhält. Über dem Bette schwebt die Seele des Verscheidenden in Knaben- oder Jünglingsgestalt. Weiter nach links, hinter dem Geistlichen, sitzt ein Notar und schreibt den letzten Willen nieder. Vorn am Fuße des Bettes, ebenfalls zur Linken, kniet die Frau des Sterbenden. Über diesen Figuren schwebt ein Engel mit einem Täfelchen, das die Worte trägt:*) Opera bona (die guten Werke). Auf der andern Seite des Bettes, rechts vom Beschauer, steht der Arzt und betrachtet das erhobene Uringlas; hinter ihm sitzt der Teufel im Höllenrachen. Darüber schweben noch drei andre phantastische Teufelsgestalten, wieder jede mit einem Täfelchen, auf denen die Worte stehen: Adolescentiae, virilitatis, ultimi anni, zu denen allen jedenfalls peccata zu ergänzen ist (Sünden der Jugend, des Mannesalters, des letzten Jahres). Im Vordergrunde durchsuchen zwei Männer ein paar Kisten.

Die darüber befindliche himmlische Szene zeigt in der Mitte die Dreieinigkeit, von einem ovalen Nimbus umgeben, links davon tritt die Himmelskönigin mit sechs heiligen Frauen heran, rechts Johannes der Täufer, ebenfalls mit sechs Heiligen. Über beiden Gruppen schweben je drei Engel und rings umher geflügelte Engelsköpfe.

In der obern halbkreisförmigen Darstellung befindet sich eine Kapelle, in der der Küster die Glocke zieht. Davor knieen drei Männer und zwei Frauen, die zu der Madonna mit dem

*) Ich gebe diese wie alle folgenden lateinischen Inschriften der Einfachheit wegen in der heutigen Orthographie und ohne die Abkürzungen der Originale.

Chriſtuskinde beten, welche über der Kapelle in einer Glorie von geflügelten Engelsköpfen umgeben thront.

In den durch den Halbkreis abgeſchnittenen Zwickeln endlich ſind zwei Porträts, grau in grau, gemalt, links ein männliches, anſcheinend eine Wiederholung von dem Kopfe des Sterbenden, rechts ein weibliches.

Außer den ſchon genannten trägt das Bild noch folgende Inſchriften. Auf dem obern Rande des Halbkreiſes ſtehen die Worte: Patri optimo Henricus Schmitburg Lipsiensis jurium doctor fieri fecit anno ab incarnatione domini MDXVIII (dem beſten Vater ließ Heinrich Schmitburg aus Leipzig, Doktor der Rechte, dies errichten im Jahre nach der Geburt des Herrn 1518). Auf dem Streifen, der den Halbkreis vom Hauptbilde trennt, ſteht: Miserationes ejus supra omnia opera ejus. Psalmo 144 (Seine Barmherzigkeit iſt größer, als alle ſeine Werke. Pſalm 144*). Der Teufel am Krankenbette ſpricht: Desperandum tibi prorsus, cum omnia dei mandata negligenter, mea vero auxiliante femina strenue semper peregisti (Du mußt gänzlich verzweifeln, weil du alle Befehle Gottes nachläſſig, die meinigen aber mit des Weibes Hilfe emſig erfüllt haſt). Die Worte des Prieſters lauten: Poeniteat te peccati, veniam pete et spera misericordiam (Bereue deine Sünden, flehe um Vergebung und hoffe auf Barmherzigkeit). Die Seele ſagt zu ihrer Entſchuldigung: Etsi peccavi, tamen te, deus meus, nunquam negavi (Wenn ich auch geſündigt habe, ſo habe ich doch dich, mein Gott, nie verleugnet). Das Teſtament, welches der Notar niederſchreibt, lautet: Testator offert animam deo, corpus terrae, bona proximis (Der Erblaſſer vermacht ſeine Seele Gott,

*) Nach der jetzigen Einteilung des Pſalters ſtimmt das Zitat nicht: der angeführte Spruch ſteht nicht im 144. Pſalm.

seinen Leib der Erde, seine Güter seinen Anverwandten). Einige andre lateinische und eine griechische Inschrift beziehen sich sämtlich auf die Heiligkeit und Barmherzigkeit Gottes und Christi.

Die Darstellung dieses Bildes hat zu mannichfachen Mißdeutungen Anlaß gegeben, die zwar schon durch Schuchardt angezweifelt, aber weder vollständig zurückgewiesen, noch durch eine allseitig befriedigende Erklärung ersetzt worden sind. Quandt und der ungenannte Leipziger Kunstfreund wollten nämlich in dem Bilde direkte Anspielungen auf den Verstorbenen erkennen, dessen Andenken es gewidmet ist.

Quandt nannte es „unerschöpflich an höchst humoristischen Beziehungen" und sah in dem Sterbenden einen „reichen Sünder," der, nachdem ihm im Leben alles zu Gebote gestanden, nun versuche, ob auch der Trost der Kirche ihm zu Befehl stehe. Der Geistliche stehe „bleich, ernst und furchtbar wie das Gewissen" an seinem Lager; der gute Engel halte „die Hände dankend zu falten bereit, wenn es dem Geistlichen gelingen sollte, den harten Sinn des Kranken zu bessern. Der gnädige Herr fühlt die Grenzen seiner Macht und wendet sich mit ängstlicher Geberde nach dem strengen Geistlichen. Wie alte Bekannte, von denen wir aus guten Gründen nichts mehr wissen wollen, sich oft gerade am ungelegensten melden, so stellt sich auch hier der höllische Geist ein und zuckt am Deckbett. Wahrscheinlich mag ihn zum Glück nur der Sterbende gewahr werden, denn die andern, welche das Krankenlager umgeben, lassen sich in ihren Verrichtungen nicht stören. Alle Fakultäten haben ihre Abgeordneten gestellt, denn wo es eine reiche Leiche giebt, da sammeln sich diese Herrn.... Die fromme Gattin kniet betend am Lager und scheint mit vielem Anstand betrübt, indes die vorsichtigen Verwandten die Geld-

kaſten ausräumen, die Teilung vor dem Teſtamente abſchließen und den Todten um vieles leichter machen. Auf der Reiſe der Seele zum Himmel wird ſie von den böſen Geiſtern verfolgt, welche aus dem Höllenrachen heraufſteigen und ihr die Schuldbriefe des Lebens vorhalten; von der andern Seite naht ſich ein guter Engel, welcher die gelegentlich verrichteten guten Werke des Verſtorbenen aufgezeichnet hat."

Noch weiter verirrt ſich die Auffaſſung des anonymen Kunſtfreundes. Er nennt das Bild „einerſeits eine religiös-moraliſche, andrerſeits eine dramatiſch-ſatiriſche Darſtellung" und lieſt infolge eines Mißverſtändniſſes der Worte, welche der Teufel dem Sterbenden zuruft, beinahe eine ganze Novelle aus dem Bilde heraus. Die Worte auxiliante femina überſetzt er nämlich: „unter Mitwirkung deiner Frau" und vermutet nun, der alte Schmidburg habe ſich in ſpätern Lebensjahren zum zweitenmale verheiratet und ſich „zu manchen Schwachheiten verleiten laſſen" (was man doch dann wohl eher von der Frau erwarten ſollte). Die „junge ſchöne Frau," die am Krankenbette bete, thue dies „mit falſcher Miene und in Prunkkleidern," während zwei Männer, wahrſcheinlich der Vater und der Bruder der zweiten Frau, damit beſchäftigt ſeien, die Geldkaſſen Schmidburgs auszuleeren, bevor dieſer noch die Augen geſchloſſen habe. Der Stifter des Bildes, der Sohn des Sterbenden, ſei alſo wohl „durch die Stiefmutter und deren Anhang aus des Vaters Hauſe verdrängt und ein Teil des väterlichen Vermögens verſchwendet oder ſogar veruntreut worden." Gleichwohl habe der Sohn ein Andenken an ſeinen zwar ſchwachen, aber guten Vater zu beſitzen gewünſcht und daher bei Cranach das vorliegende Gemälde beſtellt, in welchem das betreffende Verhältnis unverhohlen dargeſtellt, die Seele des Vaters aber gerettet werden ſollte. Im Verlaufe der Dar-

stellung bespricht unser Anonymus dann noch besonders den Ausdruck der Köpfe und erkennt auch hier wieder in der am Sterbebette knieenden Frau „die verführerische äußere Schönheit, welche zuweilen auch das besonnene Alter berückt und zur Thorheit verleitet, zugleich aber auch die Falschheit des Herzens und das bittere Bewußtsein, welches eine Folge innerer Zwietracht ist."

Mit Recht hat Schuchardt alle diese Fiktionen bekämpft. Selbst dann, wenn solche Familienverhältnisse bekannt wären, würde es, wie er meint, bedenklich sein, das Bild in solcher Weise zu deuten, da ja die Inschrift des Stifters: „Dem besten Vater ꝛc." von allem das Gegenteil beweise. Die ganze Erklärung habe etwas Verletzendes, Triviales.

Die Deutung freilich, die Schuchardt selber giebt, und mit der er den durch die ganze Darstellung gehenden Hauptgedanken erschöpft zu haben meint, trifft ebenso wenig das Richtige. Schuchardt geht bei seiner Erklärung von dem Täfelchen aus, das der gute Engel dem Sterbenden entgegenhält, und das die Inschrift trägt: Opera bona. Diese Worte sollen, wie allerdings noch jetzt ziemlich deutlich zu sehen ist, vor der Restauration des Bildes wie absichtlich verwischt ausgesehen haben, und indem nun Schuchardt annimmt, daß sie gleich ursprünglich von Cranach in diesem Zustande geschrieben worden seien, deutet er sie im Zusammenhang mit den übrigen Inschriften und Gruppen so, daß die Darstellung den Gedanken ausdrücke, nicht die guten Werke, sondern nur der Glaube an Gott und die Erlösung durch Christus verhelfe dem Menschen zur Seligkeit.

Nun ist es schon etwas zweifelhaft, daß die bewußten Worte wirklich von vornherein in diesem Zustande auf dem Bilde gestanden haben. Durch diese Annahme würde wenigstens eine ausgeprägt protestantische Tendenz in das Bild

hineingetragen werden, die im Jahre 1518, wo es entstand, noch sehr unwahrscheinlich ist. Die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben, eine der reformatorischen Grundlehren Luthers, läßt sich allerdings bis weit vor 1518 zurückverfolgen; schon in den Erfurter Mönchsjahren Luthers (1503 bis 1508) klingt sie leise vor. Aber bis sie zu solcher Entschiedenheit ausgebildet und zu solcher Popularität gelangt war, daß Cranach, so nahe er auch Luther stand, oder gar der fernerstehende Heinrich Schmidburg sie hätte zum Thema eines Gemäldes wählen können, mußten noch viele Jahre vergehen. Luther kommt zwar schon in seiner Predigt am 10. Trinitatissonntage 1516, am Schlusse seiner Predigten über das erste Gebot 1517 und in seiner „Auslegung der sieben Bußpsalmen" 1517 fort und fort auf diese Lehre zurück, aber erst in dem 1521 erschienenen ersten Teile seiner Kirchenpostille („Auslegung der Episteln und Evangelien vom Advent bis auf den Sonntag nach Epiphania") in seiner Erklärung verschiedener Stellen des Galaterbriefes betont er mit aller Entschiedenheit, „daß die Rechtfertigung nicht durch Werke, sondern allein aus dem Glauben, ohne alle Werke komme." In seiner Neujahrspredigt von 1517 lehrt er noch, daß wir uns zur Gnade durch die Werke zubereiten können, und ebenso verwirft er in seinen ersten polemischen Schriften, im „Sermon von Ablaß und Gnade" (1517) und in der „Freiheit des Sermons Dr. Martin Luthers, päpstlichen Ablaß und Gnade belangend" (1518) die guten Werke noch keineswegs, sondern meint, an ihnen liege mehr als am Ablaß, wenn sie auch keine Kasten füllten.

Es ist daher das Wahrscheinlichere, daß der Versuch, die Worte Opera bona zu tilgen, erst in späterer Zeit von irgend einem streng protestantischen Gemüte, welches Anstoß daran

nahm, gemacht worden ist. Das Bild steht noch auf vorreformatorischem Boden. Die guten Werke werden nicht sowohl dem Glauben an Gott und der Erlösung durch den Heiland gegenübergestellt, als vielmehr dem Sündenregister, welches die bösen Geister dagegen aufzuweisen haben, den peccata adolescentiae, virilitatis und ultimi anni, und dem höhnischen Worte, das der Teufel dem Sterbenden zuruft: Desperandum tibi etc.

Schuchardt hat aber auch an dem Anstößigsten in der ganzen Deutung des Anonymus, an der falschen Übersetzung der Worte auxiliante femina, merkwürdigerweise gar keinen Anstoß genommen. Gerade ihre richtige Auffassung aber zeigt den Weg zum Verständnis des Bildes. Die Worte des Teufels beziehen sich selbstverständlich auf die Erbsünde: der Teufel — nicht der hier dargestellte, sondern der Teufel schlechthin — hat „mit Hilfe des Weibes," d. h. der Eva, das Böse in die Welt gebracht; an diesem Bösen hat auch unser Sterbender sein Teil. Das ganze Bild stellt also nichts andres dar, als den Kampf, der nach altem, volkstümlichem, wenn auch nicht dogmatisch ausgeprägtem Glauben — man denke auch an die Legende von der Himmelfahrt Mosis und den Kampf, der dabei zwischen Michael und dem Teufel stattfindet — bei jedem Tode zwischen den himmlischen und den höllischen Mächten um die abscheidende Seele entbrennt und der im vorliegenden Falle sich zum Siege der himmlischen Mächte neigt. Alles wird aufgeboten, der Hölle den Sieg zu entreißen: die guten Werke, Reue über begangene Sünden, die Versicherung des Sterbenden, daß er Gott nie verleugnet habe, seine und der Hinterbleibenden Gebete, ja selbst die Fürbitten der Seligen am Throne Gottes; und daß die arme abscheidende Seele gerettet werden wird, dafür sollen die tröstlichen Hinweise auf

die Barmherzigkeit Gottes und auf die Erlösung durch das Lamm bürgen. Das Bild hat schlechterdings keine Beziehungen auf einen „reichen Sünder." Wenn auch die Züge des Sterbenden und der Personen, die sein Bett umgeben, etwas Individuelles haben mögen, so drückt doch die ganze Darstellung sicherlich einen allgemeinen Gedanken aus. Sie zeigt in ihren einzelnen Teilen, was bei jedem Todesfalle in der sinnlichen und in der übersinnlichen Welt vorgeht. Die Frau, die am Bette des Sterbenden kniet, der Arzt, den seine Kunst im Stiche gelassen, der Geistliche, der dem Sterbenden den letzten Trost spendet, der Notar, der das Testament aufsetzt, ja der selbstverständliche Wortlaut des Testamentes selbst, der ja nichts andres ausspricht, als was bei jedem Tode geschieht und geschehen muß, sie alle haben ebensogut typische Bedeutung, wie der Kampf der guten und bösen Mächte um die vom Körper sich losringende Seele. Und so trifft denn die gewöhnliche Bezeichnung des Bildes, die man ihm in Ermanglung einer besseren gegeben, durchaus das Richtige; es ist „der Sterbende" *κατ' ἐξοχήν*, den Cranach hier dargestellt hat.

Wodurch diese unsre Auffassung über jeden Zweifel erhoben wird, das ist der Umstand, daß Cranachs „Sterbender" offenbar mit freier Benutzung der Ars moriendi gemalt ist.

Die Ars moriendi (die Kunst zu Sterben), eines der verbreitetsten und beliebtesten jener Holzschnittwerke, welche der Erfindung des Buchdrucks vorausgingen und auch noch nach der Erfindung desselben bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein zahlreiche Ausgaben erlebten, schildert in einer Reihe von Bildern, wie die höllischen Mächte durch Versuchungen (temptationes), die himmlischen durch gute Eingebungen (bonae inspirationes) sich abwechselnd um die Seele eines Sterbenden bemühen. Die frühesten Ausgaben bestehen aus elf Bildern;

fünf davon (1, 3, 5, 7, 9) zeigen die Versuchungen durch den Teufel: zum Unglauben, zur Verzweiflung, zur Ungeduld, zur Eitelkeit und zum Geiz, fünf (2, 4, 6, 8, 10) die Gegenbemühungen des Schutzengels, das elfte Bild den Augenblick des Todes selbst und den Sieg des Engels über den Teufel. Spätere Ausgaben haben noch drei Bilder hinzugefügt, zwei als Einleitung, welche die Beichte und das Abendmahl darstellen, eines am Schluß, welches noch drastischer als das Schlußbild der ursprünglichen Reihe die Errettung der Seele aus den drohenden Höllenqualen vorführt. Solche Ausgaben mit vierzehn Bildern sind am Ende des fünfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts auch in Leipzig von Kunz Kachelofen und seinem Schwiegersohne Melchior Lotter gedruckt worden.*)

Cranach hat sich nun mit seinem „Sterbenden," was die äußere Szene betrifft, aufs engste an das elfte Bild der ursprünglichen Reihe (das dreizehnte der Leipziger Ausgaben) angeschlossen. Auch da liegt der Sterbende in seinem Bett und greift mit beiden Händen an die geweihte Kerze, die ihm ein Mönch hinhält; die abscheidende Seele schwebt in Kindesgestalt zu seinen Häupten und wird von einem Engel emporgeführt. Die umherstehenden Teufel rufen, wie auf ihren Spruchbändern zu lesen ist: Heu insanio (Wehe, ich rase), furore consumor (Wut verzehrt mich), spes nobis nulla (wir haben keine Hoffnung), confusi sumus (wir sind verwirrt). Daneben hat Cranach für den Inhalt der Darstellung noch das dritte und vierte Bild (das fünfte und sechste der Leipziger Ausgaben) benutzt, die temptatio diaboli de desperatione und

*) Eine Kachelofensche Ausgabe von ca. 1494 befindet sich auf der Leipziger Stadtbibliothek.

die bona inspiratio angeli contra desperationem. Auch hier hält einer von den Teufeln dem Sterbenden statt der sonst überall angewandten Spruchbänder eine Tafel hin, auf der die Worte stehen: Omnia praecepta domini fregisti (du hast alle Gebote des Herrn übertreten), und die andern rufen: Fornicatus es (du bist unzüchtig gewesen), perjurus es (du bist meineidig), avare vixisti (du hast geizig gelebt), occidisti (du hast getötet); der Engel aber tröstet: Nequaquam desperes (Verzweifle nicht).

Was alles aus einem Kunstwerke herausgelesen werden kann, wenn man mit einer vorgefaßten Meinung an seine Erklärung hinangeht, davon giebt Cranachs Bild ein fast unglaubliches Beispiel. Von all den Gesichtsausdrücken, welche Quandt und der Anonymus in den Zügen der einzelnen Personen gesehen haben wollen, ist auch nicht das geringste in dem Bilde zu entdecken. Abgesehen von den schmerzlich verzogenen Mienen des Sterbenden, liegt auf allen Köpfen ein durchaus friedlicher Ausdruck. Daß aber zu einem andern auch gar keine Veranlassung vorlag, mag schließlich die authentische Geschichte des Bildes und seiner Stifter zeigen, die Schuchardt und seinen Vorgängern unbekannt geblieben ist.

Schuchardt kommt noch einmal im dritten Bande seines „Lucas Cranach" (S. 170 fg.) auf den „Sterbenden" zurück und bringt einen Brief Luthers aus dem Jahre 1520 bei, der über Dr. Heinrich Schmidburg einige Nachrichten enthält. Aus diesen geht hervor, daß der Genannte ein treuer Anhänger Luthers war, daß Luther auf seine Einladung hin nach Eilenburg bei Leipzig kam, doch wohl um dort zu predigen, daß aber, als er hinkam, Schmidburg inzwischen verstorben war. Er hatte sich bis zuletzt offen als Anhänger Luthers bekannt, Luthern auch in seinem Testamente 100 Gulden vermacht. Aus diesen Nachrichten heraus konstruirt sich nun Schuchardt

eine künstliche Schwierigkeit. Anstatt, was doch das nächstliegende wäre, in dem bei Luther genannten Dr. Heinrich Schmidburg den Besteller und Stifter unsers Bildes zu erkennen, nimmt Schuchardt an, daß es vielmehr derjenige sei, zu dessen Andenken das Bild gemalt wurde, von dem doch nirgends gesagt ist, daß er ebenfalls den Vornamen Heinrich führte. Und nun stellt er folgende Erwägungen an: „Schmidburg starb 1520, das Bild aber ist aus dem Jahre 1518; es ist nicht wohl anzunehmen, daß der Sohn das Epitaphium schon zwei Jahre vor dem Tode seines Vaters fertigen ließ; natürlicher würde es sein, wenn es später errichtet worden wäre" und beklagt es schließlich, daß es ihm an allem Anhalt fehle, diesen Widerspruch in den Jahren auszugleichen.

Leider ist Schuchardt, ebenso wie seinen Vorgängern, ein Buch unbekannt geblieben, welches für die Geschichte der Kunstübung in Leipzig während des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von Wichtigkeit ist und auch über die vorliegende Frage ihm sofort Aufklärung gegeben haben würde. Im Jahre 1675 gab M. Salomon Stepner unter dem Titel Inscriptiones Lipsienses eine Sammlung aller damals in Leipzig in Kirchen, andern öffentlichen Gebäuden und auf dem Friedhofe befindlichen Inschriften heraus.*) Dies

*) Der deutsche Titel des Buches lautet: Verzeichniß allerhand denckwürdiger Oberschrifften, Grab- vnd Gedächtniß-Mahle in Leipzig ꝛc. Leipzig, Im Durchgange des Rahthauses, verlegts Elias Fiebig. Druckts Christoph Uhmann, Anno 1675. — Eine zweite Ausgabe des Buches, die aber bloße Titelauflage ist, erschien fünfzehn Jahre später unter dem Titel Laurus Lipsica; ihr deutscher Titel lautet: Leipzigische Lorbeer-Blätter, das ist Alte und neue denckwürdige Uber-Schrifften, Grab- und Gedächtniß-Mahle mit grossen Fleiß zusammen getragen: Wobey zugleich Die Oerther, Gemählde, Anzahl und Materien benennet werden. Leipzig, Im Lanckischen Buchladen zu finden. 1690.

Buch enthält ein vollständiges Verzeichnis aller damals in den Leipziger Kirchen vorhandenen Bilder und Epitaphien, soweit sie mit Inschriften versehen waren, bildet also für den damaligen Vorrat an Kunstwerken in Leipzig eine — wenn auch wegen zahlreicher Druckfehler mit Vorsicht zu benutzende — so doch immerhin höchst schätzenswerte Quelle. Und so giebt es uns denn auch über die Geschichte des vorliegenden Bildes allen nur wünschenswerten Aufschluß.

Schon Quandt erwähnt, daß unser Bild ursprünglich in einem „Kasten" verwahrt gewesen sei, auf dessen Deckel eine Kreuzigung — nicht von Cranachs Hand — dargestellt war; den untern Teil dieser Kreuzigung habe „das Schmitburgische Familiengemälde" ausgefüllt. Das Ganze war also ein schreinartiges Epitaphium, in dessen Innerm sich der Cranachsche „Sterbende" befand. Bei der Wiederauffindung im Jahre 1815 warf man jedenfalls den Schrein zu denjenigen Bildwerken, die nicht der Restaurirung für wert gehalten wurden, und sonderte den kostbaren Inhalt davon ab. Oben und unten aber, oder zu beiden Seiten des Schreines, befanden sich, wahrscheinlich innerhalb von geschnitzten Verzierungen, zwei Inschriften, die 1815 vielleicht schon weggebrochen waren, bei Stepner aber vollständig erhalten sind. Stepner beschreibt das Ganze unter Nummer 488 seines Buches. Darnach befand sich 1675 das Bild unter den Epitaphien, die „an der Thüre gegen Abend," also am Hauptportal der Kirche angebracht waren. Von den beiden Inschriften aber lautete die eine folgendermaßen: Hospes, quod dico, paulum est, asta ac pellege. Hic est sepulcrum haud pulcrum viri incomparabilis nomine Schmidburg. Patres nominaverunt Valentinum. Medici et Papiniani arte aegra corpora, legum causas curabam; peragrata Judaea Hierosolyma morior anno MCCCCXC. Gnatum Hen-

ricum jureconsultum, principi pariter gratum ac populo non ita diu et caelibem quidem relinquo. Is hospitali S. Georgii XLV annuis aureis medicum instituit perpetuum. Maria (verdruckt für Martha) mihi gnata dulcis duos ex Simone Pistoris medicinae doctore peperit. Christophorus natu minor artium et medicinae doctor juvenis occidit. Simon juris utriusque doctor et ordinarius avo aviae maternis, matri, avunculo fratrique carissimis et beate mortuis statuit ac aeternam precatur requiem. Zu deutſch: „Fremdling, was ich zu ſagen habe, iſt wenig, ſtehe ſtill und lies. Hier iſt die nicht ſehr ſtattliche Grabſtätte eines unvergleichlichen Mannes namens Schmidburg. Seine Eltern nannten ihn Valentin. Mit der Kunſt des Arztes und des Rechtsgelehrten heilte ich kranke Leiber und ſorgte für die Geſetze. Nachdem ich das jüdiſche Jeruſalem beſucht, ſterbe ich im Jahre 1490. Einen Sohn Heinrich, einen Rechtsgelehrten, der bei dem Fürſten*) in gleicher Gunſt ſteht wie bei der Bürgerſchaft, laſſe ich nicht eben lange Zeit und zwar ehelos zurück. Dieſer ſetzte in dem S. Georgen-Hoſpital für 45 Goldgülden jährlich einen ſtändigen Arzt ein. Martha, meine liebe Tochter, gebar von Simon Piſtoris, dem Doktor der Medizin, zwei Söhne. Chriſtoph, der jüngere, Doktor der ſchönen Wiſſenſchaften und der Medizin, ſtarb jung. Simon, beider Rechte Doktor und Ordinarius, hat dem Großvater und der Großmutter mütterlicherſeits, der Mutter, dem Oheim und dem Bruder, die alle ihm teuer waren und nun ſelig entſchlafen ſind, dies errichtet und bittet für ſie um ewigen Frieden."

Hiernächſt zählt Stepner unter der Überſchrift „Innerhalb" ſämtliche Inſchriften unſers Cranachſchen Bildes auf, dann

*) Bis 1500 Herzog Albrecht der Beherzte, von da an Herzog Heinrich der Fromme.

folgt die zweite, leider, wie es scheint, etwas korrumpirte Inschrift: D. Henricus Schmidburg, Numburgensis episcopatus cancellarius, vixit annos XLII, obiit MDXX. non. Nov. familiae suae finis. Nepos ex filia Martha, uxore D. Simonis Pistoris medici, [quae?] vixit annos XXX, obiit MCCCCXCVII 8. Kal. Dec., Christophorus Pistoris, artium et medicinae doctor, vivit (vixit?) annos XXVII, obiit MDXIX 6. Dec. Ursula proles (Proles?), castissima D. Valentini Schmidburg conjux, obiit anno MCCCCXCV. Zu deutsch: „Dr. Heinrich Schmidburg, Kanzler des Bistums zu Naumburg, lebte zweiundvierzig Jahre, starb 1520 am 5. November, als der letzte seines Stammes. Der Enkel von der Tochter Martha, der Frau Dr. Simon Pistoris des Arztes, [die?] dreißig Jahre lebte und 1497 am 24. November starb, Christoph Pistoris, Doktor der schönen Wissenschaften und der Medizin, lebte siebenundzwanzig Jahre und starb 1519 am 6. Dezember. Ursula Proles,*) die keusche Gattin des Dr. Valentin Schmidburg, starb im Jahre 1495."

Aus beiden Inschriften ergiebt sich folgendes. Das Cranachsche Bild „Der Sterbende" wurde 1518 von dem bischöflichen Kanzler Dr. Heinrich Schmidburg zum Andenken seines verstorbenen Vaters Dr. Valentin Schmidburg bestellt und in die Nikolaikirche gestiftet. Der Vater, ein Arzt in Leipzig, war 1490 gestorben, seine Frau Ursula ihm 1495, seine Tochter Martha, die Schwester des Stifters, die an den berühmten Arzt Simon Pistoris verheiratet war, 1497 im Tode gefolgt.

*) Bei Stepner steht sinnlos URSULA Proles castissima: Ursula, die keusche Tochter. Wessen? Ich glaube, daß PROLES zu lesen und das Wort als Name zu fassen ist. Möglicherweise war Ursula Proles eine Verwandte von Andreas Proles, dem bekannten sächsischen Vorläufer der Reformation aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Der Stifter selbst starb 1520, zwei Jahre nach der Anfertigung des Bildes, und da mit ihm das Geschlecht erloschen, so war es nun der überlebende Sohn von Martha Schmidburg, Simon Pistoris,*) der spätere ebenfalls berühmt gewordene Kanzler Herzog Georgs und dann des Kurfürsten Moritz — auch einer der frühesten Anhänger Luthers unter den Leipziger Patriziern —, der dann Anfang der zwanziger Jahre jedenfalls von einem Leipziger Maler einen neuen Schrein mit der Darstellung der Kreuzigung nebst Donatorenbild und den beiden obenerwähnten Inschriften dazu anfertigen ließ. Was Valentin Schmidburg betrifft, dessen Andenken das Bild gewidmet ist, so bezog derselbe 1458 die Universität Leipzig, wurde 1459 Baccalareus, 1462 Magister, 1465 Doktor der Medizin, unternahm dann die erwähnte Reise nach dem Heiligen Lande, wurde 1468 Assessor der medizinischen Fakultät, 1470 Ratsherr und Syndikus, 1471 pathologiae professor und Kollegiat des großen Fürstenkollegs, 1484 Dekan und therapeutices professor, 1486 Baccalareus juris und starb in Leipzig am 19. März 1490. Er hieß ursprünglich nicht Schmidburg, sondern hatte, nach der Sitte der Zeit, diesen Namen nur von seinem Geburtsorte Schmiedeberg (bei Wittenberg?) angenommen.

*) Simon Pistoris, der Enkel von Valentin Schmidburg, war am 28. Oktober 1489 in Leipzig geboren, wurde 1509 Baccalareus juris, 1512 Lizentiat, 1514 Doktor, 1519 professor codicis und 1523 Ordinarius der Juristenfakultät, war bis zu Herzog Georgs Tode, 1539, dessen geheimer Rat und Kanzler, trat dann wieder seine Professur an, war 1542 bis 1548 Kanzler beim Kurfürsten Moritz und zog sich endlich von Dresden auf sein Gut Seuselitz bei Meißen zurück, wo er am 3. Dezember 1562 starb. Vgl. über ihn die Literatur bei Seidemann, Beiträge zur Reformationsgeschichte I, S. 31. Sein Vater, der berühmte Arzt, einer der ersten deutschen Mediziner, die De malo franco geschrieben, Valentin Schmidburgs Schwiegersohn, war Dekan der medizinischen Fakultät und Ratsmitglied. Er war 1443 geboren und starb am 4. Februar 1523.

Sein eigentlicher Name war, ebenso wie der der Familie Pistoris, Becker. — Woher diese genaue Kunde? Einfach aus Jöchers Gelehrtenlexikon (unter Becker), einem Buche, das man noch immer in erster Linie befragen muß, wenn es sich um Auskunft über das Leben eines ältern Gelehrten handelt.

Hans Krell der Fürstenmaler.

Die Geschichte der Malerei in Leipzig von der frühesten Zeit bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hat einen trefflichen Bearbeiter gefunden in Gottlieb Wilhelm Geyser, dem Sohne des Kupferstechers Christian Gottlieb Geyser. Seine Darstellung erschien im Jahre 1857 im dritten Bande von Naumanns „Archiv für die zeichnenden Künste" und im Jahre darauf mit Nachträgen in einer Separatausgabe.*)

Freilich ist diese fleißige und gewissenhafte Arbeit nach einer Seite hin unzulänglich; sie ist nämlich, wenigstens für die ältere Zeit, für das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert, fast ausschließlich aus den Denkmälern geschöpft. Was Geyser in den ersten beiden Kapiteln seiner Darstellung giebt, ist im

*) Geschichte der Malerei in Leipzig von frühester Zeit bis zu dem Jahre 1813. Von G. W. Geyser. Leipzig, R. Weigel, 1858.

wesentlichen eine Besprechung der Miniaturen, der Wand- und Tafelmalereien und der bemalten Schnitzwerke, die sich aus jener Zeit in Leipzig erhalten haben und sich mit mehr oder weniger Sicherheit auf Leipziger Hände zurückführen lassen. Er beschreibt die Miniaturen in der auf der Leipziger Universitätsbibliothek aufbewahrten, bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zurückreichenden Universitätsmatrikel, die Wandmalereien im Kreuzgange des Paulinums und eine Anzahl Bilder und Epitaphien aus den Leipziger Kirchen, und knüpft hieran Vermutungen über die auswärtigen Einflüsse, unter denen die Ausübung der Malerei damals in Leipzig gestanden haben möge. Dagegen hat er von archivalischen Quellen für jene Zeit fast nichts benutzt als das Leipziger Zunftbuch von 1544, aus dem er über die Malerordnungen von 1516 und 1577 einige Mitteilungen giebt. Äußerst dürftig sind infolgedessen seine Nachrichten über ältere Leipziger Maler. Er kann deren im ganzen nur sieben, und zwar aus den Jahren 1530 bis 1570, namhaft haben, die er aber fast alle schon in älteren gedruckten Quellen vorfand: Georg Lemberger, Franz Schilter, Wilhelm Gulden, Valentin Hippolytus, Moritz Schreiber, Hans Krell (den er fälschlich Kroll nennt) und den Niederländer Nicolaus von der Perre.

Befragen wir dagegen archivalische Quellen, wie das Ratsbuch, das Schöppenbuch, die Stadtkassenrechnungen, die Bürgermatrikel u. a., so gewinnen wir ein wesentlich andres Bild. Aus diesen Quellen allein lassen sich für das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert sechzig bis siebzig Maler in Leipzig nachweisen. Die Nachrichten über sie gehen freilich in vielen Fällen nicht über trockne und gleichgiltige Personalnotizen hinaus, welche nicht viel mehr beweisen, als daß die ehrsamen Meister eben existirt haben, Weib und Kind, vielleicht auch

ein Haus gehabt haben, gelegentlich einmal für die Stadt oder für auswärtige Gemeinden gearbeitet haben, mit den Steuern in Rückstand geblieben sind, Schulden gemacht und nicht bezahlt haben, Auftraggebern gegenüber nicht Wort gehalten haben und dann und wann wegen thörichter Streiche mit der Polizei in Konflikt geraten sind. Indessen lassen sich doch von einzelnen, infolge der reichlicher fließenden Quellen, auch Bilder mit etwas deutlicheren Umrissen gewinnen, und zu diesen gehört vor allen Hans Krell, der „Fürstenmaler von Leipzig," wie er mit einer Art von offiziellem Titel sich selbst nannte und von andern genannt wurde.

Krell war, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in erster Linie Porträtmaler, und er betrieb damit ein Gewerbe, welches gerade in jener Zeit einträglich zu werden anfing. Gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kam ja die Sitte auf, in den Sälen der fürstlichen Schlösser ebenso wie der städtischen Rathäuser Galerien von Fürstenporträts anzulegen. An den Fürstenhöfen fing man an, die Porträts der zeitgenössischen Fürsten andrer Höfe, wie die Bildnisse von den Vorfahren des eignen Geschlechtes zu sammeln, und die Gemeinden ahmten dem Beispiele nach und zierten ihre Rathaussäle gleichfalls mit den Ahnenbildern ihres Fürstenhauses. Im Volke aber ging parallel damit die damals auch erwachende Lust an jenen Holzschnittserien, welche aus Fürstenporträts bestanden und von gereimtem oder prosaischem Text begleitet sein mußten. Um alle die Wünsche, die aus solcher Liebhaberei entsprangen, befriedigen zu können, mußte es Künstler geben, die geradezu ein Gewerbe daraus machten, Fürstenporträts auf Bestellung zu liefern. Unter diesen „Fürstenmalern" aber muß sich neben den beiden Cranach der Leipziger Hans Krell eines besondern Rufes erfreut haben.

Geyser kennt ihn wenigstens dem Namen nach, denn offenbar meint er ihn, wenn er (S. 21) einen Maler Hans Kroll erwähnt, der „noch um 1563" gelebt habe. Unter demselben falschen Namen führt ihn auch Nagler im Monogrammistenlexikon an (III, Nr. 1156). Beiden ist es entgangen, daß schon 1851 Schuchardt in seinem „Cranach" und 1854 G. v. Berlepsch im fünften Jahrgange des „Deutschen Kunstblattes" einige Mitteilungen über Krell gemacht haben. Später sind noch in Webers „Archiv für die sächsische Geschichte" ein paar Notizen über ihn veröffentlicht worden.

Urkundlich läßt sich Hans Krell seit 1531 in Leipzig nachweisen. In diesem Jahre kaufte er sich für 440 Gulden ein Haus auf dem damaligen Neumarkte (der heutigen Universitätsstraße); es war das Nachbarhaus von dem Eckhause am Kupfergäßchen. Aus dem Jahre 1533 berichten die Stadtkassenrechnungen, daß V. post Viti (19. Juni) „Hans Kreel von Krails (?), Mahler" das Bürgerrecht erhalten habe — zufällig an demselben Tage, an welchem auch Hieronymus Lotter, der nachmals vielgenannte Bürgermeister und Baumeister, unter die Leipziger Bürger aufgenommen wurde. Hinzugesetzt wird die Bemerkung: „Dieweil aber unser g. H. Herzog Georg ꝛc. hievor Fürbitt vor ihne gethan, ist ihme das Bürgerrecht geschankt." Nach dieser Angabe, die wörtlich in der Bürgermatrikel wiederkehrt, scheint es, daß Krell, ehe er nach Leipzig kam, in Dresden für den herzoglichen Hof gearbeitet habe.

In den vierziger Jahren muß Krell schon einen ausgebreiteten Ruf genossen haben. Aus dem Jahre 1546 hören wir, daß der Hochmeister des deutschen Ordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, von Königsberg aus an den „Conterfeier Hans Krell zu Leipzig" ein Verzeichnis etlicher Fürsten und Herren sendet, deren Bildnisse ihm dieser „zu Wege

bringen und malen soll" (Berlepsch a. a. O. S. 464). Auf einen noch frühern Auftrag deutet es hin, wenn 1546 25 Gulden 15 Groschen an Cranach ausgezahlt werden für zwei „gemalte Tücher, des Königs Ferdinand Weib und Tochter," die dieser für den Kurfürsten Johann Friedrich „zu Leipzig bei Hansen Krehl" bestellt hatte (Schuchardt, Cranach I, 182).

Die Annahme jedoch, als ob es sich bei solchen Aufträgen immer nur um gewerbsmäßige Arbeit der oben geschilderten Art gehandelt habe, wird ausgeschlossen durch einen Auftrag, den ihm im Jahre 1551 Kurfürst Moritz erteilte. Dieser schickte ihn damals von Leipzig nach Dresden mit dem Befehle, dort seinen Bruder August und dessen Gemahlin Anna zu malen, und in dem Schreiben, welches er deshalb an seinen Bruder richtet, bittet er diesen ausdrücklich, „er solle sich neben ihrem (seinem?) Gemahl so viel Zeit müßigen und bemeldtem Maler unbeschwert sitzen, damit er beide wohl treffen möge"; er wolle ihrer beider Conterfät „an einem Ort gebrauchen".*)

Wenn aber Kurfürst Moritz den Maler an seinen Bruder empfehlen konnte, so möchte man annehmen, daß er selber vorher Gelegenheit gehabt habe, ihn als Porträtmaler schätzen zu lernen. In der That geht eine bekannte plastische Darstellung des Kurfürsten Moritz nachweislich auf ein Porträt zurück, welches Krell gemalt hatte: die des im Jahre 1563 im Dome zu Freiberg errichteten Moritzmonumentes.

Während die berühmte fürstliche Begräbniskapelle im Freiberger Dom erst in den Jahren 1588 bis 1594 nach den Entwürfen des italienischen Architekten und Bildhauers Johann

*) Archiv für die sächs. Geschichte II, S. 185. Hier ist aus Versehen das Jahr 1559 angegeben, wo Moritz längst tot war. Vgl. dagegen Langenn, Kurfürst Moritz II, S. 136 und Archiv für die sächs. Geschichte XI, S. 92.

Maria Nosseni erbaut wurde, stammt das Grabdenkmal des Kurfürsten Moritz, was oft übersehen wird, bereits aus dem Anfange der sechziger Jahre.*) Schon 1558 faßte Kurfürst August den Entschluß, das Andenken seines Bruders durch ein prächtiges Grabmal zu ehren. Die am sächsischen Hofe weilenden Maler aus Brescia, die Gebrüder Gabriel und Benedict de Tola, die seit 1549 hauptsächlich mit der Dekoration des Dresdner Schloßbaues beschäftigt waren, erhielten damals den Auftrag, Zeichnungen zu diesem Denkmal zu entwerfen, und nach mannichfachen Abänderungen derselben mußte der Hofschreiner Georg Fleischer darnach ein Modell „im Jungen" schnitzen. Der Gedanke, das ganze Denkmal in Metall gießen zu lassen, wurde wegen der zu hohen Kosten — der Anschlag war „auf etlich viel Tausend Gülden" gemacht — bald wieder aufgegeben. Man wandte sich an die beiden (Dresdner?) Steinmetzen Melchior Barthel und Hans Walther mit der Anfrage, wie hoch das Denkmal zu stehen kommen würde, wenn die „Visirung" oder „Schampfelun" (Schablone) in pirnischem Sandstein ausgeführt werden sollte. Sie forderten 6000 Thaler, aber auch diese Summe erschien dem Kurfürsten zu hoch. Da erbot sich der Lübecker Goldschmidt Hans Wessel, der damals gerade in Dresden anwesend war, in Antwerpen das Denkmal aus niederländischem Marmor für 2800 Thaler herstellen zu lassen. Er bekam das Modell überantwortet, im Juli 1559 wurde der Kontrakt abgeschlossen, worin die Lieferzeit auf anderthalb Jahre festgesetzt wurde, und nun beauftragte Wessel den Antwerpner Bildhauer Anthoniesen van Zerun (Szerunn, Szerroen) mit der Ausführung.

*) Vgl. Julius Schmidt im Archiv für die sächs. Geschichte XI, S. 81 fg. u. S. 121 fg. und in den Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins auf das Jahr 1869, S. 759—764 und Berlepsch a. a. O. S. 444 fg.

Als Vorlage aber für die Statue des Kurfürsten Moritz, die an dem Grabmal angebracht werden sollte, wurde bei Hans Krell in Leipzig ein Porträt desselben bestellt. Am 9. Oktober 1559 schreibt Kurfürst August an seine Räte in Leipzig, Hans von Ponickau und Ulrich Mordeisen: „Befehlen euch derhalben gnädig, ihr wollet auch ein wahrhaftig Contrafactur unseres geliebten Bruders seliger Gedächtniß in der schwarzen Rüstung, wie die zu Leipzig bei dem Fürstenmaler zu bekommen, kaufen und ihme (Wessel) dieselbige auch mitgeben." Am 5. Februar 1560 benachrichtigt der Kurfürst Wessel selbst, daß das versprochene Porträt ihm durch seinen Rat, Dr. Franz Kramm, übersendet werden würde. Das Denkmal wurde im September 1561 fertig, wurde zunächst nach Hamburg geschafft und von dort, begleitet von zwei Gesellen Meister Zeruns, die dann auch das Aufladen besorgten, im Juli 1562 nach Sachsen verschifft. Im November 1562 waren alle Bestandteile in Dresden angelangt, und Anfang 1563 wurde das Denkmal in Freiberg errichtet. Es ist aus schwarzem, die Figur des Kurfürsten, der, das Kurschwert auf der rechten Schulter, vor dem Kruzifix kniet, aus weißem belgischen Marmor gefertigt. Moritz ist in voller Rüstung dargestellt, wie es Kurfürst August bestellt hatte.*)

Sonstige fürstliche Aufträge an Krell sind mir nicht bekannt geworden. Dagegen fehlt es nicht an Zeugnissen, daß Krell bei festlichen Gelegenheiten auch dekorative Aufgaben nicht verschmähte. Im Juni 1559 fand in Leipzig ein großes Freischießen statt, zu dem sich viele Schützenbrüderschaften aus den Nachbarstädten und zahlreiche fürstliche Personen, vor allen

*) Eine Abbildung des Denkmals in den „Monumenten des Mittelalters und der Renaissance aus dem sächsischen Erzgebirge," herausgegeben von C. Andreae. Dresden, 1875. Taf. 6.

Kurfürst Auguſt mit ſeiner Gemahlin, eingefunden hatten. Der Rat hatte zu dieſem Schießen auf der „Schloßwieſe“ — ſie lag der Pleißenburg ſchräg gegenüber und erſtreckte ſich vom linken Pleißenufer bis an die Elſter — ein beſondres Schießhaus, zwei Stockwerk hoch, errichten laſſen, von dem, wie von dem ganzen Schießen, das Leipziger Ratsarchiv eine gleichzeitige genaue Beſchreibung aufbewahrt. Da heißt es von den Zimmern des Erdgeſchoſſes: „Es ſeind auch dieſe Gemach alle oben an der Decken und an der Seiten umbher mit grünem Tuch bekleidet geweſen, darauf die Effigies der Potentaten des Römiſchen Reichs und ander Malwerk angeheftet worden.“ Dann von den Zimmern des obern Stockwerks: „Und ſeind dieſe Gemach auch mit grünem Tuch auf den Seiten und an Decken bekleidet geweſen, darauf auch Fürſten und ander Malwerk geheft geweſen, und hat dies Malwerk alles Johann Krell, Fürſtenmaler, aufgehenkt.“ Endlich vom Äußern des Hauſes: „Auch ſind zwiſchen den Fenſtern Hiſtorien, auf Leimet [Leinwand] gemalet, angeheft und an der Mitte des Hauſes der Kaiſer Octavius [ſo!] Auguſtus abgemalet angeſchlagen geweſen.“ Bei dieſem Leipziger Schießen erhielten die anweſenden Halliſchen Schützen „den Kranz,“ d. h. die Aufforderung, das nächſte Freiſchießen nun in ihrer Stadt abzuhalten. Dies geſchah denn auch bereits im Jahre 1560, und auch hierzu wurden Krells Dienſte in Anſpruch genommen. In der noch im Halliſchen Ratsarchiv erhaltenen Koſtenberechnung für dieſes Schießen heißt es, es ſeien „verehrt“ worden: „22 fl. 18 Groſchen Hanſen Krel, dem Fürſtenmaler von Leipzig, daß er das Haus geziert mit Gemälden, 1 fl. 3 Gr. ſeinen 2 Dienern zu vertrinken gegeben, 1 fl. 3 Gr. ihnen gegeben vor ein verlorenes Bruſtbild, 15 fl. 14 Gr. 6 Pf. hat er ſelbdritte die 14 Tage über bei dem

Schepschreiber verzehrt." (Berlepsch a. a. O. S. 464.) Aus dem Umstande, daß Krell hier ein „verlorenes Brustbild" mit 1 Gulden 3 Groschen vergütet bekommt, darf man wohl schließen, daß die zum Schmuck der Schießhäuser dienenden Bildnisse nicht von Krell neu gemalt wurden, sondern daß er einen Vorrat von Porträts hatte, den er bei solchen Gelegenheiten für Geld herlieh.

Krell soll auch für den Holzschnitt gezeichnet haben. Von den zahlreichen aus H und K zusammengesetzten Monogrammen, die Nagler im Monogrammistenlexikon (III, Nr. 1148 fg. und IV, Nr. 792 fg.) aufführt, bezieht er auch eines auf „Hans Kroll," Maler von Leipzig, der die Schule des ältern Cranach besucht zu haben scheine. Das Monogramm, welches Nagler für das des Künstlers hält, ist nachweisbar in Verbindung mit dem häufig vorkommenden Monogramm des der jüngern Cranachschen Schule angehörigen Formschneiders C E, der namentlich für die Buchdrucker Gabriel Schnellbolz und Hans Kraft in Wittenberg thätig war.

Krell starb Anfang November 1565. Sein Originaltestament, welches noch im Leipziger Ratsarchiv aufbewahrt wird und welches seine eigenhändige Unterschrift trägt: „Mein Johann Krellen Fürstenmalers Testament und letzter Wille" ist datirt Donnerstag nach Oculi, den 29. März, 1565; eröffnet aber wurde es nach einer auf dem Umschlage stehenden Notiz am 6. November 1565.

Aus diesem Testamente geht hervor, daß Krell sieben Kinder hinterließ, drei bereits verheiratete Töchter: Anna Preußer (vorher schon an Christoph Otto verheiratet gewesen), Katharina Grüning und Esther Heuglin, einen erwachsenen Sohn Hans und drei unmündige Kinder: Maria, Lukrezia und August. Von den verheirateten Töchtern heißt es, sie hätten

jede zur Ausstattung und Ausrichtung ihrer Hochzeit 200 Gulden bekommen; nun sollen auch die übrigen vier Kinder jedes 200 Gulden voraus haben, Hans und August aber außerdem „alles, was zum Fürstenmalen gehört, die Pausen, Patron, gegossen Kunststück." Die letzte Bestimmung, so dürftig sie ist, läßt uns doch einen interessanten Einblick in Krells gewerbsmäßige Porträtmalerei thun; außer den Pausen dienten ihm offenbar gegossene Schaumünzen als Vorlagen für seine Bildnisse.

Das Geschäft Krells wurde von seinem gleichnamigen ältesten Sohne fortgesetzt, der sich sofort nach des Vaters Tode das Leipziger Bürgerrecht erteilen ließ. Die Bürgermatrikel verzeichnet unter dem 18. November 1565: „Hans Krell, filius Johannis pictoris civis, civis factus." Auch der jüngere Krell scheint nicht bloß Porträts, sondern auch andere Bilder gemalt und, während sein Vater für den Holzschnitt zeichnete, dem veränderten Zeitgeschmack gemäß, den Kupferstich gepflegt zu haben. Die Leipziger Stadtbibliothek besitzt ein merkwürdiges Spottbild auf die Calvinisten, welches R. Naumann im „Archiv für die zeichnenden Künste" (1857, S. 55) in folgender Weise beschreibt*): „Von einem unbekannten Meister wahrscheinlich zur Zeit der krypto-calvinistischen Streitigkeiten gemalt, mit vielen Inschriften und Sprüchen, sowie Parodien der letzteren mit Bezug auf die Lehre der reformirten Kirche. Die zahlreichen Figuren (gegen 70) sind mit einer gewissen Sorgfalt behandelt. Das Ganze zerfällt in zwei Teile, welche sich durch eine in den Himmel ragende Leiter scheiden. Auf derselben steht im Himmel ein Calvinist vor einer geöffneten Kiste („Schrein des geheimnus Gottes"); in der Mitte steht

*) Eine ausführliche Beschreibung des Bildes bei A. Weiz, Verbessertes Leipzig (1728), S. 51—60.

ein Calviniſt im Begriff herunterzuſtürzen, da eine Sproſſe bricht. Unten links ſtehen die Calviniſten, rechts die Lutheraner. Die Porträts beider ſind recht gut ausgeführt, ſodaß man darin ſofort die bedeutendſten Theologen beider Konfeſſionen erkennt (Melanchthon fehlt unter den Lutheranern). Links im Mittelgrunde eine reformirte, rechts eine lutheriſche Kommunion. Im Hintergrunde pflückt ein Calviniſt Äpfel vom verbotenen Baume und giebt ſie zweien andern. Oben im Himmel thronen Gott der Vater und Gott der Sohn; letzterer iſt mit einer Kette an den Thron des Vaters angeſchloſſen, Hindeutung auf die calviniſtiſche Auslegung der Stelle in der Apoſtelgeſch. 3, 21. Der Teufel ſteht im Hintergrunde bei dem verbotenen Baume und im Mittelgrunde hinter den Calviniſten, im Vordergrunde kauert er in einer Laube, neben welcher noch ein Calviniſt in einem Käfig ſitzt." Faſt genau dieſelbe Darſtellung, wenn auch mit manchen Abweichungen, kehrt nun auf einer Radirung wieder, welche die Unterſchrift trägt: Joann Krelle, Inventor & Excüs. (ein Exemplar davon in der Bibliothek des kgl. Predigerſeminars in Wittenberg, Mappe XIX, Luthers Bilder). Daß Bild und Stich mit einander zuſammenhängen, iſt wohl zweifellos; welche von beiden Darſtellungen früher dawar, ob das Ölgemälde eine etwas abgeänderte Wiederholung des Stiches iſt oder umgekehrt, wird ſich freilich ſchwer entſcheiden laſſen. Dagegen iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß nicht bloß der Stich, ſondern auch das Ölbild von Hans Krell d. J. herrührt, da er ſich ja auf dem Stiche ſelbſt als „Erfinder" bezeichnet. Auch die Entſtehungszeit läßt ſich ungefähr feſtſtellen. In der Geſchichte des Melanchthonismus oder Kryptocalvinismus in Sachſen ſind zwei Perioden zu unterſcheiden; zweimal kam die kryptocalviniſtiſche Strömung zur Herrſchaft, und jedesmal folgte ihr eine grau-

same Reaktion: das erstemal unter Kurfürst August Anfang der siebziger, das zweitemal unter Kurfürst Christian I. Ende der achtziger Jahre. Im ersten Falle war der Führer der philippistischen Bewegung und dann das unglückliche Opfer der lutherischen Reaktion Caspar Peucer, im zweiten Falle Nicolaus Crell. A. Weiz (a. a. O. S. 51) giebt an, daß das Bild auf der Stadtbibliothek „tempore Crypto-Calvinismi unter Christiani I. Regierung, da der Cantzler D. Nicol. Crell in Sachsen reformiren wolte," gemalt worden sei, und es ist kein ersichtlicher Grund, die Richtigkeit dieser Angabe zu bezweifeln.

Auch über Krells d. Ae. Privatleben ergiebt sich einiges aus unsern Quellen. Wie er sein Testament damit einleitet, daß er sagt, er wolle „seiner kleinen Güter halben, die ihm nach mancherleiweis erlittenem Schaden und Unfall geblieben," Bestimmung treffen, so scheint er sein Lebtag in bescheidnen Verhältnissen zugebracht zu haben. Er vermietete an Studenten und mußte wiederholt böse Erfahrungen mit seinen Abmietern machen. Im Mai 1544 wurde ein Student in städtischen Gewahrsam genommen, weil er von Krell als seinem Hauswirt wegen nächtlichen Lärmens beim Bürgermeister verklagt worden war. Im Jahre 1550 beschwert sich Krell wieder beim Rektor der Universität über zwei bei ihm wohnende Studenten, weil sie während der Nacht den tollsten Unfug verübt, Dirnen mit in die Wohnung gebracht und der ganzen Nachbarschaft Ärgernis bereitet hatten. Ähnliche Klagen über Studenten, die ihn nicht bezahlten und ihm lüderliche Frauenzimmer mit ins Haus brachten, hören wir nochmals aus dem Jahre 1558.*)

*) Zarncke, Acta Rectorum S. 223: Eodem die (30. Mai 1544) Sebastianus Reichenau e sua habitatione, quam tenuit tunc in aedibus pictoris ad novum forum, mane abductus fuit in carcerem oppidi, in nullo facto,

Verheiratet war Krell mit Anna geb. Schumann, der Tochter des Pancratius Schumann in Freiberg. Nach dem Ratsbuche bewarb er ſich 1556 für ſeine Frau um Überlaſſung eines Kaufgewölbes in dem neuerbauten Rathauſe: „Johann Krehlen Fürſtenmaler iſt uf ſeine fleißige Bitte die Zuſage geſchehen, ſobald ſich ein Kram oder Laden unterm Rathauſe vorledigen würde, und ihme gelegen ſein und haben will, ſoll er vor andern dorzu gelaſſen werden. Doch mit dem Beſcheid, das er den Zins wie andere davon gebe.“ Daß ſeine Frau, was damals auch bei angeſehenen Bürgern nichts ungewöhnliches war, einen Handel trieb, geht aus einer lakoniſchen Ratsverfügung vom Jahre 1559 hervor, welche lautet: „Die Fürſtenmalerin ſoll ufm Markt in der Wochen nur an einem Ort und Stande ihre Borten feil haben.“ Bis dahin war ihr alſo noch kein Gewölbe eingeräumt worden. Später wurde ihr Wunſch aber doch noch erfüllt, und als ſie ſtarb, übernahmen die Töchter den Laden. In ſeinem Teſtamente ordnet Krell an, daß nach ſeinem Tode den beiden jüngſten Töchtern „die Waar im Krame alsbald durch Verſtändige taxirt und gewirdert und eingeräumt werde, was aber die Waaren nicht vier-

quod mereretur, deprehensus, sed accusatus tantum a suo hospite apud consulem de nocturna tumultuatione. S. 391: Graves querelae delatae fuerunt ad rectorem de quibusdam, qui se impudenter et insolenter gessissent in aedibus Hans Krell pictoris, et indicatus nominatim fuit nobilis quidam Bernhardus Mitzfall et Simon Naumann, qui habitationem conductam in his aedibus habuerunt, quod per totam fere noctem furiose multis horrendis et insanis clamoribus tumultuati essent, scorta introduxissent ac temeraria audacia totam viciniam turbassent, multasque pias aures impurissimis vociferationibus suis offendissent. S. 480: Conradus Techau Pomeranus citatus ab hospite Hans Krell, dem furſtenmaler, qui postularet debitum florinorum XII, ob quod arrestum est Conrado indictum. Cumque postea ipse et contubernalis eius indicati essent, quod scortum apud se habere solerent, flagitante hospite iussi eos emigrare et ostendi, arrestum indictum Conrado nihilominus continuari etc. Vgl. auch S. 488.

hundert Gulden erreichen, daß ihnen der Mangel aus andern seinen verlassenen Gütern solle ersetzet und erstattet werden." Weiter bestimmt er, daß die beiden Töchter „jeder Zeit, was sie aus den Waaren lösen und kaufen [gewinnen] werden, solch Geld ihrer Schwester Anna Preußerin beneben einem Gegenregister zustellen und berechnen sollen, wie ich ihr denn hiermit befehle, solches von ihnen anzunehmen, Gegenregister darüber halte (sol) und ihnen vor solch Geld wiederumb gute Waaren helfe kaufen." Wenn er gestorben sein werde, solle „der Kram zugehalten" und erst nach seinem Begräbnis „wieder aufgethan" werden. Den Rat bittet er, daß er seine beiden Töchter „bei diesem Kram günstig erhalten" wolle. Außer seinem Hause besaß Krell noch — zwei Freiberger Bergwerkskuxe. Über diese bestimmt er mit der Klugheit eines modernen Aktienbesitzers in seinem Testamente, daß die Kinder „solche zweene Kuckes nit balde nach seinem Tode sollen verkaufen, sondern dieselben behalten, und was unser Herrgott vor Ausbeut bescheert, solche freundlich unter einander teilen. Do aber Gott ein solch Glücke gebe, daß die Kuck etwas stattlichs gelten möchten, wie denn dieses Ortes zu hoffen, alsdann möchten sie mit Rathe Bergverständiger solche Kuck halb oder ganz, wie es die Zeit und Gelegenheit gebe, wohl verkaufen und dasjenige, was daraus gelöset, auch freundlichen unter einander teilen."

Das gemeinsame Epitaphium Hans Krells und seiner Frau befand sich in der Nikolaikirche und trug eine Darstellung der Grablegung Christi, vielleicht ein Werk des Sohnes.*) Sein Haus hat lange unter seinen weiblichen Nachkommen fortgeerbt. 1567 übernahm es der älteste Sohn Hans, 1586, wohl

*) Stepner, Inscriptiones Lipsienses, Nr. 407.

nach deſſen Tode, ſeine Schweſter Lukrezia, die inzwiſchen an einen Matthes Hahn verheiratet geweſen und jetzt Witwe war. 1606 erbte es deren Tochter Maria, die Frau des Juweliers Kaſpar Zſchoch. Dann ging es wieder in die Hände von deren Tochter Anna über, die an den Diakonus zu St. Nikolai Jeremias Weber verheiratet war, und von dieſer abermals an deren Tochter Maria, die den Rektor der Nikolaiſchule Jakob Thomas, den Vater des großen Chriſtian Thomas (Thomaſius) zum Manne hatte. Erſt deren Erben verkauften es 1678. Aber es ſteht ſchon längſt nicht mehr. 1763 kaufte es für 2000 Gulden der Buchdrucker Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, zwei Jahre ſpäter erwarb derſelbe noch dazu das danebenliegende Eckhaus für 2500 Gulden und ließ dann beide Häuſer niederreißen und an ihrer Stelle den „Silbernen Bär" erbauen. Am 4. Mai 1765 wurde in Gegenwart des kurfürſtlichen Hofes, der aus Dresden zur Meſſe gekommen war und an demſelben Tage bereits der Breitkopfſchen Druckerei einen Beſuch abgeſtattet hatte, der Grundſtein dazu gelegt. Auch in dieſem neuen Hauſe hat dann wieder ein trefflicher Künſtler gewohnt: der Kupferſtecher Johann Michael Stock, allbekannt aus Goethes, Schillers und Körners Leben.

Die Leipziger Goldschmiede Hans Reinhart d. Ae. und d. J.

Jeder Freund der Geschichte Leipzigs weiß vom Hörensagen davon zu erzählen, daß im sechzehnten Jahrhundert in Leipzig ein berühmter Goldschmied gelebt habe, den die Innung nicht habe dulden wollen, weil er sein Handwerk nicht regelrecht gelernt hatte — die alte Geschichte von dem freien Künstler und den zünftigen Handwerksmeistern. Schließlich sei er genötigt worden, obwohl er die Innungsmeister an Kunstfertigkeit weit übertroffen habe, bei der Innung in die Lehre zu gehen. Erhaltene Goldschmiedearbeiten, die das Monogramm HR tragen, werden mit ihm in Verbindung gebracht: sein Name sei Hans Reinhart gewesen.

Es ist schwer zu sagen, was an dieser Legende älteren, und was jüngeren Datums ist, was auf Rechnung alter Tradition zu setzen, und was etwa in neuerer Zeit erst aus den

Geheimnissen der Innungslade in die profanen Kreise der Wissenschaft gedrungen ist. Jedenfalls ist es noch nicht lange her, daß die wichtigsten Bestandteile der Legende urkundlich festgestellt worden sind. Der verstorbene Bibliothekar der Leipziger Universitätsbibliothek, E. G. Gersdorf, hat in seinen „Blättern für Münzfreunde" (Nr. 31, Juli 1872) eine Anzahl hervorragend schöner sächsischer Medaillen aus den Jahren 1535 bis 1547 besprochen — Medaille auf Karl V., Medaille auf den Kurfürsten von Sachsen Johann Friedrich, Medaille mit Sündenfall und Kreuzigung, Medaille mit der Dreieinigkeit u. a. —, die das Monogramm HR oder die Buchstaben H. R. zeigen und früher einem gänzlich mythischen Heinrich Reitz zugeschrieben wurden. Gersdorf weist nach, daß der Verfertiger dieser Medaillen der Leipziger Goldschmied Hans Reinhart gewesen sei, indem er zugleich über diesen Künstler einige urkundliche Mitteilungen macht. Er erzählt nämlich, daß vor zwanzig Jahren (1852), als ihm einmal durch Zufall ein flüchtiger Einblick in die alten Papiere der Leipziger Goldschmiede-Innung gestattet worden sei, er darunter den Entwurf einer Eingabe der Innung an den Rat aus den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts gefunden habe, worin sich die Innung über einen Menschen beschwert, der, ohne die löbliche Kunst der Goldschmiede zunftmäßig erlernt zu haben, sich unterstehe, silberne Schaustücke zu fertigen und zu verkaufen. Die Ausübung des Gewerbes sei dem Beklagten untersagt worden. Da habe sich ein ehrbares Glied der Innung — aus dem Gedächtnis (?) nennt Gersdorf den Namen Hans Wencke — entschlossen, den unzünftigen Pfuscher, der Hans Reinhart geheißen, als Lehrling eintragen zu lassen. Wenige Jahre darauf sei Reinhart Geselle geworden, dann habe er das Meisterrecht erlangt und 1539 den Bürgereid

geleiſtet. Die letzte Notiz hat Gersdorf offenbar nicht aus den Papieren der Goldſchmiede-Innung, ſondern aus der Bürgermatrikel im Ratsarchiv entnommen; aus derſelben Quelle fügt er noch hinzu, daß 1584 ein zweiter Hans Reinhart Bürger geworden ſei, der als Goldſchmied und eines Hans Reinhart Sohn aufgeführt werde. Gersdorf erzählt noch weiter, er habe ſich damals über das Geleſene nichts aufſchreiben dürfen; als er ſich aber nach Jahren wieder nach den alten Papieren erkundigt habe, ſei alles als Makulatur verkauft geweſen. Im Ratsarchiv habe er nichts gefunden.

So ſchlimm, wie Gersdorf meinte, iſt es nun um unſre Kenntnis nicht beſtellt. Erſtens fehlt es im Ratsarchiv keineswegs an Material über die Reinhart. Quellen, die man ſelten vergebens befragt, wenn es ſich um namhaftere Perſonen aus der Geſchichte Leipzigs im ſechzehnten Jahrhundert handelt, das Ratsbuch und das Schöppenbuch, geben mancherlei Auskunft über ſie. Außerdem iſt vor kurzem das Originalteſtament des älteren Reinhart zutage gekommen, und endlich hat auch die Leipziger Goldſchmiede-Innung bei ihrer Auflöſung zum Glück nicht alle ihre „alten Papiere“ vernichten laſſen; das Innungsbuch, das „Jungenbuch“ und die Innungsartikel von 1588, 1640 und 1669 hat ſie an die Stadtbibliothek abgegeben, und das Innungsbuch enthält einige wichtige Andeutungen über das Verhältnis des älteren Reinhart zur Innung.

Mit Hilfe alles dieſes Materials laſſen ſich die Angaben, die Gersdorf aus dem Gedächtnis gemacht hat, ſehr weſentlich vervollſtändigen und — berichtigen. Vielleicht reichen die folgenden Mitteilungen aus, um uns über den Verluſt der von Gersdorf erwähnten Innungspapiere einigermaßen zu tröſten.

Richtig ist es, daß wir zwischen zwei Leipziger Goldschmieden Hans Reinhart, dem Vater und dem Sohne, zu unterscheiden haben, und daß der erstere 1539, der letztere 1584 Bürger wurde. Die Leipziger Bürgermatrikel nennt sogar zwischen beiden noch einen dritten Hans Reinhart, der 1554 das Bürgerrecht erhielt und eines Bürgers Sohn war, und im Ratsbuche begegnet gleichzeitig noch eine vierte Person desselben Namens; doch sind sie von den beiden Goldschmieden leicht zu unterscheiden: der eine war Messerkramer, der andre Gerber, und selbst da, wo das Gewerbe nicht bei den Namen steht, sind Verwechslungen in den Quellen ausgeschlossen, da schon aus dem Inhalte stets mit hinlänglicher Deutlichkeit hervorgeht, auf wen die Notizen sich beziehen.

Als Reinhart 1539 Leipziger Bürger wurde, hatte er ohne Zweifel schon einen gewissen Ruf. Von den datirten Medaillen, die Gersdorf beschrieben hat, stammt die früheste, die auf den Kurfürsten Johann Friedrich, aus dem Jahre 1535; sie wird aber schwerlich den Anfang seiner Thätigkeit bezeichnen. Er kann auch 1539 nicht mehr ganz jung gewesen sein und muß bei seinem Gewerbe, das er mit so großer Geschicklichkeit ausübte, sein gutes Auskommen gehabt haben. Das erstere ist daraus zu schließen, daß er sich mit einer Witwe verheiratete oder vielleicht 1539 schon verheiratet war, die zwei Töchter hatte; wenigstens heißt es im Dezember 1550, wo diese Frau, Katharina, schon seit mehreren Jahren tot und er zum zweitenmale verheiratet war, im Ratsbuche, der „ehrsame und namhafte Hans Reinhart, Bürger und Goldschmied zu Leipzig," habe aus seiner ersten Ehe ein „Töchterlein" namens Ursula; ihr wolle er, obwohl ihm seine erste Frau nichts zugebracht habe, zwanzig Gulden verschreiben, aber auch nicht mehr, „in Ansehung, daß ihre Mutter viel auf Kleidunge

und anders zur Gerade [Hinterlassenschaft der Frau] gehörende gewandt, das sie alles von dem seinigen genommen und bekommen"; dies mütterliche Erbe werde ja später in ihren Besitz übergehen. Zu Pfingsten 1552 aber ist Ursula bereits verheiratet und bekennt, ihr Mutterteil richtig empfangen zu haben. Fünf Jahre später, 1557, erscheint mit Reinhart ein Eidam im Streite, der Goldschmied Valentin Richter, „seines Weibes Mutterteil halben"; Richters Frau aber hieß nicht Ursula, sondern Magdalena, kann also nur eine ältere Schwester der Ursula gewesen sein, die bei der Mutter Tode schon verheiratet war. Für den geschäftlichen Erfolg von Reinharts Thätigkeit spricht der Umstand, daß er bereits 1540 ein eignes Haus in Leipzig erwarb, welches er bis 1544 vollständig bezahlt hatte; es lag auf der Burgstraße und war das zweite Haus vom Petrinum hinunter nach dem Sporer- oder, wie es damals noch hieß, Traupitzgäßlein (jetzt Burgstraße 18).

Wichtiger aber als diese Personalien sind nun die Nachrichten, die uns über Reinharts Konflikt mit der Leipziger Goldschmiede-Innung aufbewahrt sind.

Reinhart war seines Zeichens von Hause aus — Tischler, und auch als er sich in Leipzig niederließ, übte er nicht eigentlich das Goldschmiedehandwerk aus, sondern beschäftigte sich mit der Anfertigung von Schaumünzen, die er zum Teil in einer eigentümlichen Technik herstellte: er goß die Münzen, wie üblich, lötete aber einzelne figürliche Teile, wie Laub, Haare, flatternde Gewänder, besonders auf. In den Urkunden erscheint er daher auch später noch, als er das Goldschmiedehandwerk regelrecht erlernt hatte, ja selbst bis an seinen Tod, fast immer unter der Bezeichnung „Groschengießer" — Groschen nach damaligem Sprachgebrauch als größere Münze überhaupt zu verstehen —, ganz selten als „Goldschmied" oder als „Groschengießer, alias

Goldschmied." Den Verlauf seines Streites mit der Innung aber stellte sich Gersdorf nicht richtig vor, wenn er schrieb, Reinhart habe „dann das Meisterrecht erhalten und 1539 den Bürgereid geleistet"; auch hinsichtlich der sonstigen Umstände hatte ihn sein Gedächtnis getäuscht. Der Hergang war vielmehr folgender.

Reinhart übte anfangs seine Kunst in Leipzig wenn auch vielleicht nicht ganz unangefochten, doch jedenfalls so, daß die Goldschmiede-Innung sich nicht beim Rate über ihn beschweren konnte.

Die zahllosen Innungsstreitigkeiten früherer Jahrhunderte entstanden in der Regel dadurch, daß es gewisse Grenzgebiete der Arbeit gab, die mehrere Innungen gleichzeitig für sich in Anspruch nahmen — so stritten sich die Maler mit den Tischlern, den Vergoldern, den Maurern, den Wachstuchfabrikanten —, zum Teil aber auch dadurch, daß einzelne Zweige eines Handwerks in besonders kunstfertiger Weise ausgebildet und von Spezialisten ausgeübt wurden; die Innung selbst vernachlässigte dann diese Zweige, wollte aber auch die Spezialisten nicht dulden. So gerieten die Leipziger Goldschmiede schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit den Siegelsteinschneidern, in der zweiten Hälfte desselben mit den Drahtwirkern in Konflikt. Über den letzteren Fall sind wir aus den Akten genau unterrichtet, und wollen ihn daher bei dieser Gelegenheit mit erzählen.

Ein Leipziger Bürgerssohn, Sebastian von der Felde, war, nachdem er in Nürnberg als Drahtarbeiter, Drahtwirker oder Drahtwerker gelernt hatte — alle drei Formen kommen in den Akten vor, er selbst unterschreibt sich: Tratarpter*) —,

*) Einmal findet sich auch der sprachlich merkwürdige Ausdruck: Kirimiri- oder Drahtwirker in den Akten. Kirimiri oder Kiremire bedeutet nach R. Hilde-

1586 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, hatte hier das Bürgerrecht erhalten und hielt nun mit seiner Waare, deren erster und einziger Verfertiger er in Leipzig war, offnen Laden. Der Rat hatte ihm, wie gewöhnlich geschickten Kunsthandwerkern, Erleichterungen gewährt, „in Betrachtung, daß kein Drahtwerker allhier gefunden, und von den Goldschmieden auch kein Geselle dieser Arbeit gefördert und gehalten wird, und damit in der churfürstlichen Stadt Leipzig der pariſiſchen, Nürnberger und dergleichen reine, künstliche Arbeit gefunden möchte werden, und nicht vonnöthen, dieselbige mit Verwendung des guten Geldes in fremden Landen und unter fremder Herrschaft zu suchen." Eine Zeit lang ließ auch ihn die Innung gewähren. „Nachdem aber — klagt er selbst — die Goldschmiede befunden, daß von mir reinere, subtilere Arbeit ans Licht gebracht wurde, dann von ihnen beschicht, als haben sie, ungeachtet ich etliche ihres Mittels meiner Handgriffe und wie ich zur Subtilität komme, unterwiesen, einen Widerwillen geschöpfet und mich durch vielfältiges Klagen ganz und gar vertreiben wollen, und mir zur Bestätigung ihres Fürhabens ausdrücklich zu erkennen gegeben, ich möchte hinwandern, von dannen ich hero kommen wäre, sie wären nicht bedacht, mich mit meiner vollständigen Arbeit in Leipzig passiren zu lassen." Die Innung behauptete, die Arbeit, die von der Felde mache, sei keine andre als Goldschmiedearbeit, sie könnte dieselbe eben so gut verfertigen wie er. Endlich wurde ihm geradezu der Laden ge-

brand in Grimms Wörterbuch (unter kuren) Spielerei, Tand, Kinkerlitzchen, feine Arbeit. Auch sonst sind die Innungspapiere vielfach sprachlich interessant. In den Innungsartikeln von 1498 findet sich in einem Paragraphen über das Einschmelzen von Münzen die hübsche, sonst nicht nachweisbare Assonanz „bornen und kornen" (brennen und körnen): „Es sind auch etliche, die in den Kammern und verborgener Weise Münze oder anders bornen und kornen, das dann vormals dem Handwerk der Goldschmiede zugehört hat."

schlossen, und an ihn selbst die Forderung gestellt, sich in die Innung einzukaufen.

Nach monatelangem Zank und Streit, wobei die Sache bis an den Kurfürsten gebracht wurde, und nachdem die Innung ihre ursprüngliche Absicht, seine Zulassung auf seine Person zu beschränken und nicht auf seine zukünftige Familie, seine Gesellen und Lehrjungen auszudehnen, hatte fallen lassen, wurde er „uf eines ehrbaren Rats fleißige Unterhandlung" mit der Innung dahin verglichen, „daß sie zufrieden, daß er kleine Kettlein, geschmelzte Ringlein, Röslein und andere pariſiſche Arbeit, auch Armbänder von hohler, ausgezogener Arbeit, da der Draht daran längweis gelöthet worden, machen möge; aber große Ketten, wann die gleich hohl, Ringe, darein Steine versetzet, und andere Arbeit, so die Goldschmiede allhier machen können, soll er durchaus nicht verfertigen, bei des Raths ernster Straf." Auf diese Bedingungen hin trat er im Dezember 1588 der Innung bei.

Ein ganz ähnlicher Fall war es, der sich ein halbes Jahrhundert früher mit Reinhart ereignete. Auch die Anfertigung gegossener Schaumünzen war eine Spezialität, die ein Goldschmied, wenn es verlangt worden wäre, wohl auch hätte leisten können, auf die sich aber doch besondre Spezialisten, die „Groschengießer," später Medailleure genannt, geworfen hatten, und ein solcher war Reinhart. Nach kurzer Zeit aber, schon im Jahre 1542, kamen die Goldschmiede dahinter, daß sich Reinhart nicht auf sein „Groschengießen" beschränke, sondern daneben auch eigentliche Goldschmiedearbeit, silberne Löffel, Gürtel, Dolche und ähnliches verfertige. Einmal hatte er einen Dolch angefangen und einem Innungsmeister Lorenz Albrecht (aus Königsberg, seit 1531 Bürger) zum Fertigmachen gebracht, was dieser auch übernommen hatte. Als die Innung davon erfuhr, be-

legte sie den Dolch mit Beschlag und — zerbrach ihn. Reinhart beschwerte sich beim Rate, und die Innung mußte ihr eigenmächtiges Vorgehen schwer büßen: sie wurde um 20 ganze Schock (= 57 Gulden 3 Groschen, nach heutigem Geldwert etwa 900 bis 1000 Mark) vom Rate gestraft.

Darauf scheint eine Zeit lang Ruhe geherrscht zu haben. Im Jahre 1542 aber reichte die Innung beim Rate eine Klage wider Reinhart ein, bei der sie sich wohl auf ihre 1498 vom Rate bestätigten und 1542 noch giltigen Innungsartikel berufen mochte, sodaß der Rat nicht anders konnte, als sich auf die Klage einzulassen und Reinhart zur Verantwortung zu ziehen. Da faßte Reinhart den originellen Entschluß, sich an den mißgünstigen Zunftmeistern dadurch zu rächen, daß er, trotz seiner Jahre, ja vielleicht trotz seiner Ehe und Stiefvaterschaft, sich erbot, noch einmal den Lehrjungen zu spielen. Die Innung, der es natürlich darauf ankam, Reinhart aus Leipzig zu verdrängen, suchte diesen Streich dadurch zu pariren, daß sie sämtlichen Innungsmeistern das Versprechen abnahm, Reinhart nicht als Lehrjungen aufzunehmen, und ohne Zweifel wäre er nun genötigt gewesen, sich auf sein „Groschengießen" zu beschränken oder Leipzig zu verlassen, wenn nicht ein Mitglied der Innung den Bann gebrochen und Reinhart doch in die Lehre genommen hätte. Dies war Georg Treutler, seit 1514 Meister der Leipziger Goldschmiede-Innung.

Es fragt sich, ob man in diesem Schritte Treutlers ein Zeichen von Vorurteilslosigkeit, von offnem Blick für die künstlerische Bedeutung Reinharts oder von Charakterlosigkeit erblicken soll. Nach dem, was wir sonst über ihn erfahren, scheint das Letztere das Richtige zu sein.

Treutler muß eine etwas bedenkliche Persönlichkeit gewesen sein. Daß er sich nicht sehr zur Innung hielt und sich

immer etwas gegen den Innungszwang sträubte, darf man daraus schließen, daß er nach dem Innungsbuche öfter als irgend ein andrer wegen Übertretung der Innungsartikel mit Strafen belegt wurde. Bald wird er „von Silbers wegen" gestraft, bald „daß er nit zu den Meistern ist kummen am Tag Loy"*); einmal, 1517, heißt es, er habe eine Arbeit gemacht, die sei so schofel gewesen, daß man die Buße dafür garnicht habe nehmen wollen; da habe er sich selbst mit einem Gulden bestraft. Er kam denn auch in seinen Vermögensumständen herunter und geriet in Schulden; in demselben Jahre, wo er Meister geworden war, 1514, hatte er sich das Eckhaus des Thomasgäßchens und des Thomaskirchhofs für 370 Gulden gekauft, 1523 mußte er es wieder verkaufen. 1527 geriet er, nach einem Eintrag im Ratsbuche, mit einem andern Goldschmied, Lorenz Reichner, in Streit „eines Granatsteins halber, welchen Georg Treutler angezogen, daß er sein gewest sei, derhalben ihn Lorenz Reichner vorm Rate beklaget." Sie wurden durch den Rat „vertragen," nachdem Treutler erklärt hatte, „er wüßte nicht anders, dann derselbe Stein wäre sein gewest, möge aber wohl geirret haben, und ob er derwegen Lorenzen Reichnern beredet hätte, das wäre aus bewegtem Gemüte geschehen, und wisse nichts anderes dann lieb und gut von ihme." Auch das ist vielleicht charakteristisch für ihn, daß er zu denen gehörte, die 1532 aus Leipzig ausgewiesen wurden, weil sie dem landesfürstlichen Verbot zuwider

*) Der „Loy," „Sankt Loy," „Sankt Loyenstag" (verstümmelt aus Eulogius, Elogius, Eligius, Eligidius — alle diese Formen kommen vor —, dem Schutzheiligen der Goldschmiede) wurde von der Leipziger Innung stets Mitte Juli mit einer besondern Loy-Messe und darauf folgendem Innungsschmaus gefeiert. Die eigentümliche Bezeichnung des Feiertages erhielt sich in der Innung noch lange nach Einführung der Reformation bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

zur lutherischen Lehre neigten; er war im September 1532 dabei betroffen worden, daß er auf ein Nachbardorf Leipzigs, nach Zuckelhausen, gegangen war, um dort einen evangelischen Prediger zu hören.*) Er kehrte auch jedenfalls erst mit der Einführung der Reformation in Leipzig zu Pfingsten 1539 in die Stadt zurück, denn nach der Bürgermatrikel erhielt er zwei Tage nach Trinitatis, also neun Tage nach Pfingsten 1539, von neuem das Bürgerrecht, und zwar wie alle diejenigen, die propter Lutheranismum oder propter communionem sub utraque specie relegati oder proscripti gewesen waren, unentgeltlich.

Dieser Treutler also nahm Reinhart als Lehrjungen an. Natürlich pro forma; die Lehre wurde so eingerichtet, daß Reinhart nicht in Treutlers Werkstatt, sondern in seiner eignen Wohnung arbeitete — er wohnte, obwohl er ein eignes Haus besaß, bis 1552 in einem Miethause auf der Petersstraße, dem Hinterhause von Andreas Küchenmeisters Haus (jetzt Petersstraße 2) —, und dabei vielleicht von Treutler ab und zu unterwiesen wurde. Die Innung reichte hierauf eine Beschwerde gegen Treutler beim Rate ein, die sie sich von ihrem Syndikus, Leonhard Stengel, hatte entwerfen lassen und für die sie sich bei diesem mit einem silbernen Becher abfand; aber diesmal wies der Rat die Beschwerde ab, und Reinhart blieb Treutlers Lehrling.

Dieser Verlauf der Sache ergiebt sich aus mehreren urkundlichen Zeugnissen: einem Eintrag im Ratsbuche mit der Überschrift: „Weisung zwischen den Goldschmieden und Hansen Reinharten allhier, geschehen Mittwochs nach Matthaei Apostoli [d. i. 27. September] Anno domini 1542"

*) Vergl. C. Seidemann, Beiträge zur Reformationsgeschichte I, S. 214.

und aus drei, zum Teil sehr erbitterten, Aufzeichnungen im Innungsbuche.

Der Eintrag im Ratsbuche lautet: „In Sachen, die Meister des Goldschmiedhandwerk an einem und Hansen Reinhart am andern Teile, uf beider Teile fürgebrachte Schrifte, erkennen und weisen wir Bürgermeister und Rat allhier zu Leipzig, daß die Meister aus den vorgewandten Ursachen gedachten Hansen Reinhart an der Lehr des Goldschmiedshandwerks, wie er die in seinem Hause unter Georgen Treutler vorgenommen, zu Rechte nit hindern können. Dorumb seind sie ihnen [ihn] auslernen zu lassen auf die Gebühre, was ein ander, der ihr Handwerk lernet, dem Handwerk zu thun pflichtig, und wann er ausgelernet, vor sein Person zum Meister annehmen unvorhindert zu geduldeu" [so!].

Von den drei Einträgen im Innungsbuche aber lautet der erste von 1540 — ich gebe sie ausnahmsweise in der Schreibung des Originals, um auch eine Probe von der Schriftgelehrsamkeit der ehrsamen Innungsmeister mitzuteilen —:

„Es hatt ßich zu getragen yn der ßelben zeyt, daß ßich hie zu leypzick eyner hatt eyn gedrungen vnd burger worden, ßeines hantwerks eyn tiſcher, der ßelbe tiſcher oder ſchreyner hatt nu eyn lange zeytt ſchaw groſchen gegoſßen, darnach in vnßere ordenung gegriffen vnd leffel, gurttel, tholchen vnd andere dyng gemacht, leczlich hatt er eyn tholchen zugericht vnd ſtuck dazu goſſen, welche ſtuck er dem lorenz albrechts, der auch domals goltßmid vnd mitbruder geweßen, gegeben, der ßelbe lorentz hatt den tholchen auß gemacht, welches im nicht geburet, do hatt das hantwerck den tholchen laſſen verkummern vnd leczlich zu ſchlagen [zerſchlagen], vm welches zurſchlagen eyn radt daß hantwerk geſtrafft vm 20 altte ſchock, welch gelt wyr auß der lade genummen."

Zwei Jahre ſpäter heißt es im Innungsbuche: „Jt. im 1542 Jar hat Jorg treudler der frome man ſich 2 mal vor eym ganczen hantberck der galtſchmidt vorbyllickt [verpflichtet] vnd offentlich ſagt, noch dem der reinhart groſchen gyſer auch wyder ein hantwerck ſich gelegt vnd offentlich auch heimlich geſtort hat, wider ſollichen groſchen giſer hat ſich treudler, wie oben gemeld, vorbilligt, wan er ader wer eher weher [oder wer er wäre], diſen groſchen giſer ym etwas weyſet, leret ader pehulfflich wer, es wer vil ader wenick, der ſolt nicht eherlich, ſunder vor ein eherloßen ſchelm vnd boſwicht geſcholten werden, ſollichs hat ſich treutler vnderſtanden vnd gethan vnd dyſen groſchen giſer angenomen wider des eherlichen vnd redlichen hantwercks wiſſen vnd wiln, und iſt ſollichs vom treutler geredt worden in Jeronimus walters hinder haus, zum andern hat treutler ſollichs geredt in kuchenmeiſters hinder haus, hat treudler eherlich gehandelt, mag ein ider eherliebender dar vber richten, es ſollens auch ſeinen kinder nicht ausleſche, es hat treudler wider das ganze hantberck wiſſen vnd willen dyſen groſſchen gieſer angenomen vnd das hantwerck gelert." Im Jahre darauf, 1543, heißt es: „Jt. es hat auch ein hantwerck von wegen der Schrifft, die die procuratores an ein erbaren rod [Rat] gemacht haben, dem lenhardt ſtengl ein pecher gemacht und geſchenckt von $8^1/_2$ lot, iſt angeſchlagen worden vor 7 fl. 5 gr.; dar zu hat vns der erliche man der treutler prach [gebracht] mit ſeinem freyen groſchen gißer."

Wohl als Entgelt für die Gefälligkeit, die ihm Treutler erwieſen, hatte Reinhart einen Sohn Treutlers, Peter, in die Lehre genommen, um ihn ſeinerſeits im „Groſchengießen" zu unterweiſen. Dabei hatte ſich Treutler verpflichtet, ſeinen Sohn dieſelbe Zeit, wie ſie im Goldſchmiedehandwerk üblich war, fünf Jahre, in Reinharts Lehre zu laſſen. Im Jahre

1544 wurde ihm aber dieses Abkommen leid, er wünschte angeblich seinen Sohn in die eigne Lehre zu nehmen, und Reinhart verstand sich auch unter gewissen Bedingungen zur Lösung des Vertrages. Wir erfahren dies aus folgendem Eintrag im Ratsbuche vom Montag nach Lätare [d. i. 24. März] 1544: „Nachdeme George Treutler seinen Sohn Peter Hansen Reinharten Groschengießern, fünf Jahr lang das Handwerk zu lernen, angedingt gehabt, und aber gedachter Treutler wiederumb seinen Sohn in sein eigene Werkstatt zu nehmen bedacht, als ist dieselbe Sache mit Vorwissen beider Part durch den Rath vertragen, daß Hans Reinhart dem Rat zu Gefallen gutwillig nachgelassen, daß Peter Treutler wiederumb zu seinem Vater ziehen mag, unvorhindert, und soll Jörge Treutler von wegen seines Sohns Hansen Reinhart auf nächisten Ostermarkt ohne allen weitern Ufzug und bei Gehorsam [Gefängnis] uf sein eigene kost, 6 Gulden geben, und soll Treutlers Sohn keine Gulden oder ander Groschen gießen, er werde denn Meister und habe Erläubniß von der Oberkeit. Und sollen beide Teil einander ehren und fördern."

Ob nach diesem Zwischenfalle, bei dem es doch zu einem ziemlich ernsten Streite gekommen zu sein scheint, vielleicht auch Reinhart sich einen andern Meister suchte und fand? Unwahrscheinlich ist es nicht. Jedenfalls mußte er seine fünf Jahre in der Lehre aushalten. Denn erst aus dem Jahre 1547 berichtet das Innungsbuch — auch diese Notiz gebe ich wieder buchstäblich —: „Jt. Hans Reinhardt hat sein meysterstuck geweyst am sontag vor mittefasten [d. i. 13. März] im jar 1547. Mer hat ehe gedachter Reinhart dem hantwerck gezaldt am Donerstag vor Kiliani [d. i. 7. Juli] im 1547 Jar funffvndzwanzick taler, vnd die stuck sind dem rad vnd nicht dem hantwerck aufgeweist." Die Worte „sein

meyſterſtuck" ſind, wie die ſpätern Worte „die ſtuck ſind" beweiſen, als Mehrzahl (ſein' Meiſterſtück') zu verſtehen. Nach der ſchon erwähnten Innungsordnung von 1498 mußte der, der Meiſter werden wollte, folgende Stücke anfertigen: „einen Kelch, einen gulden Ring mit einem Steine, doran er einen Gulden vordienen kann, und ſoll darzu ein Siegel ſchneiden mit Schilde und Helm, doran er auch einen Gulden vordienen kann." Die unten geſperrt gedruckten Worte ſind im Innungsbuche nachträglich mit dicker Schrift, der man den Unwillen des Schreibers förmlich anſieht, hinzugefügt. Sie zeigen, daß die Spannung zwiſchen Reinhart und der Innung mit Reinharts Meiſterwerden keineswegs beſeitigt war. Reinhart wollte offenbar mit den Meiſtern nichts zu thun haben, daher wandte er ſich mit ſeinen Meiſterſtücken geradeswegs an den Rat. Daß er ſich während ſeiner Lehrzeit in der Ausübung ſeiner eigentlichen Kunſt nicht hatte ſtören laſſen, geht zur Genüge daraus hervor, daß gerade die größte Schaumünze, welche er je gegoſſen, die mit der Darſtellung der Dreieinigkeit, das Datum des Januar 1544 trägt.

Auch nachdem Reinhart Meiſter geworden war, ſcheint er mit der Innung keine rechte Fühlung gewonnen zu haben und von den andern Meiſtern nicht für voll angeſehen worden zu ſein. Nach dem „Jungenbuche" nahm er 1561, 1562, 1564, 1567 und 1570 Lehrjungen an; aber was bei andern Meiſtern nicht vorkommt: von zweien dieſer Jungen erfährt die Innung garnicht die Namen; einer iſt als „Heinrich N.," ein andrer als „N. N." eingetragen. Einmal, im Jahre 1562, ſteht Reinhart im Verzeichnis derer, die Strafe haben zahlen müſſen, weil ſie „am Silber falſch befunden" worden, was gelegentlich auch den angeſehenſten Meiſtern begegnete. Aber während die andern alle mit Namen genannt

werden, heißt es von ihm nur: „Ao. 62 ist der Groschengießer im Silber falsch befunden worden und gestraft worden." Die Innung hatte beständig zwei Schaumeister, oder wie sie von der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an hießen, Obermeister; sie waren zwei Jahre lang im Amte, und jedes Jahr wurde der eine neu gewählt. Reinhart ist nie an die Reihe gekommen.

Aus dem März 1566 haben wir wieder eine Nachricht über Reinharts Familie. Wir verdanken sie dem Umstande, daß er damals schwer erkrankt war und sein Testament machte, welches der Kürze halber auf seinen Wunsch ins Schöffenbuch geschrieben wurde. Da heißt es, daß er mit seiner jetzigen Frau, Anna, „fast in die zwanzig Jahre" verheiratet sei, und daß er fünf kleine, unerzogene Kinder habe: zwei Söhne, Hans und Bastian, und drei Töchter. Er vermacht der Frau, der er vor etlichen Jahren schon einmal die Hälfte des ganzen gemeinschaftlichen Vermögens zugesichert hat, wegen der treuen Hilfe, die sie ihm jederzeit geleistet, das Haus auf der Burgstraße, in dem sie jetzt wohnen. Den beiden Söhnen vermacht er „den Werkzeug, Bleie und Patronen, jedoch daß seine ehliche Hausfrau solchen Werkzeug samt der Zugehörunge, solange sie ihren Witwestuhl nicht vorrückt [verrückt], bei ihrem Leben zu gebrauchen haben soll."

Reinhart genas, und diese Bestimmungen traten nicht in Kraft. Dreizehn Jahre später, zu Ostern 1578, errichtete er abermals ein Testament, das er beim Rate niederlegte. Da aber kurz darauf seine Frau starb, so zog er auch dieses zurück, errichte im Dezember 1579 ein neues, und bei diesem ist es dann geblieben; es wird noch im Original im Leipziger Ratsarchiv aufbewahrt. Aus diesem letzten Testamente ersehen wir, daß zu den fünf Kindern, die im Jahre 1566 erwähnt wurden,

noch ein Sohn gekommen war, Elias. Hans und Sebastian waren erwachsen, die eine Tochter, Katharina, bereits verheiratet an den Goldschmied Georg Kitzing oder Kitzinger, die andern beiden Töchter, Dorothea und Anna, waren „noch jung und unausgestattet," Elias noch „jung und unerzogen." Der Vater vermachte nun den drei Söhnen „allen seinen Werkzeug samt den Bleien und Modulen, so zur Zeit seines Absterbens vorhanden sein wird, zum voraus, also, daß sie gedachten Werkzeug und Modulen mit den Schwestern zu teilen nicht schuldig sein sollen." Das Haus „samt dem eisern oder beschlagenen Kasten in der Stuben, und dann den großen gelben Kasten und Spanbette in der Schlafkammer, so er selbst gebraucht," soll der älteste Sohn Hans zum Werte von sechshundert Gulden annehmen, „dieweil derselbige — schreibt der Vater — in Zeit meiner währenden Leibesschwachheit und sonsten in der Werkstatt das Handwerk treulich und mir, dem Vater, den er ersetzen müssen, ganz nützlichen getrieben, und ich zu ihme das Vertrauen habe, daß er als der älteste und verständigste den andern, seinen Brüdern und Geschwistern, do sie bei ihme bleiben und arbeiten werden, brüderliche Liebe, Treue und alles Gutes erzeigen werde." Wenn Hans das Haus nicht übernehmen wolle, so solle es Sebastian, und wenn der es auch nicht wolle, Elias bekommen, „damit die Kundschaft, die ich, der Testirer, der Arbeit halben in diesem meinem Hause gehabt, nach meinem seligen Absterben bei meinen Söhnen bleiben möge." Das Testament, datirt vom 28. Dezember 1579, trägt die eigenhändige Unterschrift des Testators in lateinischen Majuskeln: HANS REINHART MEINE HANDT und sein Siegel, ein hübsches Wappen, das er sich gewiß selbst geschnitten hatte. Etwas über ein Jahr nach Errichtung dieses Testamentes, am 29. Januar 1581,

ſtarb er. Am 3. März 1581 iſt das Teſtament eröffnet, und die darin beſtimmten Vormünder für die noch unmündigen Kinder werden beſtellt.

Wir kommen nun zu Hans Reinhart dem Jüngern. Von den drei Söhnen Reinharts muß der mittlere, Sebaſtian, jung geſtorben ſein, er wird 1584 zum letzten male erwähnt. Dagegen laſſen ſich die beiden andern bis weit in das ſiebzehnte Jahrhundert hinein verfolgen. Hans Reinhart d. J. wurde 1582 Meiſter, 1584 Bürger, Elias Reinhart 1592 Meiſter, 1593 Bürger.*) Hier, in der zweiten Generation, mag wohl der Zwieſpalt, den der alte Reinhart mit der Innung gehabt hatte, vergeſſen worden ſein. Beide Söhne waren ſpäter angeſehene Innungsmeiſter und haben wiederholt das Amt des Obermeiſters verwaltet. Im Innungsbuche wird im Jahre 1584 zum erſtenmale der Sitte gedacht, daß die Schaumeiſter auf ihren Zeichenpunzen**) der Reihe nach die Buchſtaben des Alphabetes führten. Wahrſcheinlich beſtand die Sitte ſchon früher, doch wird ſie hier zuerſt urkundlich erwähnt. In dieſem Jahre, 1584, wurde zum Schaumeiſter Tobias Haſe gewählt, aus dem vorigen Jahre blieb es Melchior Widemerker. Da heißt es denn von letzterem im Innungsbuche: „und iſt ihm zugeſtalt worden neben dem Stadtzeichen .L. der Buchſtaben

*) Dies war die gewöhnliche Reihenfolge: erſt Schwiegerſohn eines Meiſters, dann ſelber Meiſter, dann Bürger.

**) „Zeichenpunzen" wird der Stempel der Schaumeiſter ganz richtig bis gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchrieben; im achtzehnten erſcheinen daneben auch die falſchen Schreibungen „Zeigenpunzen" und — „Zeugenpunzen," ſprachlich nicht unintereſſant als Beweis für die entſtandene Unſicherheit der Ableitung. Natürlich iſt in „Zeichenpunzen" die erſte Hälfte nicht als Subſtantiv, ſondern als Verbalſtamm zu faſſen, wie in Zeichenſchule, Zeichenbuch, Zeichenſtift — wofür der deutſche Schulmeiſter und der deutſche Druckereikorrektor eine Zeit lang die ſchönen Formen Zeichnenſchule ꝛc. eingeführt hatten.

A und Tobias Hasen der Buchstab B." In dieser Weise wird dann regelmäßig die Neuwahl im Innungsbuche verzeichnet; so oft das Alphabet zu Ende ist, beginnt es wieder von vorn; das vollständige Punzenalphabet hatte man in der Lade liegen. So war Hans Reinhart d. J. Obermeister vom Juli 1595 bis zum Juli 1597 mit dem Buchstaben N, von 1600 bis 1602 mit T, von 1606 bis 1608 mit A, von 1612 bis 1614 mit G, von 1619 bis 1621 mit O; Elias Reinhart von 1604 bis 1606 mit Y, von 1615 bis 1617 mit K.

Im Jahre 1586 übernahm Hans Reinhart das väterliche Haus nach des Vaters Wunsche von den Geschwistern, verkaufte es aber 1589 und erwarb sofort dafür — sicherlich ein Beweis von dem Aufschwunge seines Geschäfts — ein Haus am Thomaskirchhof, dem eigentlichen Goldschmiedeviertel Leipzigs (das zweite Haus vom Thomasgäßchen her nach dem „Sack" zu). 1611 borgt er einmal auf dieses Haus 200 Gulden „zur Vorbesserung und Fortsetzung seiner Nahrung, sonderlich aber zur ehrlichen Ausstattung seiner Tochter." Gestorben ist er am 1. April 1622. Das Haus am Thomaskirchhof ging 1630 nach dem Tode seiner Witwe, Margarete, in die Hände eines Schwiegersohnes, des Goldschmieds Wenzel Zeidler, über, der 1624 Meister geworden war. Von den Schwestern verschwindet die eine, Dorothea, ebenfalls aus den Urkunden; die jüngere, Anna, erscheint 1586 verheiratet mit dem Goldschmied Abraham Osterholt oder Osterholz, der 1585 am 3. November Meister, am 9. November Bürger geworden war.

Eine eigentümliche Ironie war es, daß Hans Reinhart d. J. sich im Jahre 1615 von ein paar Siegelschneidern beim Rate verklagen lassen mußte, weil er ihnen ins Handwerk pfusche! Natürlich wurden die dreisten Ankläger abgewiesen.

Das Ratsbuch berichtet darüber: „Demnach bei E. E. Rate Hans Helding und Wolf von Lindenau, beide Bürgere, auch Stein- und Wappenschneidere allhier, unlängsten einer churf. g. Befehlich contra Hansen Reinhardten, Goldschmieden und Wappenschneidern allhier, eingeantwortet, als ist solcher churf. g. Befehlich heut dato beiden Parteien zugegen publiciret und darneben kraft und inhalts höchstgedachtes churf. Befehlichs den Supplicanten, gemeldten Heldingen und Wolfen von Lindenau, dies ihr unziembliches Suppliciren mit gebührendem Ernst verwiesen, hierüber ihnen auch uferleget worden, daß sie gedachten Reinhardten, weil er das Stein- und Wappenschneiden schon vor etzlich dreißig Jahren gelernet und sich desselben seithero nicht weniger als des Goldschmiedshandwerks jederzeit fein mächtig gebrauchet und also bei weitem ein älterer Stein- und Wappenschneider ist, als sie, Hans Helding und Lindenau, sein mögen, in seinem Stein- und Wappenschneiden hinfüro unmolestiret und unturbiret sein und vorbleiben lassen sollen, darneben auch Wolf von Lindenau absonderlich anbefohlen worden, daß er seine Tafel, so er im Thomasgäßlein allhier herausgehangen, hinfüro abschaffen und nicht mehr daselbst, weil er allda sein Werkstatt nicht mehr hat, aushenken lassen, oder ihme solche mit Gewalt abgenomen werden solle, darnach er sich zu achten. Actum den 20. Octobris Ao. 1613." Bei den frühern Streitigkeiten der Goldschmiede mit Wappensteinschneidern war es doch immer die Innung, die sich über die Steinschneider beschwerte. Hier haben sich die Verhältnisse so verkehrt, daß die Wappensteinschneider anfangen sich als besondres Gewerbe zu fühlen und die Goldschmiede als die Pfuscher bezeichnen.

Die Medaillen des ältern Reinhart sind jetzt am vollständigsten verzeichnet bei A. Erman, Deutsche Medailleure (Berlin,

1884), S. 44. Nachtragen möchte ich zu diesem Verzeichnis nur die schöne silberne Medaille auf den Leipziger Kaufmann und spätern Bürgermeister Hieronymus Lotter von 1544, von der sich ein Exemplar im Leipziger Ratsarchiv befindet. Die Vorderseite zeigt Lotters Kopf nach links mit der Umschrift: IERONIMVS · LOTER · ÆTAT · XXXXVI · 1544. Auf der Rückseite sitzt eine nackte weibliche Gestalt en face vor einem links befindlichen Baume, den rechten Arm mit dem Ellenbogen auf eine Sanduhr gestützt, auf der ein brennendes Licht steht; die linke Hand trägt einen Totenkopf. Rechts im Hintergrunde Türme und Zinnen einer Stadt, über dem Stadtthor deutlich erkennbar Lotters Wappen. Umschrift: SICH · MENS · BDENCK · DAS · ENDE. (Sieh, Mensch, bedenk das Ende.) (Vergl. Zeitschrift für bildende Kunst, Bd. 15, 1880, S. 91.) Bezeichnet mit Reinharts Namen ist die Medaille freilich nicht, aber ich zweifle nicht daran, daß sie von ihm gefertigt ist. Exemplare der Medaillen auf Karl V., auf Kurfürst Johann Friedrich und auf Sündenfall und Kreuzigung besitzt das Münzkabinet der Leipziger Universitätsbibliothek, der beiden ersten auch die Sammlung von Eugen Felix in Leipzig.

Aber auch von Hans Reinhart d. J. sind erhaltene Arbeiten nachweisbar. Auch er war jedenfalls als Medailleur thätig: A. v. Sallet hat auf eine schöne silberne Medaille des Berliner Münzkabinets aufmerksam gemacht, welche HR 1582 bezeichnet ist und den am 7. Januar 1587 gestorbenen Leipziger Bürgermeister Paul Frankenstein darstellt (Zeitschrift für Numismatik, Bd. 9, 1882, S. 194). Wichtiger aber sind eigentliche Goldschmiedearbeiten von ihm. Der Leipziger Rat besitzt zwei prachtvolle Bibeln, die einst im Rathause bei der Abnahme des Eides gebraucht wurden und von denen die eine auf der Stadtbibliothek, die andre im Kunstgewerbemuseum aufbewahrt wird.

Beide haben fast genau den gleichen Einband. Der vordere Deckel ist an beiden mit starkvergoldetem silbernen Band- und Blattwerk ganz überzogen. Zu beiden Seiten stehen in Cartouchen die allegorischen Gestalten des Glaubens und der Hoffnung, an den vier Ecken sind die Symbole der Evangelisten angebracht, diese Figuren alle vollständig rund aus Silber gegossen. Unten sind silberne Schilder mit Inschriften angebracht, oben das einemal ein ähnliches Schild, das andremal das Stadtwappen. Wie die Inschriften zeigen, ist der eine Einband aus dem Jahre 1597, der andre von 1605. Lehrreich sind auf beiden Bibeln die Goldschmiedezeichen. Die von 1597 zeigt links das Zeichen Ꝼ, daneben P und L, rechts das Monogramm HR; die von 1605 hat links ebenfalls das Zeichen Ꝼ, rechts X und L. Über die Bedeutung dieser Zeichen kann kein Zweifel sein. Das L bedeutet beidemal Leipzig, der dabeistehende Buchstabe ist das Zeichen des Schaumeisters. Es stimmt dies genau mit dem Innungsbuche: vom Juli 1597 bis zum Juli 1599 war Peter Kramer Schaumeister und führte auf dem Zeichenpunzen den Buchstaben P; mit X zeichnete vom Juli 1603 bis zum Juli 1605 Christoph Rauscher. HR ist natürlich das Monogramm des Verfertigers; es steht zwar nur auf der Bibel von 1597, doch kann nicht der geringste Zweifel sein, daß auch die andre sein Werk ist. So bedarf nur noch das Zeichen Ꝼ der Erklärung, das auf beiden Bibeln neben dem des Schaumeisters steht. Der Stempel des andern Schaumeisters kann es nicht sein, denn gleichzeitig mit P war 1597 O, gleichzeitig mit X 1605 Y im Amte. Es bleibt also nichts weiter übrig, als es für das Zeichen der Innung zu nehmen.*)

*) Dafür spricht auch, daß es neben dem Buchstaben L auf schönen Leipziger Straußenei-Bechern von ca. 1600 wiederkehrt. Infolge undeutlicher Aus-

Eine Arbeit, von der es unſicher iſt, ob ſie von dem ältern oder dem jüngern Reinhart herrührt — wahrſcheinlicher iſt das erſtere —, befindet ſich in dem Beſitz des Herrn Karl Strube in Leipzig: eine getriebene Silberplatte (9 Cm. hoch, 11 Cm. breit), die wohl früher den Deckel eines Käſtchens geziert hat, mit der Darſtellung von Cimon und Pero. Die aus dem Valerius Maximus (V, 4) ſtammende, von der bildenden Kunſt öfter behandelte Anekdote von einer Tochter (Pero), die ihren zum Hungertode verurteilten und im Gefängniſſe ſchmachtenden alten Vater (Cimon) an ihrer eignen Bruſt nährt, iſt hier in folgender Weiſe dargeſtellt. In dem von drei toskaniſchen Säulen getragenen Gefängnisraume ſitzt links Pero auf einem Seſſel, von dem ein faltiges Gewand herabhängt. Sie beugt den entblößten Oberleib nach vorn und reicht die linke Bruſt dem auf den Steinplatten des Fußbodens an ihrer Seite ſitzenden Vater, deſſen linker Fuß durch eine Kette gefeſſelt iſt, welche aus einem an der Baſis der einen Säule befindlichen Löwenmaul heraushängt. Durch das vergitterte Fenſter blickt der Gefangenwärter und belauſcht den Vorgang. Am obern Rande des Bildes, zwiſchen Säule und Fenſter, iſt das Monogramm HR eingeſchlagen. Schwerlich wird dem Goldſchmied die Erfindung des Bildes zuzuſchreiben ſein; die vornehme und fließende Anordnung der Gruppe und die freie Formgebung deuten auf eine gute, wahrſcheinlich italieniſche, Vorlage.

Der Name Reinhart läßt ſich noch lange nach den beiden Meiſtern des ſechzehnten Jahrhunderts unter den Leipziger

prägung hat man es dort für ein aus I und G zuſammengeſetztes Monogramm halten wollen. (Vergl. Zeitſchrift für bild. Kunſt, Bd. 19, 1884, S. 84.) Einen Goldſchmied I G oder G I hat es aber während des ganzen ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts in Leipzig nicht gegeben. Es iſt leicht möglich, daß auch dieſe Straußenei-Becher Arbeiten Hans Reinharts d. J. ſind. Da er für den Rat arbeitete, ſo wird er nicht der ſchlechteſte Meiſter geweſen ſein.

Goldschmieden verfolgen. Elias Reinhart d. J., unzweifelhaft ein Sohn von Hans Reinharts d. J. Bruder, wurde 1619 Meister, dessen Sohn, Johann Heinrich Reinhart, 1646, ein Johann Reinhart, ebenfalls „ein Leipziger," 1694. Johann Heinrich Reinhart war in der zweiten Hälfte des siebzehnten, Johann Reinhart in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wiederholt Obermeister; der letztere starb am 2. Dezember 1731, und erst von da an verschwindet der Name aus der Innung. Außerdem nennt das Innungsbuch 1671 als neuen Meister Johann Christian Reinhart, der nachweislich ein Sohn Johann Heinrichs war, 1677 einen Heinrich Reinhart, „bürtig von Paris in Frankreich, Herrn Christian Reinharts Sohn zu Dressen." Der letztgenannte, Christian Reinhart, war ein Bruder Johann Heinrichs; er hatte längere Zeit in Frankreich gelebt, auch eine Französin geheiratet, und hatte dann in Dresden als kurf. sächs. Kammerdiener und Oberkämmereijuwelier Anstellung gefunden.

Eine Frage bleibt in unsern Quellen unbeantwortet: die Frage nach der Herkunft des „Groschengießers." Ein Leipziger war er nicht, denn er mußte bei der Erwerbung des Bürgerrechts seinen Geburtsbrief bringen und 1 Schock 3 Groschen (= 3 Gulden) zahlen,*) während Leipziger Bürgersöhne das Bürgerrecht stets unentgeltlich erhielten. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß er, ehe er nach Leipzig kam, in Wittenberg gelebt hat, denn wie hätte er sonst dazu kommen sollen, 1536 die Medaille mit Sündenfall und Kreuzigung im Auftrage des Kurfürsten anzufertigen? — Joannes Fridericus Elector Dux Saxoniae fieri fecit steht darauf. Jedenfalls

*) Nicht 1 Gulden 3 Groschen, wie Gersdorf gelesen hat; dafür war auch 1539 das Leipziger Bürgerrecht nicht feil.

war auch er ein Anhänger der Reformation und zog, nachdem die neue Lehre im Herzogtum Sachsen endlich anerkannt war, nach der größeren Stadt, die ihm ein größeres Arbeitsfeld versprach. Am Ende ist es gleichgiltig, woher er stammte; denn da er unzweifelhaft Autodidakt war, so liegt keine Veranlassung vor, nach Schuleinflüssen bei ihm zu suchen.

*

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hat Leipzig noch einen trefflichen Nachfolger des ältern Reinhart gehabt. A. Erman verzeichnet in seinen „Deutschen Medailleuren" (S. 90) einen „sehr guten Medailleur, der seit 1669 in Sachsen gelebt zu haben scheint," und der mit BL zeichnete. Unter den acht Medaillen aus den Jahren 1669 bis 1683, die er von ihm aufzählt, sind neben den beiden auf den Kurfürsten und den Kurprinzen von Sachsen, Johann Georg II. und Johann Georg III., nicht weniger als fünf auf Leipziger Personen: die auf Andreas Kauxdorf d. Ae., Johann Adam Scherzer, Hans Andreas Hommel, Martin Geier und Valentin Alberti. Scherzer und Alberti waren Professoren der Theologie an der Leipziger Universität, Geier war, ehe er 1665 als Oberhofprediger nach Dresden berufen wurde, in gleicher Stellung, Hommel (geboren den 1. August 1629, gestorben den 28. November 1671) war ein Leipziger Kaufmann, und Kauxdorf war nicht, wie Erman angiebt, Geistlicher, sondern — Goldschmied; Andreas Kauxdorf d. Ae., 1592 in Naumburg geboren, wurde 1618 Leipziger Bürger und Meister bei der Leipziger Goldschmiede-Innung und starb am 28. August 1669, sein gleichnamiger Sohn, geboren in Leipzig 1622, wurde 1646 Meister und starb bald nach dem Vater, am 10. Mai 1670.

Nach alledem ist es wohl nicht zu kühn, anzunehmen, daß der Verfertiger dieser Medaillen in Leipzig, und zwar unter den Innungsgenossen Kauxdorfs, zu suchen sei. Dann ist es aber nur eine einzige Person, auf welche die Buchstaben BL passen; auf diese passen sie aber auch, was die Zeit betrifft, genau. Diese Person ist Balthasar Lauch.

Das Geschlecht der Lauch läßt sich unter den Leipziger Goldschmieden vom Ende des sechzehnten bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verfolgen. Im Jahre 1593 wurde Jakob Lauch aus Quedlinburg Meister in Leipzig. Ein Sohn desselben, Melchior Lauch, erhielt 1622 das Meisterrecht, und von diesem sehen wir später wieder drei Söhne Meister werden, Melchior Lauch d. J. 1665, Balthasar oder Baltzer Lauch 1670 und Michael Lauch 1673. Der mittlere der drei letztgenannten ist unser Medailleur.

Kunſt und Künſtler Leipzigs in der Barockzeit.

Kein Abſchnitt der Geſchichte des geiſtigen Lebens, inbeſondre der Kunſtgeſchichte Leipzigs iſt ſo gründlich bis in alle Ecken und Winkel hinein beleuchtet und aufgehellt worden wie das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts. Es iſt dies der Goetheforſchung zu verdanken. Der Umſtand, daß der junge Goethe drei Jahre lang (1765—1768) Student in Leipzig geweſen iſt und während dieſer Zeit ſich auch zum Künſtler auszubilden verſucht hat, iſt die Urſache geworden, daß wir über die Kunſtzuſtände Leipzigs in jener Zeit ſo vorzüglich unterrichtet ſind. Die nach dem Hubertusburger Frieden gegründete Zeichenakademie, Oeſer, ihr erſter Direktor und der Lehrer Goethes, alle ſonſtigen Künſtler, Kunſtfreunde und Sammler Leipzigs aus jenen Jahren: die Huber, Kreuchauf, Winckler, Bauſe u. a., ſie alle ſind uns bekannte und vertraute Erſcheinungen.

Wesentlich anders steht es um die dem siebenjährigen Kriege vorhergehende Zeit. Zwar sind in dieser Periode die literarischen und musikalischen Zustände der Stadt mit einem Eifer durchforscht worden, daß wenig neues mehr darüber wird zu tage gefördert werden können; die Forschung hat hier einerseits an Gottsched und dem Leipziger Dichterkreis, andrerseits an Sebastian Bach bedeutende, mächtig anregende Mittelpunkte gehabt. Aber um die gleichzeitigen Kunstzustände Leipzigs hat sich noch niemand ernstlich gekümmert, und doch bedarf es auch hier nur der Nennung eines einzigen, jedem Kunstfreunde geläufigen Namens: des Namens Bernigeroth, um es sofort der Mühe wert erscheinen zu lassen, auch diesem Gebiete einmal etwas Licht zuzuführen.

Auf den nachfolgenden Blättern sind einige Bausteine zusammengetragen zu einer Geschichte der bildenden Künste in Leipzig am Ausgange des siebzehnten und während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; ein irgendwie abgeschlossenes Bild soll und kann damit nicht gegeben werden, nur Anhaltepunkte zu weiteren Studien. Eines wird sich von vornherein vermuten lassen: daß, wie in der Architektur, so auch in den übrigen bildenden Künsten — in der Bildhauerei, der Malerei, der Kupferstecherei — Leipzig damals vielfach von der Hauptstadt des Landes und ihrem reichen und glänzenden Kunstleben unter August dem Starken und seinem Nachfolger beeinflußt worden sein wird. „Dresden wird nunmehro Athen für Künstler," schrieb Winckelmann 1755; von Leipzig hat man etwas ähnliches nie sagen können, so freigebig man auch früher mit dem Namen Pleißathen gewesen ist.

Leipzig hat Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts — einen, sage einen Bildhauer gehabt, der auch vom Rate gelegentlich beschäftigt wurde. Um 1680

war es Johann Caspar Sandtmann; er fertigte 1681 für 100 Thaler „eine von Sandtstein außgehauene statuam, so den Neptunum praesentiren und auf den neüen Brunn des Neumarckts versetzet werden soll." Auf Sandtmann folgte Johann Jakob Löbelt. Dieser erhielt z. B. bei der Wiederherstellung der Barfüßerkirche, 1698, 30 Thaler für sechs Tragsteine unter die Emporkirche und den Schülerchor, 34 Thaler für die Bildhauerarbeit an des Rats Kirchenstuhl, 6 Thaler für einige Bildhauerarbeit an die Kanzel, „als ein Vorsprung und Festunen und Lorbeer." Von 1713 an nennen die Adreßbücher einen Caspar Friedrich Löbelt — wohl den Sohn des vorigen —, der 1715 ausdrücklich als der einzige Bildhauer der Stadt bezeichnet wird; erst in den zwanziger Jahren kommt ein gewisser Valentin Schwarzenburger, später noch ein paar andre hinzu. Auch ihnen fehlte es nicht an öffentlichen Aufträgen: der jüngere Löbelt lieferte 1721 das Kruzifix für den neuen Altar der Thomaskirche, Schwarzenburger fertigte die Kanzel für die Paulinerkirche, die am Johannistage 1738 eingeweiht wurde, 1740 auch die für die Thomaskirche. Meist zog man es aber doch wohl vor, wenn es sich um höhere künstlerische Aufgaben handelte, auswärtige Kräfte zu Hilfe zu nehmen. Die hauptsächlichste Bildhauerarbeit bei der Wiederherstellung der Barfüßerkirche lieferte ein Bildhauer in Merseburg, Michael Hoppenhaupt. Nach den Kirchenrechnungen bekam er 100 Gulden für die Kanzel, 18 Gulden 6 Groschen „für 3 Aufsätze und 4 Granatäpfel auf den überm Ratsstuhl befindlichen Kirchenstuhl" und 160 Gulden für „die auf dem Fronton halb sitz- und liegenden beiden Statuen."

Vor allem mußte Dresden aushelfen. Das Relief über der Thür des Zucht- und Waisenhauses vom Jahre 1726

— der Ritter Georg zu Pferde den Drachen erlegend — war eine Arbeit des Dresdner Bildhauers Paul Hermann. Der neue Marmoraltar, den die Thomaskirche 1721 erhielt, und der, wie es in der im Grunde liegenden Urkunde heißt, „gutentheils durch die von der Königl. Poln. und Churfürstl. Sächs. wirklichen Geheimen Rats Dr. Jakob Borns hinterlassenen Wittib und Sohne erwiesene Freigebigkeit aufgebauet" worden, wurde in allen seinen Teilen von Dresdner Künstlern hergestellt. Das Steinmaterial hatte der Kurfürst aus erzgebirgischen Marmorbrüchen umsonst hergegeben; die Ausführung aber besorgten der italienische Marmorarbeiter Johann Maria Fossati, der Bildhauer Paul Hermann und der Hofsilberarbeiter Jakob Irminger, sämtlich in Dresden. Aus den mit jedem einzelnen abgeschlossenen ausführlichen Kontrakten, die noch im Leipziger Ratsarchiv vorhanden sind, gewinnen wir einen deutlichen Einblick in die Entstehung des Werkes. Der ganze Altar kostete, einschließlich der Maurerarbeiten, die der Ratsmäurer besorgte, 6000 Thlr.; davon erhielt 1600 Thlr. Fossati für die Herstellung der Architekturteile, 506 Thlr. Hermann für den Skulpturenschmuck und 2947 Thlr. 16 Gr. Irminger für die aus vergoldetem Kupfer hergestellten Teile, die Pfeilerkapitäle, die Gloria u. a. Das Modell wurde ihnen vom Rate geliefert, war also wohl von dem damaligen Leipziger Obervogt Johann Michael Senckeisen entworfen worden. Bis ins einzelste hinein waren jedem die zu liefernden Teile in dem Kontrakt vorgeschrieben. Paul Hermann z. B., der Bildhauer, verpflichtete sich kontraktlich, „daß er nach dem zu vorgedachten erbauenden Altar vorhandenen Modell auf das Corps d'Architecture einen ziemlichen Aufsatz von Marmor, woran eine Gloria kommet, samt Cartouches, Schnerckelwerg, auch daran befindlichen Gewölcke, mit einen darauf kommenden

Baldachin und herumbhangenden Traillien, desgleichen über denen Pilastres zwey auff Archivoltes ſtehende Vasen oder in Urnen-Art ausgezierte Knöpffe behöriger Gröſe nach, alſo ordiniret, daß dieſes alles ſothanen Altare ein pompeuses und magnifiques Anſehen giebet, machen, und zwar ſolches von gantzen Marmor-Stücken, welche der Marmor Steinmetz H. Fossati in Dreßden hierzu anſchaffet, ſauber ausarbeiten, und daran die ins Geſichte fallende Seiten durch fleißige Politur hellgläntzend poliren, verziehren und ausbutzen, auch ſolche Stücken, wenn ſie von ihme verfertiget, in Dreßden eine Kiſte darzu anſchaffen, desgleichen dem H. Fossati beym Einpacken und auffladen assistiren, damit dieſelben ohnbeſchadet hierher auf die Stelle angeführet werden können, nicht weniger ſodann ſolches alhier auf dem Altar und deſſen Corniche ſetzen, wie auch anbefeſtigen ſoll." Ausführlicher noch ſind die mit Foſſati und Irminger abgeſchloſſenen Kontrakte.

Aber nicht nur für die Stadt, ſondern auch für Private ſind Dresdner Bildhauer, außer Paul Hermann namentlich noch Balthaſar Permoſer und Pierre Coudray, der Sohn des François Coudray, beſchäftigt geweſen. Zum Saal- und Zimmerſchmuck, zur Bereicherung von Kunſtſammlungen, zur Dekoration von Gärten ſind damals zahlreiche Skulpturen aus Sandſtein, Marmor und Elfenbein von Dresden bezogen worden. Von Permoſer waren die vier Statuen des Juppiter, der Juno, des Mars und der Venus, die in Apels Garten ſtanden, vorn, wenn man über die Pleißenbrücke kam. Sie ſind ſämtlich noch erhalten; zwei davon — es ſind die beiden am Eingange des Sophienbades ſtehenden — befinden ſich noch auf ihrem urſprünglichen Platze, die beiden andern ſind vor einigen Jahren bei dem Neubau des gegenüberſtehenden Hauſes auf neue Poſtamente geſtellt und dabei von ihrem ehe-

maligen Standorte etwas verrückt worden. Verschwunden sind dagegen zwei Statuen Paul Hermanns, die in Caspar Boses Garten standen, die „Sinkende Hoffnung" und das „Wankende Glück." Die Stadtbibliothek besitzt von Hermann zwei halblebensgroße Statuen des Apollo und des Mercur aus weißem Marmor — die erstere bezeichnet: Paul Heermann gemacht in Dresden 1729 —, von Permoser eine lebensgroße bunte Marmorbüste, die „Verdammnis" darstellend. Wie die beiden ersteren in die Bibliothek gelangt sind, ist nicht mehr nachweisbar; die letztere stammt aus dem Besitze des Kaufmanns Zehmisch, des Erbauers des alten Theaters. Zehmisch besaß „eine kleine, wohlgewählte Sammlung geschnitzter Bilder in Elfenbein, Stein und Thon des Balth. Permoser." Als er 1777 wegen eines ihm von der Stadt überlassenen Gartens mit einem Erbzins belegt werden sollte, bat er, den Zins erst von seinem Tode an von seinen Nachkommen zu erheben, und bot für den Erlaß die Permoserſche Büste der Ratsbibliothek zum Geschenk an, was auch angenommen wurde! Von Hermann befanden sich ferner „4 marmorne Gruppen von Bildern" in dem „Richterschen Bildersaal." Von Pierre Condray sind die beiden Statuen, die früher auf dem Altan des sogenannten „Weinnäpfchens" am Eingange der Johannisgasse standen, jetzt auf den Thorpfeilern des an derselben Stelle befindlichen Beckerschen Gartens stehen: „Vertumnus, welcher mit abgezogener Maske der schamhaft weichenden Pomona entgegenzutreten scheint." Von Thomas Richter wird gerühmt, er habe „zur Sammlung seines verstorbenen Vaters eine ziemliche Anzahl geschnitzter Figuren in Elfenbein gesellt, aus denen das Genie eines Balthasars [d. i. Permosers], Hermanns und andrer großen Meister hervorleuchtet."

Auch die Stukkateure und Gipser, die in jener Zeit mehr-

fach in Leipzig beschäftigt waren, sämtlich Italiener von Geburt: 1682 beim Börsenbau Antonio Quadri und Giovan Paerna, 1685 ebenfalls beim Börsenbau und 1699 bei der Wiederherstellung der Barfüßerkirche Giacomo Botta, 1721 bei der Erneuerung der Thomaskirche Antonio Bellona, mußten natürlich von auswärts verschrieben werden. Die beiden ersteren waren aus Prag — stucatore citadino di cita nova in Praga unterschreibt sich Quadri —, hatten mit dem Rat auf 1000 Thaler akkordirt, „die hiesige Börse völlig zu gipsen," auch die Arbeit begonnen und „nach dem selbstbeliebten Modell solche in die 3. Wochen continuiret," wurden aber dann entlassen, und die Arbeit blieb liegen. Botta, der sie später nach einem eignen Riß wieder aufnahm — Jacomo Botta de merebillia et Compagni Stuchator unterschreibt er sich —, kam aus Dresden.

Ebenso wenig wie die paar Bildhauer, die Leipzig in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aufzuweisen hatte, konnten die ehrsamen Leipziger Innungsmaler, die noch im siebzehnten Jahrhundert die Bürgerhäuser mit Porträts, die Kirchen mit geschnitzten und bemalten Epitaphien gefüllt hatten, den gesteigerten Kunstansprüchen der Barockzeit genügen. Die zünftigen Innungsmaler — das Leipziger Adreßbuch von 1713 nennt ihrer 21! — wollten freilich auch damals noch den Künstler mit dem bloßen Dekorationsmaler, dem Firmenschreiber, dem Anstreicher und Vergolder in ihrer Person vereinigen. Immer noch malten sie Porträts, Historienbilder, Landschaften und färbten daneben auch Wände und besorgten Anstrich und Vergoldung von Holz, Stein und Eisen. Auch vertraute ihnen der Rat gelegentlich noch künstlerische Aufgaben an. Unter den Posten, die von 1678—83 in den Stadtkassenrechnungen für die von dem Obermeister Christoph Spetner gelieferte Arbeit gebucht sind, befinden sich 2 Gulden

18 Gr. „von 24 Täfelein schwarz zu malen und der hiesigen Stadtfleischer Namen darauf zu schreiben," 17 Gulden 12 Gr. „vor das grüne Laubwerk in der Einnahmestube oben am Gewölbe zu malen," 57 Gulden 2 Gr. „vor den Knopf auf dem Niclasturm zu vergulden, Haube und Türmlein anzustreichen," 3 Gulden 9 Gr. „einen Riß von der Börse zu verfertigen," 20 Gulden 12 Gr. „die Repositoria und eiserne Gatter auf der Bibliothek mit Ölfarben anzustreichen," 37 Gulden 12 Gr. „den Röhrkasten beim Marstall mit Ölfarbe anzustreichen und im Wetter mit feinem Golde zu verzieren"; aber auch 18 Gulden 10 Gr. „vor Verfertigung seiner Kurf. Durchlaucht zu Sachsen Contrafects und Vergöldung des Rahmens dazu, auch ein altes zu repariren." Im Jahre 1673 malte Spetner die Kanzel in Eutritzsch bei Leipzig mit den Halbfiguren der vier Evangelisten, 1680 restaurirte er den Altar in Taucha. Porträts für Leipziger Familien hat er in Menge gemalt. Dieselben Verhältnisse bestanden sogar noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein. Bei der Renovation der Thomaskirche 1721 erhielt der Leipziger Innungsmaler Johann Karl Riemthaler 468 Gulden 12 Gr. „vor derer H. Superint. Porträts insgesamt neu zu übermalen, die Rahmen neu zu vergolden, ein blindes Fenster mit Ölfarben zu malen, an der Decke die Stuckaturgrate zu malen" 2c.

Aber schon im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts waren den Innungsmalern die freien Künstler gegenüber getreten. Wie wir in unsern Tagen angefangen haben von Kunsthandwerk, von Kunsttischlern und Kunstschlossern zu reden, so hatte sich schon im sechzehnten Jahrhundert der Kunstmaler von dem gewöhnlichen Innungsmaler geschieden. Das siebzehnte Jahrhundert erweiterte diese Kluft, sodaß es für die Innungsmaler immer schwieriger wurde, ihre frühere Doppelthätigkeit

aufrecht zu erhalten. Zu den unaufhörlichen Streitigkeiten mit benachbarten Innungen, wie den Tischlern und Maurern, die sich nicht damit begnügen wollten, einfachen Anstrich zu besorgen, sondern sich fortwährend Übergriffe in das Gebiet der Malerei erlaubten, kamen nun ebenso häufig Kämpfe gegen die Störerei der unzünftigen Maler, die keiner Innung angehören wollten und ihren Wohnsitz bald hier bald da aufschlugen. Großen Kummer bereitete den Leipziger Innungsmalern in den siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts namentlich eine Porträtmalerin aus Pegau, Margarete Rastrum, die Frau des dortigen Organisten, die sich wiederholt längere Zeit in Leipzig aufhielt und hier mit Aufträgen überhäuft wurde. Auf die immer wiederkehrenden Beschwerden gab die hochbetagte Frau 1678 — sie war damals 67 Jahre alt — die stolze Erklärung ab, „daß sie keines Privilegii bedürftig, alldieweil sie eine rare Künstlerin, nach aller Völker Recht und gleichsam von der Natur selbst zur Genüge stillschweigend privilegirt sey." Ähnlich antwortete ihnen schon 1674 der Porträtmaler Johann Beza, „er wäre ein Künstler; wenn sie wollten die Handwerkspossen lassen, so wollte er sich mit den Malern vergleichen."

Gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts scheinen sie sich denn auch mehr und mehr in das Unvermeidliche gefunden zu haben. Der Rat fing an, sie zu übergehen, wenn es wirklich einmal eine höhere künstlerische Aufgabe zu lösen galt. Bei der Wiederherstellung der Barfüßerkirche wurde zwar die untergeordnete Malerarbeit dem Leipziger Innungsmaler Christoph Tröber übertragen; er empfing über 200 Gulden „von Aufsätzen auf dem Altar, als Christbild, Gloria und andere Bilder weiß zu planiren, die Cantzel, Schilder und Dazugehörungen desgleichen zu planiren, die Sonne ins Gewölbe zu vergolden,

zwölf Feuereimer zu bemalen, zwei Spritzen grau zu malen, die Grat an der Decke, Pfeiler, Säulen, Stühle und Thüren, wo es erfordert worden, zu marmoriren, zwei Fahnen auf die Kirche nebst dazugehörigen Stäben und Knöpfen zu malen und zu vergolden" 2c. Das neue Altarbild aber, eine Verkündigung Mariä, lieferte für 100 Thaler der damals in Dresden lebende französische Maler Daniel Savoye, fünf auf Kupfer gemalte Bilder, Jesus und die vier Evangelisten darstellend, für die Kanzel, ein Bild an die Kanzeldecke und die Malerei im Ratsstuhl ebenfalls für 100 Thaler der kurfürstliche Hofmaler Samuel Botschild in Dresden.

Am meisten beschäftigt, und zwar vor allem im Porträtfache, waren Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach einander drei Maler in Leipzig, von denen ebenfalls keiner der Innung angehörte, und die es wohl verdienen, daß der Freund der Ortsgeschichte ihre Namen behalte: Johann Heinrich Am Ende, David Hoyer und Elias Gottlob Hausmann.

Johann Heinrich Am Ende (geboren den 24. August 1645 in Pirna, gestorben den 25. April 1695 in Leipzig) war der Sohn des pirnischen Ratsherrn Constantin Am Ende. Er wurde wohl zur Malerei geführt, weil eine Schwester seines Vaters an den Hofmaler Christian Schiebling in Dresden verheiratet war. Wann er sich in Leipzig niedergelassen hat, ist unbekannt. Jedenfalls war er Anfang der achtziger Jahre hier, denn aus dieser Zeit stammt die eine der beiden wichtigsten erhaltenen Arbeiten von ihm, die Deckenmalereien im Saale des kleinen Börsengebäudes auf dem Naschmarkte. Der Saal erhielt diesen Schmuck auf Kosten von zehn Leipziger Kaufmannsfirmen, unter andern der Gebrüder Bose; der Maler erhielt für seine Arbeit 1000 Thaler, wie seine im Ratsarchiv

noch aufbewahrte eigenhändige Quittung beweist. Was für ein Ereignis im Leipziger Kunstleben der Bau der Börse und namentlich die Herstellung dieser Bilder war, zeigen die ausführlichen gereimten Beschreibungen derselben, die sich die Börsenschließer davon machen ließen, um sie an die Fremden zu verkaufen. Es sind drei solche Beschreibungen erhalten, die älteste vom Jahre 1687. Sie beginnt mit einer kurzen Auslegung der vier auf dem Dache stehenden mythologischen Gestalten:

Hat Kunst und Wissenschafft hier Leipzig groß gemacht,
So hat es fast noch mehr die Kauffmanschafft erhoben;
Drum steht Mercurius mit seiner Flügel-Tracht,
Und nicht Apollo nur mit seiner Harfen, oben;
Wiewohl die Pallas auch, und Venus oben steht
Mit ihrem nackten Sohn, und zwar auf andern Ecken;
Weil alles in der Stadt nach Witz und Klugheit geht,
Und dero Frauen-Volck kan Lieb und Gunst erwecken.

In den Schlußzeilen findet sich eine Anspielung auf den Maler:

Am Ende ist's nunmehr. Drumb endt sich auch dies Blat;
GOttlob, daß man auch kan von unserm Leipzig sagen,
Daß es so grossen Ruhm von seiner Börse hat,
Als Londen, Amsterdam, Antwerpen, Coppenhagen.

Den größten Teil des Gedichtes aber nimmt die Beschreibung der Deckenmalereien ein. Ein Glück, daß sich die Verse erhalten haben, denn bei dem jetzigen Zustande der Bilder — sie sind nicht bloß braun, sondern beinahe schwarz geworden — ist es zwar gerade noch möglich, die Beschreibung zu kontroliren, aber ohne sie den Gegenstand der Darstellung zu bestimmen, würde ganz unmöglich sein. Die Bilder — in Öl auf Leinwand gemalt — bestehen aus einem großen Mittelbilde in Gestalt eines Rechteckes, welches von sechs kleinen ovalen Bildern — an den Langseiten von je zwei, an den Schmalseiten von je einem — umgeben ist. Eingerahmt sind

sie von mächtigen Stuckguirlanden, einem Werke des obenerwähnten Botta. Das Mittelbild zeigt eine auf Wolken gelagerte Versammlung der olympischen Götter, die, wie die Beschreibung uns belehrt, von Mercur berufen worden ist,

Zu rathen, wie man doch den Lastern kähme vor,
Die unter Menschen seynd durch Reichthum eingerissen.

In dem hintern Medaillon ist die Niederlage der sieben Laster — Neid, Betrüglichkeit, Schlafsucht, Schwelgerei, Übermut, Geiz und Wut — dargestellt, in dem vordern der Sieg der Tugend, während die vier an den Langseiten befindlichen von allegorischen Darstellungen der vier Erdteile — rechts Asien und Amerika, links Europa und Afrika — gefüllt sind.

Die zweite hier zu nennende Arbeit Am Endes ist eine Folge von achtzehn auf Pergament gemalten Porträts, die sich in dem Album der „Vertrauten Gesellschaft" in Leipzig befinden. Diese Porträts haben folgende Entstehungsgeschichte. Als im Herbst 1680 in Leipzig die Pest ausbrach, trat eine kleine Anzahl wohlhabender Kaufmannsfamilien, an ihrer Spitze der Ratsherr Hieronymus Jakob von Ryssel, zu einer Gesellschaft zusammen, zu dem Zwecke, im Fall der Not einander hilfreich beizustehen, übrigens aber durch geselligen Verkehr sich gegenseitig aufzuheitern und die Gedanken an die trübe Gegenwart einander zu verscheuchen. Als dann die Gefahr vorüber war, löste sich die Gesellschaft nicht wieder auf, sondern blieb vereinigt, gab aber ihren geselligen Zusammenkünften eine ganz veränderte Unterlage, welche die Erinnerung an den traurigen Anlaß der Stiftung gründlich zu verwischen geeignet war: aus dem ursprünglichen Not- und Hilfsverein wurde — ein Kindtaufskränzchen. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts traten den geselligen Zwecken mehr und mehr Wohlthätigkeitszwecke an die Seite, und 1834 grün-

dete die Gesellschaft die erste Kinderbewahranstalt in Leipzig, deren Erhaltung und Pflege jetzt fast ihre ausschließliche Aufgabe ist. Die ersten Mitglieder dieser „Vertrauten Gesellschaft" nun legten im Jahre 1690 ein prachtvolles Album an, bestehend in einem Foliobande von Pergamentblättern, in welchem fortan die Mitglieder in Öl gemalt und jedem Porträt eine schön geschriebene Familientafel des Abgebildeten beigegeben werden sollte. Achtzehn Porträts dieses Bandes, 1 bis 16 und 18 bis 19, darunter Ryssel, die beiden Bose, die beiden Winckler, sind in den Jahren 1690 bis 1695 von Johann Heinrich Am Ende gemalt worden. An der Spitze des Bandes aber steht das Selbstporträt des Malers, dem für die vortreffliche Ausführung seines Auftrages eine Art von Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft verliehen und die Auszeichnung gewährt worden war, sein eignes Bild denen der Stifter hinzufügen zu dürfen. In den Statuten der Gesellschaft, die gleichfalls in das Album eingetragen sind, ist bemerkt: „Weiln sich Herr Hannß Heinrich Am Ende, weitberühmter Mahler bey der gantzen Gesellschafft sehr renommirt gemacht, so hat sie beliebet, ihn Zeit seines Lebens als einen Gast darzu einzuladen, worbei ferner beliebet, wann künfftig etwas in der Compagnie Matricul zu mahlen oder einzutragen, daß jedesmahl derjenige Künstler, so allhier der berühmteste und beste, auch der Compagnie anständig, darzu genommen und gebrauchet werden solle."

Von sonstigen Arbeiten Am Endes scheint nichts erhalten zu sein. Die Stadtbibliothek besaß noch Ende des vorigen Jahrhunderts ein Bild von ihm, das jetzt verschwunden ist: Diogenes im Fasse, im Gespräch mit Alexander. Eine lebensgroße Wiederholung seines Selbstporträts im Album der „Vertrauten" befindet sich noch heute auf der Bibliothek, doch ist sie schwerlich von ihm selbst gemalt.

Die Thätigkeit und den Ruf Am Endes erbte nach seinem Tode David Hoyer. Auch er war ein sächsisches Landeskind, der Sohn des Erbmüllers Hoyer in Waldkirchen bei Zschopau. Über seinen Bildungsgang wissen wir nichts sicheres. Er scheint aber ein Schüler des großen Wiener Porträtmalers Kupetzky gewesen zu sein. Es existirt ein von Rosbach in Leipzig gestochenes Porträt Hoyers, ein geistreiches Blatt, das den Künstler mit der Mütze auf dem Kopfe und die Laute spielend zeigt. Dieser Stich aber ist gefertigt nach einem Ölbilde von Kupetzkys Hand, wie aus den daruntersteheden, etwas geschraubten Versen hervorgeht:

Die künstliche Natur zeugt lauter Meister Stüke
Und wer Ihr Wesen kennt, verdienet Ertz und Stein.
Die Kunst der Mahlerey gönnt Meistern dieses Glüke,
Den Einen läst das Bild, des Andern Meister seyn.
Und giebet die Natur Licht, Schatten, Krafft und Leben,
So weiß Kupezkis Hand und sein erfahrner Geist
Dem alles durch die Kunst und Wissenschafft zugeben,
Der sein getreuer Freund und David Hoyer heist.

Die hier erwähnte Freundschaft Hoyers mit Kupetzky mag sich wohl aus dem Verhältnis des Schülers und dann des Gehilfen entwickelt haben. Wenigstens berichtet Nagler in seinem Künstlerlexikon, daß Kupetzky unter anderm auch viele Porträts für den russischen Hof gefertigt habe, „bei welchen ihm David Hoyer die Draperie malen half," und Geyser, der hiervon nichts gewußt, aber wohl die meisten der in Leipzig vorhandenen Porträts Hoyers gesehen hat, schreibt in seiner Geschichte der Malerei in Leipzig, daß Hoyer, „bei charaktervoller Darstellung und kräftiger Schattengebung, ein dem Kupetzky und ähnlichen Meistern verwandtes Kunststreben zu erkennen gebe." Im Juli 1703 erhielt David Hoyer das Leipziger Bürgerrecht. Das Adreßbuch von 1713 führt ihn als „Kön.

Poln. und Churf. Sächs. wie auch Kön. Preuß. und Churfürstl. Brandenburgischen Hofmahler" auf, wozu 1715 noch der Hessen-Casselische kommt. Im Jahre 1714 erwarb er für 3300 Thlr. ein eignes Haus, das Eckhaus der Barfüßer- und Klostergasse (jetzt Klostergasse 10), das er bis zu seinem Tode 1719 besessen hat. Vielleicht starb er eines unnatürlichen Todes. Eine Schwester von ihm verheiratete sich 1727 in dritter Ehe mit einem Postkommissar Zimmermann in Wittenberg, vergiftete binnen einem halben Jahre die sämtlichen vier Kinder desselben aus seiner ersten Ehe und wurde am 26. Oktober 1728 in Wittenberg hingerichtet. Vor ihrem Tode soll sie gestanden haben, nicht nur ihre beiden ersten Männer, sondern auch ihren Bruder vergiftet zu haben, den letztern, um dessen Haus in Leipzig an sich zu bringen.

Das vorzüglichste der von seiner Hand erhaltenen Porträts — einige befinden sich auf der Stadt-, andre auf der Universitätsbibliothek — ist das des gelehrten Bauern Christoph Arnold aus Sommerfeld, des bekannten Autodidakten in der Astronomie (gest. den 15. April 1697). Das Bild zeigt den Dargestellten umgeben von Büchern und astronomischen Instrumenten und wurde zu Ehren Arnolds nach seinem Tode vom Rate auf die Stadtbibliothek gestiftet. Außerdem besitzt die Bibliothek noch ein treffliches Historienbild von ihm: „Die kindliche Treue der Pero, so sie an ihrem verurteilten Vater, dem Cimo, im Gefängnis erwiesen hat," wie es in einem alten Katalog bezeichnet ist. (Vgl. die Darstellung desselben Gegenstandes auf S. 157.)

An Hoyer endlich schließt sich Elias Gottlob Hausmann an, der uns nun schon in die Zopfzeit hinüberleitet, denn er starb erst 1774. Er war aber auch nicht der unmittelbare Nachfolger Hoyers. Schon sein Vater, Elias Hausmann, muß vielfach in Leipzig beschäftigt gewesen sein, scheint sich aber

immer nur vorübergehend hier aufgehalten zu haben. Der Sohn aber hat jahrzehntelang in Leipzig gelebt und namentlich in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren eine große Anzahl von Bildnissen hervorragender Leipziger Persönlichkeiten aus allen Ständen geschaffen. Auf der Stadt- und der Universitätsbibliothek, im Kramerhause und sicherlich auch vielfach noch im Privatbesitz sind Porträts von seiner Hand erhalten. Von den drei Genannten: Am Ende, Hoyer und Hausmann, ist Hausmann jedenfalls der unbedeutendste, aber der handfertigste; er ist für Leipzig recht eigentlich der Vertreter der pomphaften, selbstgefälligen und dabei durchaus konventionellen Porträtmalerei der Barockzeit. Was er gemalt hat, sind immer wieder dieselben inhaltslosen perückenumrahmten, glattrasirten, feisten Gesichter, dieselben gezierten Handstellungen, dieselben goldgestickten Sammtröcke, dieselben drapirten Säulen.

Gleichzeitig mit Hansmann waren noch die beiden Porträtmaler Lafontaine und Freund in Leipzig thätig. Sie fertigten namentlich die damals beliebten Miniaturporträts auf Elfenbein, die, unter Glas und Rahmen und mit Pretiosen in Verbindung gebracht, als Gegenstand der Toilette dienten und als Schmuck getragen wurden.

Die Leipziger Innungsmaler waren um diese Zeit wohl vollständig aus dem Porträtfach beseitigt. Aber auch aus der Historien- und Landschaftsmalerei wurden sie verdrängt durch den schwunghaften Bilderhandel, der von den Niederlanden aus getrieben wurde. So hatten sie wieder Grund zu neuer Beschwerde und klagen denn auch, daß „unterschiedliche derer Herren Handelsleute, auch unsre Bürger allhier, sich unterstehen, viel Bilder aus Holland und andern Orten selbst mitzubringen oder durch andre mitbringen zu lassen, welches, da

[wenn] sie solche für sich und ihr Haus erhielten, wir zufrieden sein müßten, allein, da sie sogar einen Handel damit anfangen, und sowohl in als außerhalb der Messen öffentlich und heimlich solche verkaufen, können wir nicht umhin, uns darüber, weil uns dadurch großer Abbruch geschieht, zu beschweren." Einigen Ersatz für das Verlorene fanden sie in der aufkommenden Mode, Tapeten mit Ölmalerei an den Wänden zu befestigen. Für derartige dekorative Arbeiten reichten ihre Fähigkeiten wohl noch aus.

Die Porträtmalerei führt uns von selbst hinüber zum Porträtstich, dessen eigentliche Blüte ja in die Barockzeit fällt und der in Leipzig einen der namhaftesten und fruchtbarsten Vertreter gehabt hat.

Schon seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war der Holzschnitt mehr und mehr durch den Kupferstich verdrängt worden. Ganz verschwunden ist er nie, aber er fristete im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ein kümmerliches Dasein. Am besten läßt sich das gegenseitige Verhältnis beider in der damaligen Bücherausstattung verfolgen. In den typographischen Verzierungen: den Kopfleisten, Initialen, Schlußstücken, gehen zwar Holzschnitt und Kupferstich nebeneinander her; häufig findet man sie beide in ein und demselben Drucke; aber während der Kupferstich im Ganzen geschickt gehandhabt wurde, zeigt der Holzschnitt die größte Rohheit, und leider sieht man es ihm nur gar zu deutlich an, daß diese Rohheit nicht die der Entwicklung, sondern die des Verfalls ist. Zur Illustration aber wurde in jener Zeit ausschließlich der Kupferstich verwendet; nur in der niedrigsten Volks- und Jahrmarktsliteratur begegnen noch vereinzelte Holzschnitte. Die Leipziger Adreßbücher aus den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts nennen denn auch

nur einen einzigen Formschneider, dagegen acht, neun, zehn, in den ersten zwanziger Jahren sogar einmal elf Kupferstecher, dazu neun Kupferdrucker.

Bei weitem der hervorragendste unter dieser ganzen Schaar war der kurf. sächs. Hofkupferstecher Martin Bernigeroth, der schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein angesehener Meister und bis zu seinem Tode (gest. den 6. Juni 1733) in Leipzig thätig war. Er war 1670 in Rammelsburg im Mansfeldischen geboren — sein Name, aus dem die Italiener Berigerotti machten, ist wohl nichts andres als der Ortsname Wernigerode. Er entfaltete eine erstaunliche Thätigkeit, allerdings mit Hilfe seiner Schüler, deren wir zehn kennen, die er gehörig benutzt zu haben scheint und von denen sich die besten nach seinem Tode in seine Thätigkeit teilten. Nach einer Angabe in Naglers Künstlerlexikon hätte Bernigeroth 1600 Blatt gestochen; die meisten davon waren Porträts. Er war befreundet mit Hoyer, Manjocki, dem alten Mengs (Ismael Mengs) und Alexander Thiele und genoß eines außerordentlichen Rufes. In den ersten drei Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts hat kaum irgendeine bedeutendere Persönlichkeit Leipzigs aus dem Ratskollegium, der Kirche, der Universität, dem Handelsstande das Zeitliche gesegnet, deren Züge nicht Bernigeroth auf die Nachwelt gebracht hätte. Als der junge Goethe nach seiner Rückkehr aus Wetzlar an Lotten seine Silhouette schickte, schrieb er eine Strophe darunter, die mit den Zeilen begann:

Wenn einen würdigen Biedermann,
Pastorn oder Rathsherrn lobesan,
Die Wittib läßt in Kupfer stechen
Und drunter ein Verslein radebrechen,
Da heißt's: Seht hier mit Kopf und Ohren
Den Herrn ehrwürdig, wohlgeboren!

Seht ſeine Augen und ſeine Stirn!
Aber ſein verſtändig Gehirn,
So manch Verdienſt ums gemeine Weſen
Könnt ihr ihm nicht an der Naſe leſen.

Die Sitte, über die ſich Goethe hier luſtig macht, ſtand in der Barockzeit in vollſter Blüte. Gleich nach dem Tode einer angeſehenen Perſönlichkeit der Stadt pflegten Verwandte und Freunde prachtvoll ausgeſtattete Gedächtnisſchriften zu verteilen, welche die Lebensbeſchreibung des Verſtorbenen und eine Sammlung von Lob- und Trauergedichten auf ihn enthielten, die von allen Seiten eingeſandt worden waren; für eine opulente typographiſche Ausſtattung ſorgte namentlich die ſeit 1720 in Flor gekommene Buchdruckerei von Bernhard Chriſtoph Breitkopf. Möglichſt bald aber folgte der Gedächtnisſchrift das geſtochene Porträt des Verſtorbenen nach, wenn es nicht ſchon bei Lebzeiten hergeſtellt worden war und dem Druck gleich beigeheftet werden konnte. Dieſer Sitte verdanken wir hunderte von Porträts damaliger Leipziger Stadtgrößen, und bei weitem die meiſten hat Bernigeroth geſtochen.

Von den Schülern Bernigeroths mögen wenigſtens einige hier genannt ſein. Der eine, auf den ſich ſeine Thätigkeit zum großen Teil vererbte, war ſein älterer Sohn Johann Martin Bernigeroth, der den Vater an Virtuoſität der Technik noch übertraf, als Künſtler aber hinter ihm zurück und zwar ungefähr auf derſelben Stufe ſtand, wie unter den Porträtmalern ſein Zeitgenoſſe, der jüngere Hausmann, von dem er auch die meiſten Bildniſſe geſtochen hat; auf den prunkvollſten, aber geiſtig leerſten Leipziger Porträtſtichen aus den vierziger Jahren finden wir in der Regel die Namen E. G. Hausmann und J. M. Bernigeroth vereinigt. Ein zweiter Nachfolger Bernigeroths war ſein Schüler Johann Chriſtoph Syſang, ein Drechslerſohn aus Leipzig, der hunderte von größtenteils herz-

lich schlechten Porträts gestochen hat, viel für den Handel arbeitete und sein Geschäft wohl ganz handwerksmäßig betrieb. Er lebte auch eine Reihe von Jahren in Halle, Dresden und Prag, kehrte aber schließlich nach Leipzig zurück und wurde später von seiner ältesten Tochter, Dorothea Philippi, geb. Syfang, in seiner Arbeit unterstützt; auch von ihrer Hand sind eine Anzahl Porträts erhalten.

Außer durch den Porträtstich fanden aber die Kupferstecher damals, wie schon angedeutet, reichliche Beschäftigung beim Buchhandel. Mit typographischen Verzierungen, Vignetten, Titelkupfern und andern Buchillustrationen, mit Landkarten und Stadtplänen, Städteansichten und Häuserprospekten, Darstellungen von Personen und Ereignissen aus der Tagesgeschichte, Abbildungen von Naturereignissen und Naturspielen, endlich auch mit Witzbildern und Karikaturen wurde ein gutes Geschäft gemacht. Ein großer Teil von dem, was heutzutage die illustrirten Zeitungen an sich gerissen haben, ging damals in einzelnen Kupferstichen in die Welt.

Auf diesem Gebiete war bei weitem der talentvollste Schüler Bernigeroths der in jungen Jahren, bald nach Beendigung seiner Lehrzeit verstorbene Christian Heckel aus Bischofswerda. Der Dresdner Kupferstecher Boetius, ein Sohn des Leipziger Buchhändlers Boetius, erzählt 1779 in einem Briefe an den Dresdner Akademiedirektor Hagedorn: „Heckel hat seinem Lehrmeister die gewöhnlichen sechs Lehrjahre hindurch viel Ehre und vieles Geld verdient, demselben zu Ansehen geholfen und ordentlich reich gemacht; sein Fleiß und Eifer in der Kunst ist Tag und Nacht unermüdet gewesen; er hatte eine sehr schöne eigne und doch zeichnerische Manier, sowohl auf Papier als im Radiren, im Inventiren als Imaginiren; die Buchhändlerarbeit war ihm ein flüchtiges Spielwerk; in 1, 2 oder 3 Tagen

war ein Titelkupfer in Octav fertig, es mochte wenig oder viel zu machen darin sein.... Seine Blätter waren sehr kenntlich; mit dem Grabestichel und Glattstechen hat er sich nicht sonderlich eingelassen; er suchte Haltung hinein zu bringen und um die Ordnung der Stiche bekümmerte er sich nicht." Kurz vor seinem Tode radirte er vier Ansichten von Leipzig, vor den vier Leipziger Hauptthoren, dem grimmischen, dem hallischen, dem Ranstädter und dem Petersthore, aufgenommen, die ihm dann der Amsterdamer Kunsthändler Peter Schenck abkaufte. Wie alle seine zahlreichen Blätter, tragen auch sie keinen Namen; nur auf dem einen Blatt steht verborgen die Jahreszahl 1704. Von diesen vier Blättern schreibt Boetius an Hagedorn: „Die vier Prospekte von Leipzig allein haben Heckel unter den Künstlern unvergeßlich gemacht; kein Porträt, kein Abriß von einer Stadt kann ähnlicher sein als die vier Prospekte, und der sel. Dietrich [der Dresdner Kupferstecher] hat diese Sammlung bey mir sehr oftmals durchgegangen und übersehen, mit Vergnügen betrachtet, sich derselben bedienet, und Blätter daraus geborgt. Die vier Blätter, worauf Pet. Schenckens Name gestechen und auf holländischem Papier gedruckt, die sind lange nicht so schön als die, welche im Anfange in Leipzig sind daron gemacht worden, woron ein Abdruck brüderlich einen Ducaten wert."

Nach einer andern Richtung hin war ein vierter Schüler Bernigeroths thätig, Johann Georg Schreiber, der eine Schwester Hoyers zur Frau hatte. Er stach namentlich Landkarten, Pläne und Häuserprospekte; unter andern ist von seiner Hand die bekannte große perspektivische Ansicht des innern Leipzig aus den ersten zwanziger Jahren. Auf diesem Blatte bezeichnet er sich noch als studiosus mathematicae. Später wurde er der Begründer des noch heute unter der

Firma „Schreibers Erben“ in Leipzig bestehenden Landkartenverlags.

Außer diesen Schülern Bernigeroths ist aber endlich auch noch eines gefährlichen Rivalen von ihm zu gedenken, der etwa acht oder neun Jahre sich in Leipzig aufgehalten haben soll: Christian Friedrich Rosbachs. Auch über ihn und seine Lebensschicksale haben wir einige Nachrichten in einem Briefe von Boetius an Hagedorn, aus denen hervorgeht, daß er ein höchst talentvoller, aber etwas exzentrischer Mensch war. „Seiner Figur, Statur, Rede und Sprache nach — schreibt Boetius — war er ein geborner Berliner; er führte sich in Leipzig zwar als ein renommirter Studente auf, bekam aber viel zu thun, war niemals ohne häufige Arbeit und ward sonderlich überhäuft mit Porträts, welches Jalousie verursachte.... Er hatte jederzeit ein weites Logis und große geräume Stuben; darinnen fand man nichts als einen Tisch am Fenster mit wenigem aber ganz gutem Werkzeug und Schleifsteinen, nebst einem Stuhl; mitten in der Stube stand ein runder dem Wirth zuständiger Tisch, woran er speiste, darauf brannte den ganzen Tag eine Öllampe, indem er alle Stunden eine Pfeife schwarzen und gelben Tabak rauchte und die Stube rundum auf und nieder spatzierte, daß man ihn vor Dampf kaum sehen konnte, welches in kurzer Zeit und einer viertel Stunde auch verrichtet war, wo er alsdann wieder an seine Arbeit ging.... Des Abends spielte er auf der Querflöte, nach Noten, sehr meisterhaft; im Sommer ging er des Abends in freier Luft, ohne die Coffe- und Bierhäuser, noch andere Partutzlöcher zu besuchen; zuletzt hielt er sich einen eignen Kupferdrucker, der aus Breslau war, und eine Presse von guter Art, bekam endlich Neider und Feinde, die ihm allen ersinnlichen Verdruß machten, nachdrücklich verfolgten und verläumdeten; ward endlich desperat, ließ

sich einen Barth wachsen, kleidete sich als ein Officier mit einem großen Raufdegen, Stiefel und Sporen, verkaufte seine Presse, Werkzeug und ganzen Vorrath, welcher sich ziemlich vermehret hatte, um geringes Geld; beehrte mich in Dreßden noch zuletzt als einen neubackenen Jüngling und Anfänger in der Kunst, mit einem kurzen Besuch und ging endlich unter die Soldaten in Krieg nach Ungarn, wo er im ersten Jahre, wie ich gehöret, zerfetzt, zerhackt, umgekommen und mit geblieben sein soll."

Rosbach war Schüler von Busch und Wolfgang in Berlin gewesen, studirte aber fleißig Pariser Stiche, und wenn irgendeiner von all den genannten Leipziger Stechern imstande ist, eine schwache Erinnerung an die gleichzeitige Blüte des französischen Porträtstiches aufkommen zu lassen, so ist es Rosbach. Er scheint nicht jedermanns Bildnis gestochen zu haben; die Personen mußten ihn wohl interessiren, wenn er sich mit ihnen befassen sollte, und so findet man denn auch unter seinen Porträts nicht jene Dutzendgesichter wie bei den beiden Bernigeroths. Sie haben alle ein durchaus individuelles Gepräge und dabei bisweilen einen genrehaften Zug. Zu seinen schönsten Blättern gehören das schon erwähnte Porträt des Malers Hoyer, nach einem Ölbilde von Kupetzky, und die Porträts des Stadtmusikus Reiche (gestochen 1727), des Besitzers der Löwenapotheke Johann Heinrich Lincke, des Professors Burkhard Mencke (gestochen 1728), des Professors der Theologie Pfeiffer, endlich eines Leipziger Originals, des alten Vogelstellers Kurth, der 1729 als 99jähriger Greis in Leipzig starb; von dem letzten giebt es einen schlechten Nachstich.

Wer sich zu Bernigeroth in die Lehre begab, wollte natürlich Kupferstecher werden und mußte, wie Heckel, sechs Jahre aushalten. Wie mag es aber sonst damals, wo die

Zeichenakademie noch nicht bestand, um den Kunstunterricht in Leipzig bestellt gewesen sein? Gab es Gelegenheit zur Kunstübung für Dilettanten? Zur weltmännischen Bildung jener Zeit gehörte ja nicht bloß die Kenntnis fremder Sprachen, Fertigkeit im Reiten, Fechten, Tanzen, Ballwerfen, sondern man mußte auch einige Unterweisung in den bildenden Künsten gehabt haben.

Für die erstgenannten Gebiete war reichlich gesorgt. Nach dem Adreßbuch hatte Leipzig im Jahre 1721 dreizehn französische Sprachlehrer, darunter neun Franzosen, drei italienische, drei englische Sprachlehrer; von Exerzitienmeistern werden aufgeführt zwei Ballmeister, zwei Bereiter, drei Fechtmeister, von denen der eine auch im Ringen und Voltigiren Lektionen gab, sieben Tanzmeister und — vier Trenchianten, Obstschneider und Serviettenbrecher, die auch in diesen wichtigen Künsten Unterricht erteilten. Dürftiger mag es um den Zeichenunterricht bestellt gewesen sein, doch fehlte es auch hierzu nicht an Gelegenheit. Nicht bloß die eigentlichen Zeichenmeister und die vom Adreßbuch in Verbindung mit ihnen genannten Mathematici, auch die Schreiblehrer und — die Goldschmiede erteilten Zeichenunterricht. Boetius erzählt, daß er bei dem Goldschmied Lauch „mit andrer bürgerlichen Jugend einen Grund in der Zeichnung gelegt" habe. In den zwanziger Jahren aber gab es geradezu einmal eine Zeichenschule in Leipzig, ein Privatunternehmen des Zeichenmeisters Paul Christian Zink. Dieser Zink, aus einer in Leipzig und Dresden verbreiteten Goldschmiedsfamilie stammend, hatte sich unter Fehling, dem ersten Direktor der 1705 gegründeten Dresdner Malerakademie, gebildet, war dann eine Zeit lang in London gewesen, wo ein älterer Bruder von ihm, Christian Friedrich, lohnende Beschäftigung als Emailmaler gefunden hatte, war aber später nach

Deutschland zurückgekehrt, hatte noch die Wiener Akademie besucht und sich dann in Leipzig als Zeichenmeister niedergelassen, und hier gab er nicht nur Privatunterricht in den Familien, sondern eröffnete Anfang der zwanziger Jahre in seiner Wohnung eine förmliche kleine Kunstakademie nach Dresdner und Wiener Muster, zu deren Besuch sich einige zwanzig junge Leute zusammenfanden. Da wurde nach Gips und nach dem Modell gezeichnet, radirt und in Kupfer gestochen. Auch Boetius gehörte eine Zeit lang zu seinen Schülern; er verließ seinen Goldschmied, kam zu Zink und wurde endlich dessen Vorzeichner, während Zink zu seinen adlichen Schülern ins Haus ging. Doch mochte wohl Leipzig für ein derartiges Institut damals noch nicht groß genug sein; die Herrlichkeit dauerte nicht lange, und Zink sah sich nach einem einträglicheren Geschäfte um. „Nachdem sich — erzählt Boetius — sowohl die großen adlichen als kleinen bürgerlichen Scholaren nach und nach verloren und immer weniger wurden, so setzte er seinen herrlichen Schatz von Kupferstichen, Zeichnungen und Mahlereien, die er besaß, ins baare Geld, legte sich durch Vorschub seines Bruders in England auf den Handel mit englischen Stahlwaaren, die in allen Professionen und Haushaltungen zu gebrauchen. Da konnte man bei ihm bekommen, in und außer der Messe, alle Sorten englische Feilen, dauerhafte große und kleine Coffeemühlen, künstliche Vorlegeschlösser, Sägen, Federmesser, Scheeren, Küchenmesser, Grabestichel, Meisel, Hämmer, Bleistifte und vielerlei Werkzeug für die Goldschmiede, Uhrmacher und andre Künstler." Mit diesem Stahlwaarenhandel — der Laden war in Auerbachs Hofe — scheint Zink gute Geschäfte gemacht zu haben. Dafür spricht das Geschenk, das er und seine Familie am Johannistage 1753 der Johanniskirche machen konnten: eine vollständige Altar-

und Kanzelbekleidung, die noch heute in der Kirche aufbewahrt wird. Die Stickerei derselben, bestehend aus kunstvoll durcheinander geschlungenen Blumen- und Blättergewinden, mit Silberdraht und bunter Seide auf weißem Gros de Tour ausgeführt, bildet zugleich eine Erinnerung an den trefflichen Zeichenmeister und eine Probe weiblicher Kunstfertigkeit aus dem damaligen Leipzig. Der ganze Schmuck ist von den Töchtern Zinks, namentlich der ältesten, Christiane Charlotte, nach der Vorzeichnung des Vaters gestickt worden — beiläufig: gewiß nicht das einzige Beispiel kunstvoller Frauenarbeit, wie sie damals in Leipzig gefertigt wurde; wissen wir doch, daß der reichgestickte Krönungsmantel, den 1742 die Kaiserin Elisabeth in Moskau trug, von dem Kaufmann Küstner in Leipzig bezogen und „durch die Frau Actuar. Weisen nebst ihrer Tochter verfertiget worden" war. Zink starb hochbetagt im Jahre 1770 als — Almosenempfänger, nachdem er jahrelang blind gewesen; er soll im Jahre 1756 in einer Nacht plötzlich die Sehkraft beider Augen verloren haben. Der Rat stiftete nach seinem Tode sein Bildnis, welches 1755 Lisiewsky, wohl für die Familie, gemalt hatte, auf die Stadtbibliothek, von wo es später in das Museum kam. Es stellt den wackern Zeichenmeister dar, wie er den Gipsabguß eines antiken Porträtkopfes abzeichnet.

Ist die Thätigkeit Zinks ein Beweis dafür, daß es schon damals in Leipzig auch dem bloßen Liebhaber, dem Kunstfreunde nicht an Gelegenheit fehlte, in der Ausübung der Kunst sich unterweisen zu lassen, so liegt es nahe, zu fragen, inwieweit auch durch Kunstsammlungen schon damals für Belehrung und Genuß der Bürgerschaft gesorgt war. Ausschließliche Kunstsammlungen dürfen wir ja in jener Zeit nicht voraussetzen. Alle unsre heutigen Spezialsammlungen bis zu den

neuesten Spielarten derselben, den historischen Museen, den ethnographischen Sammlungen und den Kunstgewerbemuseen, haben sich aus den alten Raritätenkammern entwickelt, die zugleich Naturalienkabinette, Sammlungen physikalischer Instrumente, Antikensammlungen, Bildergalerien und Kupferstichkabinette darstellten, aber auch sonst mit Kuriositäten aller Art gefüllt waren. An solchen Raritätenkammern hat es aber schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Leipzig nicht gefehlt; sie entstanden und wurden bereichert einerseits durch den holländischen Seehandel und die zahlreichen Verbindungen Deutschlands mit Holland, andrerseits durch die Bildungsreisen nach dem Süden und gelegentlich auch nach dem Orient, von denen jedermann mit Schätzen beladen heimkehrte.

Ein englischer Arzt, Dr. Eduard Brown, der 1673 auf Veranlassung der kgl. englischen medizinischen Gesellschaft eine Reise durch Europa unternahm, erzählt in seinen Aufzeichnungen über Leipzig unter anderm: „Im Rath zu Leipzig sind auch ansehnliche Leute: darunter sonderlich der Herr von Adlers-Helm, einer von den Bürgermeistern, ein höflicher, gelehrter Mann, und großer Liebhaber von Curiositäten, deren er viel mit sonderbarem Fleiß gesamlet hat. Er hatte fünff schöne Töchter, welche in allerley trefflichen und ungemeinen Arbeiten erzogen waren, als da sind, Zeichnen, Blumen-Mahlen, Einlegen von Perlemutter, und Steinen, und andere dergleichen: wie sie denn auch unterschiedliche Sprachen redeten, so sie in Holland, allwo sie eine Zeitlang erzogen worden, gelernet: Also, daß dieses Haus über die Massen ausstaffiret war mit den schönsten Sachen, so von seinen eigenen Kindern gemacht waren: und waren benebenst allda zu sehen die vornehmsten Curiositäten, so in Leipzig zu finden." Er zählt nun einige von den Stücken aus der Raritätenkammer des

Herrn Bürgermeisters auf; darunter befinden sich „die Hand von einer Sirene oder Meerfräulein," „ein Stück Holz, daran annoch das Blut von König Carl dem ersten aus Engeland zu sehen," aber auch „vielerley Japanische Gemählde, daraus man sonderlich abnehmen kan, auf was Weise sie ihre Jagten anstellen," „ein Gemählde von unserm Seligmacher, darinnen die Bündel mit Beylen zu sehen seyn, welche die Römischen Lictores getragen, und zur Erklärung der Passions-Historie dienlich seyn," endlich „ein Gemählde vom Kinder-Mord Herodis, von Albrecht Dürer gemacht."

In den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts fangen die Adreßbücher an, regelmäßig die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu verzeichnen. Da stehen in erster Linie die Gärten, von denen das Adreßbuch von 1746 allein 31 aufzählt. Dann folgt das zur Universität gehörige Theatrum anatomicum, wo es Skelette und Spirituspräparate zu sehen gab. In den vierziger Jahren kommen dazu mehrere in Privatbesitz befindliche Sammlungen, vor allen die Naturaliensammlung des Besitzers der Löwenapotheke Johann Heinrich Lincke und die Naturalien- und Kunstsammlungen zweier Kaufleute, der beiden Brüder Johann Christoph und Johann Zacharias Richter. Die Hauptsehenswürdigkeit Leipzigs aber in jener Zeit und das charakteristischste Beispiel einer Raritätensammlung der geschilderten Art war die Stadtbibliothek oder, wie sie damals noch hieß, die Ratsbibliothek.

Seit 1711 dem Publikum geöffnet, befand sie sich damals noch nicht, wie gegenwärtig, im Gewandhause — in diesen neuen, eigens für sie erbauten Saal wurde sie erst 1756 übergeräumt —, sondern auf dem „Alten Neumarkt" im ersten Stock des rechtwinklig an das Gewandhaus stoßenden Zeughauses, in dessen festgewölbtem Erdgeschoß die Waffenvorräte

der Stadt aufgespeichert waren, also an derselben Stelle, wo jetzt der alte Gewandhauskonzertsaal liegt. Hier war alles zu sehen, was das Herz sich nur wünschte: mathematische und physikalische Instrumente, Modelle von Maschinen, Erd- und Himmelsgloben, Mineralien und ein Herbarium, das zugleich Insektensammlung war, eine reiche Münzsammlung, eine ebenso reiche Kupferstichsammlung, Waffen, antike Gefäße und Bronzen, ägyptische Mumien, moderne plastische Arbeiten aus Marmor, Holz und Elfenbein, endlich eine große Anzahl von Porträts, biblischen, mythologischen und historischen Bildern, zum Teil den größten Meistern zugeschrieben, zum Teil aber auch eingestandenermaßen die Werke biederer Leipziger Innungsmaler, deren an den Rat abgelieferte Meisterstücke auf der Bibliothek angesammelt wurden. Der Rat wie seine einzelnen Mitglieder sorgten eifrig für die Vermehrung dieser Schätze. Im März 1735 wurden aus dem Nachlaß des in Dresden verstorbenen Feldmarschalls Reichsgrafen August Christoph von Wackerbarth für 209 Thaler Kunstgegenstände für die Bibliothek erworben, darunter das noch jetzt vorhandene elfenbeinerne Kruzifix mit den Allegorien der Wollust, der Hoffart und des Zorns von Balthasar Permoser und ein lebensgroßes Marmormedaillon Augusts des Starken von François Coudray (bezeichnet: F. Coudray fecit. 1720). Ratsherren, die größere Reisen unternommen hatten, brachten nicht selten der Bibliothek kostbare Handschriften oder Kunst- und Altertumsgegenstände mit. Kein Wunder, daß zu den stehenden „Divertissements," die damals dem kurfürstlichen Hofe bereitet wurden, wenn er nach Leipzig zu Besuch kam — und es geschah dies mit großer Regelmäßigkeit alljährlich zur Oster- oder zur Michaelismesse, mitunter auch zu beiden Messen —, den Vorlesungen einzelner Universitätsprofessoren in der

Paulinerbibliothek, einem Besuch des Apelschen oder des Großbosischen Gartens, italienischer Opera im Reithause, einer Fackelserenade der Studenten vor dem Absteigequartier des Hofes, Apels Haus am Markte, gelegentlich auch ein Besuch der Ratsbibliothek gefügt wurde.

Neben diesen größeren, dem Publikum geöffneten Sammlungen gab es aber auch kleinere und nur kleineren Kreisen zugängliche Privatsammlungen, wie die des Kaufmanns Zehmisch und Gottscheds, der, wie der junge Goethe in einer Epistel launig berichtet, auf dem Katheder damit prahlte, „wie vieles Geld ihm das und jen's gekostet hätte." Und hier sei zum Schlusse noch eines Mannes gedacht, der auf das Kunstinteresse und die Kunstanschauungen seiner Zeitgenossen von großem Einfluß gewesen ist und dessen Gestalt in einem Bilde der Kunstzustände Leipzigs in der Barockzeit nicht fehlen darf: des Leipziger Universitätsprofessors Johann Friedrich Christ, der in kunst- und literaturgeschichtlichen Werken wiederholt mit dem ehrenvollen Prädikat „der Vorläufer Winckelmanns" belegt worden ist.

Christ war 1700 in Coburg als Sohn eines dortigen Ratsassessors geboren, hatte sich eine vielseitige gelehrte und weltmännische Bildung erworben und, nachdem er verschiedene Hofmeisterstellen bekleidet hatte, sich 1729 an der Leipziger Universität habilitirt. 1733 und 34 begleitete er als Informator den jungen Grafen Bünau auf der üblichen Kavalierstour, wobei er den Grund zu seiner reichen Sammlung von Büchern, Handschriften, Münzen, Gemmen und Vasen und vor allem zu der kostbaren Kupferstichsammlung legte, die ein beträchtliches, vom Vater ererbtes Vermögen und seine Eheloſigkeit ihm später nach Lust und Laune zu vermehren erlaubten, und 1735 nahm er seine philologischen, literarhistorischen und

antiquarischen Vorlesungen wieder auf, die er dann auch ununterbrochen bis zu seinem Tode, 1756, fortsetzte. Viermal hat er das Rektorat der Universität bekleidet.

Christ war für seine Zeit ein Mann von erstaunlicher Universalität des Wissens und entfaltete demgemäß auch eine äußerst vielseitige schriftstellerische Thätigkeit. Aber auf ihr beruht nicht seine Bedeutung, denn Werke von bleibendem Werte hat er nicht geschaffen. Sie beruht vielmehr in seiner geistvollen Auffassung und Behandlung der Altertumswissenschaft, insbesondre darin, daß er die Grenzen derselben weiter steckte als bisher und die antike Kunst zuerst in ihr Gebiet hereinzog. Bis tief in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein blieb ja der Hauptzweck der philologischen Studien auf das Formale beschränkt. Nur selten und ausnahmsweise gingen Grammatik und Kritik ebensowohl wie die Auslegung der Realien darauf aus, einen tiefern Einblick in das gesamte antike Leben zu erschließen und so die Philologie zu dem zu machen, was sie ihrer höchsten Auffassung nach sein kann und soll: zur Geschichte. Die drei ersten Vertreter dieser Auffassung, die in der Geschichte der Altertumswissenschaft in Deutschland bahnbrechend waren, sind Johann Mathias Gesner, Johann August Ernesti und Johann Friedrich Christ. Aber Christ überragt noch seine beiden Zeitgenossen in der Betonung der sachlichen Erkenntnis des Altertums und vor allem darin, daß er das Studium der Kunst als eine notwendige Ergänzung zur historisch-philologischen Wissenschaft hinzunahm. Der große Schritt, den Winckelmann dann über ihn hinausthat, war der, daß er das Kunstwerk als solches und um seiner künstlerischen Form willen zum Gegenstande wissenschaftlicher Betrachtung machte; für Christ war auch das Kunstwerk noch immer wesentlich geschichtliches Denkmal und

geschichtliche Quelle. Immerhin hat er den ersten Grund zu einer wissenschaftlichen Behandlung der antiken Kunst gelegt und hat die alte Kunst selbst in den Kreis der Universitätsvorlesungen eingeführt.

Aber er war auch für seine Zeit ein gründlicher Kenner der neuen. Seine „Auslegung der Monogrammata" war ein ebensoviel benutztes Buch, wie das literarhistorische und archäologische Kompendium, das er namentlich für reiche adliche Studenten las, welche nach Ablauf ihrer Universitätszeit die übliche Bildungsreise antreten sollten, und das er durch Vorführung seiner Sammlungen erläuterte, ein vielbegehrtes und von den Studenten fleißig vervielfältigtes Kollegienheft bildete.

Die Anregungen, welche Christ gegeben, haben denn auch Jahrzehnte lang nachgewirkt. Seinen Spuren begegnet man überall in der Kunstschriftstellerei aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Der junge Goethe hörte ihn als Leipziger Student aus Oesers Munde preisen; Heyne bekannte dankbar, daß Christ ihn in die alte Kunst eingeführt habe, und setzte das Werk, das sein Lehrer in Leipzig begonnen, auf seinem Göttinger Katheder fort; Lessing, der während seiner Leipziger Studentenzeit in Christ den einzigen Mann gefunden hatte, dessen Richtung und Bildung seinen eignen Neigungen entgegenkam, sprach auch später noch mit großer Verehrung von ihm; im siebenundzwanzigsten seiner antiquarischen Briefe tritt er den Angriffen, die sich Klotz gegen Christ erlaubt hatte, mit den Worten entgegen: „Ich mag von Christen lesen, was ich will, ich lerne immer etwas. Es sollte mir lieb sein, wenn ich das auch von denen sagen könnte, die jetzt so verächtlich auf ihn zurückschielen."

Christ starb, nachdem er ein paar Jahre gekränkelt hatte, als Rektor der Universität am 3. September 1756, vor Schreck

und Entrüstung, wie man fabelte, über die Nachricht, daß die Preußen in Leipzig eingerückt seien.

Der Krieg, der damit ausbrach, schlug Leipzig schwere Wunden. Das Kunstleben der Stadt lag ganz darnieder. Als aber sieben Jahre später der Friede zurückgekehrt war, wurde ihm in der neugegründeten Zeichenakademie mit Oeser an der Spitze ein neuer Mittelpunkt und eine veränderte Richtung gegeben. Damit betreten wir wieder die bekannteren Regionen, von denen wir ausgegangen sind.

Verbotene Bücher.

Gewöhnlich ſagt man, daß die Haupturſache, weshalb der deutſche Buchhandel im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts von der Frankfurter Meſſe ſich mehr und mehr hinweggewandt und ſeinen Schwerpunkt nach der Leipziger Meſſe verlegt habe, in den Beläſtigungen und Verfolgungen zu ſuchen ſei, denen der Buchhandel des proteſtantiſchen Nordens von ſeiten der katholiſchen „kaiſerlichen Bücherkommiſſion“ in Frankfurt ausgeſetzt geweſen ſei. Dieſe Anſicht trifft auch gewiß das Richtige. Dennoch hat es Zeiten gegeben, namentlich Zeiten theologiſcher Kämpfe, wo auch in Leipzig der Buchhandel nicht auf Roſen gebettet war. Man braucht nicht zurückzugehen bis zur Reformationszeit, wo Herzog Georg von Sachſen, der erbitterte Gegner Luthers, jahrzehntelang, von der Leipziger

Disputation an bis zu ſeinem Tode (1539), die Verbreitung reformatoriſcher Schriften hartnäckig bekämpfte, auch nicht bis in die Zeit der calviniſtiſchen Fehden, wo der unternehmende, calviniſtiſch geſinnte Leipziger Buchhändler Ernſt Vögelin, um den Nachſtellungen des orthodox-lutheriſchen Kurfürſten Auguſt zu entgehen, ſeine Druckerei, ſeine Buchhandlung und ſeine Familie im Stiche ließ und ſich nach Heidelberg flüchtete, worauf der Kurfürſt ſeine Druckerei mit Beſchlag belegte und den ihm ergebenen Leipziger Bürgermeiſter Hieronymus Rauſcher als Verwalter hineinſetzte. Auch in einer Zeit, wo der Übergang des buchhändleriſchen Hauptgeſchäfts von Frankfurt nach Leipzig bereits eine vollendete Thatſache war, während der pietiſtiſchen Bewegung und der „Thomaſiſchen Händel" am Ende des ſiebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, und ſpäter wieder im Zeitalter der Aufklärung entfaltete die Leipziger Zenſurbehörde, wetteifernd mit dem Oberkonſiſtorium in Dresden, eine außerordentliche Geſchäftigkeit, Wachſamkeit und Strenge.

Wie in andern Univerſitätsſtädten, lag auch in Leipzig ſchon ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Bücherzenſur in den Händen der Univerſität. Nach mehrfachen Erlaſſen des Kurfürſten Auguſt aus der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts ſollten der Rektor und die Dekane der einzelnen Fakultäten an allen in Leipzig zu druckenden Büchern Zenſur üben. Ein Reſkript des Kurfürſten Johann Georg II. von 1661 ordnete an, daß die theologiſche, juriſtiſche und mediziniſche Literatur von den Dekanen der betreffenden Fakultäten zenſirt werden ſollte; in der philoſophiſchen Fakultät ſollte jeder ordentliche Profeſſor das Zenſurrecht über die in ſeine Wiſſenſchaft einſchlagenden Schriften haben, außerdem der Dekan über die Werke gemiſchten Inhalts. Für die

Unterſuchung und Beſtrafung von Vergehen gegen die Zenſurverordnungen gab es aber bis gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts kein feſtes Verfahren. Die Buchdrucker und Buchhändler galten zwar für „Univerſitätsverwandte“ und drängten ſich, wo es ihren Vorteil galt, gar zu gern in den Schatten der akademiſchen Gerichtsbarkeit. Dennoch konnte die Regierung für die Exekutive die Mitwirkung des Rates nicht entbehren, und ſo übertrug ſie ſchon ſeit der Reformationszeit durch das ganze ſechzehnte und den Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts hindurch den Schutz und die Wahrung ihrer Zenſurverordnungen und die Unterſuchung und Ahndung von Übertretungen derſelben bald dem Rate allein, bald dem Rate und der Univerſität zugleich, bald einem oder mehreren Profeſſoren und dem Rate zugleich. Erſt etwa ſeit 1630 erwuchs allmählich aus dieſen Faktoren eine beſondre „kurfürſtliche Bücherkommiſſion,“ vor deren Forum von nun an alle Preßvergehen und — wie gleich hinzugefügt ſein mag — alle Privileg- und Nachdruckſtreitigkeiten gewieſen wurden; aber auch ſie nahm erſt gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts die feſte Form an, unter der ſie dann unverändert das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch gewirkt hat.

Dieſe Bücherkommiſſion beſtand aus zwei Gliedern: aus einem Profeſſor der Univerſität und aus dem Rate der Stadt. Alle ihre Schriftſtücke tragen die Unterſchrift eines Profeſſors, und darunter die Worte: Der Rat zu Leipzig. In der Praxis beſtand die Kommiſſion freilich nur aus zwei Perſonen, aus dem betreffenden Profeſſor, dem dieſes Amt auf Lebenszeit übertragen war, und dem jedesmaligen Deputirten des Rates, der alljährlich bei der Ratswahl zu Bartholomäi (im Auguſt) neu ernannt wurde. Man richtete dabei ſein Augenmerk in der Regel auf Männer, die in literariſchen Dingen beſonders bewandert waren.

Das umfängliche Aktenmaterial dieſer Bücherkommiſſion, aus hunderten von Aktenbänden beſtehend, eine reiche Quelle für die Geſchichte des deutſchen Buchhandels, namentlich während des achtzehnten Jahrhunderts, bewahrt das Leipziger Ratsarchiv. Im nachfolgenden teile ich ein paar Leſefrüchte aus den Zenſurakten mit, die dem Literarhiſtoriker nicht unwillkommen ſein werden. Sie umſpannen die Zeit von Thomas und Gottſched bis zu Leſſing und Goethe.

Der erſte, der die Segnungen des neubefeſtigten Inſtituts zu ſchmecken bekam, war Chriſtian Thomas. Seit Luthers Tagen war niemand ſo planmäßig von den Leipziger Theologen verfolgt und gemaßregelt worden wie dieſer kühne Neuerer und Aufklärer. Das Schlimme war, daß gleich anfangs zwei ſeiner Hauptgegner, die beiden theologiſchen Profeſſoren Valentin Alberti und Benedikt Carpzow, nacheinander Mitglieder der Bücherkommiſſion waren, Alberti bis 1697, Carpzow bis 1699.

Thomas hat die Geſchichte ſeiner Verfolgung ſelbſt ausführlich erzählt im dritten Teile ſeiner „Juriſtiſchen Händel“ und im zweiten Teile ſeiner „Vernünfftigen und Chriſtlichen Thomaſiſchen Gedancken.“ In den erhaltenen Akten der Leipziger Bücherkommiſſion tritt uns der Anfang dieſer Streitigkeiten entgegen, der ſich an die von Thomas herausgegebenen „Schertz- und Ernſthafften Gedancken“ — die erſte in Deutſchland erſchienene Zeitſchrift in deutſcher Sprache — knüpfte.

Am 11. Januar 1688 ſandte Dr. Alberti von Dresden aus, wo er ſich damals aufhielt, ein an ihn und den Leipziger Rat gerichtetes Schreiben, das ihm in Dresden — natürlich auf ſeine Veranſtaltung hin — übergeben worden war, und das die Anzeige enthielt, daß unter verſchiedenen andern wider das letzte kurfürſtliche Zenſurpatent (1686) verſtoßenden

Schriften auch eine Schrift erſchienen ſei mit dem Titel: Schertz- und Ernſthaffter Vernünfftiger und Einfältiger Gedancken über allerhand Luſtige und nützliche Bücher und Fragen Erſter Monat oder Januarius. In einem Geſpräch vorgeſtellt von der Geſellſchafft derer Müßigen. Frankfurth und Leipzig, Verlegts Moritz Georg Weidmann Buchhändler, 1688. Die Regierung könne den Vertrieb dieſer Schrift unmöglich geſtatten, die Kommiſſion möge nach dem Verfaſſer und dem Drucker, ingleichen wer die Schrift zenſirt habe, Erkundigungen einziehen. Am 13. Januar langte der kurfürſtliche Befehl in Leipzig an, und ſofort wurde der Verleger Weidmann vor den Rat zitirt und aufgefordert, Autor, Drucker und Zenſor der Schrift ſeinen bürgerlichen Pflichten gemäß anzugeben.

Weidmann erklärte, den Autor könne er bona conscientia nicht nennen; die Schrift ſei zu Halle gedruckt, und gegenwärtig der Monat Februar bereits unter der Preſſe. Weil er des Werkes keine Scheu getragen, noch vermeint, daß es im geringſten etwas zu bedeuten haben ſollte, ſo habe er als Verleger ſeinen Namen auf das Titelblatt geſetzt. Auch werde bereits bei Ihrer Kurfürſtlichen Durchlaucht um ein gnädiges Privilegium angehalten, und er habe gute Hoffnung, es zu erlangen, weil die Schrift nicht nur bei vornehmen Miniſtris an Ihrer Kurfürſtlichen Durchlaucht zu Sachſen Hofe, ſondern auch an auswärtigen Höfen ſehr angenehm ſei. Der Autoren wären etliche, die aber ihre Namen verſchwiegen haben wollten, weil ſie andrer Bücher darin zenſirten. Dieſelben habe er auch bereits ein halb Jahr voraus kontentiret. Wenn allzuſcharf auf die Zenſur gedrungen werden ſollte, ſo würden die Buchführer in Leipzig noch ihre Nahrung verlieren, weil anderswo leichter zum Drucke zu gelangen ſei und doch hernach alles in Leipzig eingeführt würde. Er ſei im Begriff, einen unter-

thänigſten Bericht einzuſchicken, worauf hoffentlich eine andre gnädigſte Reſolution erfolgen werde.

Hierauf wurde Weidmann entlaſſen, jedoch für den nächſten Tag nochmals vor den Rat beſchieden. Er erſchien, erhielt dieſelbe Aufforderung wie tags zuvor, blieb aber bei ſeiner Erklärung und Weigerung. Nur fügte er hinzu, er werde an den Drucker nach Halle ſchreiben, der in zwei oder drei Tagen ohne Zweifel ſich ſelbſt und auch wohl die Autoren nennen würde; er für ſeine Perſon könne dieſelben nicht namhaft machen, wiſſe nichts von ihnen außer dem, was insgemein geredet werde und man etwa mutmaßte. Wofern er einen ohne genügſamen Grund benennete, könnte es ihm ſchwere Verantwortung bringen. Die Autoren aber würden ſchon bei Ihrer Kurfürſtlichen Durchlaucht ſelbſt einzukommen nicht unterlaſſen, worauf gewiß andrer gnädigſter Befehl zu hoffen wäre. Was das Verbot anlange, die Schrift zu vertreiben, ſo ſei davon einerſeits in dem kurfürſtlichen Befehl ausdrücklich nichts enthalten, daher wohl auch ein wohlweiſer Rat die Grenzen desſelben nicht überſchreiten werde. Andrerſeits liege die Schrift in allen Buchläden, werde öffentlich verkauft, und wenn er als Verleger allein dieſe Freiheit nicht haben ſollte, ſo würde es ihm ſchimpflich ſein, zumal da große Nachfrage nach dem Büchlein wäre. Der Rat erklärte ihm hierauf, es bleibe zur Zeit in jeder Beziehung bei der ihm gemachten Andeutung, und ſtattete am folgenden Tage über beide Verhöre nach Dresden Bericht ab.

Am 21. Januar lief, abermals mit einem kurzen Begleitſchreiben Dr. Albertis, der noch in Dresden verweilte, ein neuer Befehl des Konſiſtoriums ein, worin der Rat aufgefordert wurde, Weidmann anzuhalten, die Autoren und den Drucker „eidlich anzuzeigen.“ Darauf wurde der Verleger am 23. Ja-

nuar abermals vorgefordert und ihm der kurfürſtliche Befehl eröffnet. Weidmann blieb dabei, daß er mit gutem Gewiſſen den Autor nicht nennen könne. Insgemein werde geredet von Herrn Dr. Thomaſio und einigen andern, aber wer in Wahrheit der Autor ſei, könne er nicht ſagen. Der Freund, von dem er die Exemplare zum Verkauf bekomme, habe ihn hoch gebeten, ihn nicht zu nennen; ſoviel wiſſe er, daß die Schrift bei Saalfeld in Halle gedruckt werde.

Auf nochmaliges Drängen, denjenigen doch nur zu nennen, von dem er die Schrift bekommen habe, überreichte er folgendes Schreiben von Thomas' eigner Hand, welches ſich im Original bei den Akten befindet.

Magnifici
Hoch- Wohl- und Edle, Veſte, Hoch- und Wohlgelahrte
auch Hochweiſe
Großgönſtige Hochgeehrte Herren,

Ich vernehme, daß Dieſelben vigore erhaltener commission auß dem Hochlöblichen Ober Consistorio zu Dreßden bey Moritz George Weidmannen wieder den Autorem der ohnlängſt herausgekommenen Schertz und Ernſthafften Gedancken über luſtige und nützliche Bücher und Fragen inqviriret. Nun hat es damit kürtzlich dieſe bewandtnüß. Alß ich ohnlängſt von etlichen vornehmen Leuten, mit denen ich die ehre habe zu correnspondiren, erſucht worden ein journal des Scavans in teutſcher Sprache cum judiciis de auditoribus [lies: autoribus] zu ſchreiben, ich aber wegen meiner collegiorum und disputationum die müßige Zeit, ſo auff dergleichen ſachen gewendet werden muß nicht gefunden; habe ich etliche auswärtige gute Freunde vermocht, welche wenig zu verrichten haben, dieſes an meine Statt auff ſich zu nehmen; auch weil ich gemeinet, das hierbey etwas zu erwerben wäre, die unkoſten ſo zu deren verlag gehören, auff mich genommen,

weil wie bekannt, ich, alß von salariis publicis destituirt, honesto modo ſo gut leben muß als ich kann. Gleichwie aber in dergleichen ſchreibart da mann judicia von denen autoribus geben will, mehrentheilß gebräuchlich daß man die nahmen derer Autorum verſchweige, ich auch ſonſten kein buchführer binn; Alſo haben die Autores auch bey dieſen journal unter den nahmen der Geſellſchafft der Müßigen Jhre nahmen verbergen, und ich mit Herrn Moritz George Weidmannen ſolcher geſtalt handeln wollen, daß er Seinen nahmen auff das werck ſolte ſetzen laßen, das ich Jhm alle monat gedruckt zu überlieffern verſprochen, und von verkauffung iedes ſtücks 6. ₰. haben ſollte, wie in gleichen casu Herr Licientiat Mencke die Acta Eruditorum bey Herrn Gleditſchen und andern Buchhändlern zu verhandeln gewohnet. Wann dann hochgeehrte Herren, bey dieſer bewandnüß Herr Moritz George Weidemann von dem autore weiter keine nachricht alß bisher gemeldet geben kann, ich auch nicht gerne ſähe, daß er meinetwegen in ungelegenheit kommen ſolte; Alß habe ich bei dieſer commission interveniendo einkommen, und Meine Hochgeehrte Herren erſuchen wollen, dieſe meine Schriftliche erklährung denen Commission actis beyzulegen, und ermelden Herr Weidmannen hochgeneigt zu dimittiren oder doch zum wenigſten zuvor an das Hochlöbl. Ober Consistorium einen bericht zu erſtatten. Ich binn hierbey erbötig, daferne Seine Churfürſtliche Durchlauchtigkeit mich dieſes wercks halber fernerweit gnädigſt hören wollen, wieder diejenigen, ſo daßelbige ungleich angegeben haben, alle Zeit Unterthänigſte antwort einzuſenden, lebe aber dabey des Unterthänigſten Gehorſamſten vertrauens, es werde Seine Churfürſtliche Durchlauchtigkeit wieder meine wiederwertigen, die unter dieſer gelegenheit wie bißhero gar merklich geſchehen, mich nachdrücklich zu kräncken ſuchen, alß dero

Gehorſamſten Unterthanen in dero hohen Schutz nehmen, und verharre in übrigen

Meiner Großgönſtigen Hochgeehrten Herren

Dienſtfertiger

Leiptzigk d. 23. Januar 1688 Chriſtian Thomas

Als der Rat trotzdem Anſtalten traf, Weidmann einen Eid vorzulegen, erklärte dieſer, daß er den Eid, ſo wie er abgefaßt ſei, zwar ablegen könnte, da er aber ſein Lebtage in dergleichen Begebenheit noch keinen Eid geleiſtet, ſo bitte er, ihn hiermit nicht zu übereilen, ſondern bis morgenden Tages Bedenkzeit zu verſtatten.

Am folgenden Tage überreichte Weidmann ſeinerſeits ein Schreiben, worin er auseinanderſetzte, wie durch Thomas' Erklärung die Sachlage eine völlig veränderte geworden ſei, und bat nochmals dringend, ihn mit dem Eide zu verſchonen, worauf der Rat abermals an das Oberkonſiſtorium nach Dresden Bericht erſtattete. Leider brechen damit die Akten über dieſe Unterſuchung ab. —

Mit einem der zahlreichen reimfertigen niederſächſiſchen Poeten, mit Chriſtian Friedrich Hunold, bringt uns ein Aktenſtück aus dem Jahre 1706 in Berührung. Im Jahre 1705 wurden in den deutſchen Univerſitätsſtädten bald nach einander zwei Pasquille verbreitet, das eine in Verſen: Das Gecrönte M Auf Teutſch Magister Lobeſan, das andre in Proſa: Das Vertheidigte Herr Magister M. Wider eines ungenandten Pritſchmeiſters neu in Druck ausgegangenen erdichteten Magister Lobeſan. Gedruckt in der Magiſtermacherey bey Johann Tittelmann.*) Das erſte iſt eine unflätige Verhöhnung der in den

*) Beide auf der Leipziger Stadtbibliothek.

gelehrten Kreiſen herrſchenden Titelſucht, der von den Univerſitäten dadurch Vorſchub geleiſtet wurde, daß man bei der Verleihung des Magiſtertitels nicht auf die Kenntniſſe des Kandidaten ſah, ſondern ſich damit begnügte, die Promotionskoſten einzuſtreichen. Wie oft brachte lediglich der Geldſack der Braut oder des zukünftigen Schwiegervaters des Kandidaten den Magiſtertitel zuſtande! Das zweite iſt eine launige Gegenſchrift, die thatſächlich auf dasſelbe hinausläuft wie das erſte, obwohl ſie ſich den Anſchein giebt, als ob ſie mit großer Entrüſtung dieſe Anſchuldigungen zurückweiſe. Während dieſe zweite Schrift ſicherlich in Leipzig ihren Urſprung hatte — es heißt darin: Doctor Luther muß Doctor Nilhorn und M. Philippus Melanchthon auch M. Duntaxat neben ſich gehen laſſen, wie der Bürgermeiſter zu Leipzig den Bürgermeiſter zu Ranſtett, obwohl unter ihnen faſt infinita distantia iſt —, ſcheint die erſte in Hamburg erſchienen zu ſein. Wenigſtens wurde ſie im Jahre darauf wieder abgedruckt in den Theatraliſchen, Galanten und Geiſtlichen Gedichten von Menantes [d. i. Hunold], Hamburg, 1706 (S. 220 fg.), und ſo iſt denn auch Hunold jedenfalls der Verfaſſer derſelben, wiewohl er es in der Vorrede zu der erwähnten Sammlung ſeiner Gedichte lachend in Abrede ſtellt.

Das Verbot beider Pasquille in Leipzig war nur ein Nachſpiel der Angriffe, denen das erſte ſchon in Preußen ausgeſetzt geweſen war. Die philoſophiſche Fakultät in Königsberg hatte ſich bei König Friedrich darüber beſchwert, und dieſer darauf an ſeine Regierung folgenden Erlaß gerichtet:

Friderich König in Preußen ꝛc.

Unſern ꝛc. Wir communiciren Euch hiebey, was die Philoſophiſche facultät zu Königsberg, wieder den dortigen Buchführer Heinrich Boye, wegen einer, durch publiqve Feilhaltung

und Verkauffung divulgirten hiebeykommenden Paſqvils bey Uns allerunterthänigſt erreichen laßen. Wann nun dergleichen Außſtreuung eines Paſqvils nicht allein ein höchſtſtraffbahres Unternehmen, und denen Pflichten eines Buchführers zu wieder iſt, ſondern auch von der klagenden facultät ſolche Umbſtände dabey angeführet werden, wodurch unſer allerhöchſte Reſpect mercklich verletzet worden; Als befehlen Wir Euch hiemit in Gnaden, bemelten Heinrich Boye ſofort in Arreſt bringen zu laßen, und ihn, daß er alle Exemplaria, ſo er an bekante leuthe verkauffet, zurückſchaffen, und zuſambt denen, ſo Er noch hat, einlieffern, auch den Authorem und Verleger manifeſtiren ſolle, mit Ernſt und Nachdruck anzuhalten, und dem fiscali auffzutragen, dieſes frevelhafften beginnens halber, denen Rechten nach wieder Ihn zu verfahren, damit ſolches behörig beſtraffet, und Andern zum Abſcheu ein Exempel ſtatuiret werden möge. Wie Ihr denn auch den Authorem und Verleger, fals ſelbige entdecket werden, gleichfals beym Kopff zu nehmen, und Sie zu gebührender Straffe zu ziehen habt. Sindt ꝛc. Charlottenburg d. 6. Auguſti 1705.

Welches Ergebnis dieſes Vorgehen gehabt hat, iſt unbekannt. Ein Vierteljahr ſpäter wandte ſich die philoſophiſche Fakultät in Königsberg an die zu Leipzig mit folgendem Schreiben:

Amplissimae Facultatis Philoſophicae Spectabilis Domine Decane,

Wie auch ſämptlich-hochverordnete Herren Profeſſores,

HochEdle, Großachtbare und Hochgelahrte,

inſonders Hochgeehrte und allerſeits Hochgeneigte Herren,

Ewr: Spectabilität und Ewren Excellentien hiemit aufzuwarten, veranlaſſet uns ein gewiſſes abſcheuliches Paſqvill,

ſo auf den Gradum Magiſterii gemacht, unter dem Titul Das gekrönte M. oder Magiſter-Lobeſan, von dem hieſigen Buchführer, Boy allhier divulgiret worden, deſſen Abſchrifft wir hiermit überſenden. Sobald wir dieſer abſcheülichen Schrifft inne worden, haben wir alſofort bey Sr. Königl. Maj: unſerm allergnädigſten Könige und Herren, unſere empfindliche Klage eingegeben, und ſind eines ſolchen allergnädigſten Reſcripti, de dato Charlottenburg d. 6. Aug. wie es die Beyl. ausweiſet, gewehret worden. Alldieweil aber zu ſehen, daß Boy ſich ſehr angelegen ſeyn läſt, umb ſich von allem Reatu gäntzlich loßzumachen, und es dahinzurichten, damit das Paßqvill nicht zum Feur kommen möge; So haben wir zugleich Ewr: Spectabilität und Ewr: Excellentien zu Hülffe bitten, und dienſtfertig Sie erſuchen wollen, es geruhen Selbte wieder beſagtes Paſqvill, welches an Jhrem Orte häuffig ſeyn ſoll, ernſthaffte Nachfrage zuthun laſſen, wer der Autor, und Verleger deſſelben, item wo es gedrucket, auch wo immer möglich, es dahin richten zu helffen, daß alle Exemplaria davon durch den Scharffrichter mögen verbrandt werden. Es hat zwar der Buchführer Boy alhier aus einem Schreiben des Hrn: Gleditſchen von Leipzig den Hrn: M: NeüMeiſter, Hoffprediger zu Weißenfelß pro autore dieſes Paßqvills anzugeben ſich bemühet; allein Ehrengemeldter H: M. Neümeiſter hat ſolches in einem beſonderen Schreiben in ſehr empfindlichen Terminis von ſich abgelehnet, iſt es auch weiter via juris zu thun Vorhabens.*) Welches Wir Ewr: Spectabil. und Ewr: Excell: zur dienlichen Nachricht geben, die wir zu allen nur erſinnlichen Freündſchaffts-Er-

*) Mit dieſem Neumeiſter identiſch iſt offenbar „ein gewiſſer Meiſter in Weißenfels," der einer von Hunolds nächſten Freunden war, und mit deſſen Schweſter Hunold vor ſeiner Überſiedlung nach Hamburg ein Liebesverhältnis gehabt hatte. (Vergl. Allgem. Deutſche Biographie unter Hunold.)

weiſungen uns obligiren und nechſt Göttl. Empfelung, und dienſtfr. Begrüſſung, Lebenslang verbleiben

Ewr. Spectabilitaet, wie auch
Ewr: Excellentzien

Freünd- und dienſtwillige
Decanus, Senior und
ſämptliche Professores Ordinarii
der Philoſophiſchen Facultaet
alhier.

Königsb.
d. 9. Novembr.
A. 1705.

In Leipzig wurde die weitere Verfolgung der Sache bis zur Oſtermeſſe des folgenden Jahres verſchoben, und da inzwiſchen das erwähnte Gegenpasquill erſchienen war, ſo wurde das Verbot gleich auf dieſes und auch auf die Hunoldſche Gedichtſammlung mit ausgedehnt. Mitte April 1706 beſchwerte ſich die philoſophiſche Fakultät Leipzigs bei der Regierung über ſämtliche drei Schriften, und ſo erging unterm 19. April an die Bücherkommiſſion die Weiſung, ihren Vertrieb in Leipzig zu verbieten und allen Fleiß anzuwenden, den Autor der beiden Paſquille zu erfahren und zu gebührender Strafe zu ziehen. Einzeldrucke der beiden Pasquille konnten aber nirgends in den Leipziger Buchläden entdeckt werden. Dagegen mußte der Buchhändler Liebernickel aus Hamburg, der zur Leipziger Meſſe anweſend war, ſämtliche Exemplare des Menantes, die er in ſeinem Gewölbe hatte, herausgeben, worauf die Bogen, auf denen das „Gecrönte M“ abgedruckt war, konfiszirt wurden. Ohne Lügen ging es auch hier nicht ab. Liebernickel behauptete, daß „dieſes Ding“ ſchon vorm Jahre auf der Meſſe geweſen und von einem unbekannten Menſchen — der „gute Freund“ und der „unbekannte Mann“ entfalten in der Bücherherſtellung jener Zeit eine erſtaunliche Thätigkeit — herumgetragen worden ſei, da er denn ein ganz Buch von ihm er-

kaufet, ſelbige mit nach Hamburg genommen und allda unter die vermiſchten Gedichte mit eindrucken laſſen. —

Ein Aktenſtück aus den Jahren 1724 und 1725 gewährt uns einen Einblick in das Treiben der unter dem Weiſiſchen Einfluſſe ſtehenden Leipziger Univerſitätspoeten aus den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, an deren Spitze der junge Chriſtian Friedrich Henrici ſtand (als Dichter unter dem Namen Picander bekannt, nachmals der Verfaſſer einzelner Bachſchen Kantatentexte und der Bachſchen Matthäuspaſſion), und denen der junge Gottſched, ſobald er in Leipzig feſten Fuß gefaßt hatte, nachdrücklich entgegentrat. Anfang März 1724 überreichte Henrici der Bücherkommiſſion folgendes Schreiben:

Magnifice, Hoch Ehrwürdiger, Hoch Edle, Veſte, und
Hochgelahrte, auch Hochweiße
Hochgeehrteſte Herren!

Ew: Magnificenz Hoch Edl. und Hochweiß. Herr. geruhen aus der Beylage zuerſehen, was maßen Johann Gottlieb Bauch ein Buchdrucker im großen Fürſten Collegio alhier ſich nicht geſcheuet, eine Schmäh- und Ehrenrührige-Schrifft zudrucken, inſonderheit aber bin ich vor allen andern in dieſen Scripto mit unverantwortlichen Injurien ſo mir auch rechtlich zu vindiciren vorbehalten will, tractiret worden, als da der Verfaßer

1.) p. 6 lin. . . . mein Nomen fictum Picander |: von der Elſter :| lächerl. durchziehet, und lin. 20 mich einen wilden Hackſch genennet
2.) p. 7. lin. 3 einen Lügner betittult
3.) p. 10. bey Gelegenheit meiner aufgefangenen Briefe mich einen Spion geſcholten,
4.) p. 11. lin. 5 mich an einen mal honetten Orth verweiſet,

Weil nun dergleichen Unternehmen zu meiner gröſten Prostitution vorgenommen, und ich damit vor der Welt öffentl. blamiret werden ſoll; Alß erſuche Ew: Magnificenz Hoch Edl. und Hochweiß. Herr. hiermit gehorſamſt, meine Ehre und Renommée, davon ohne dem mein gantzes Glück dependiret hochgeneigt zu retten, ſo thane Schmäh-Schrifft gäntzl. zu unterdrücken, und ſolche weiter zu verkaufen, verkaufen zu laßen, zu verſchencken, oder ſonſt zu distrahiren, noch weiter aufzulegen, bemeldten Bauche zu unterſagen; Sothane Hochgeneigte Willfahrung werde mit gehorſamſten Dank erkennen, und allſtond verharren

Ew. Magnificenz, Hoch Ehrwürd., Hoch
Leipzig Edl. und Hochweiß. Herr.
am 6. Martij gehorſamſter Diener
1724. Chriſtian Friedrich Henrici.

Das Pasquill, welches Henricis Zorn erregt hatte, führt den Titel: Kurtze Nachricht Von dem Plisseniſchen Parnasso Des daſelbſt solenn-angeſtellten Dichter-Carnevals, entworffen, Von Verandern. Leipzig, druckts Johann Gottlieb Bauch.*) Wie Henrici ſich als der Dichter „von der Elſter" zu bezeichnen liebte, ſo war hier der ganze Kreis, dem er angehörte, als der „Parnaß an der Pleiße" verſpottet. Der Verfaſſer des Pasquills rät, ſich nicht um ſeinen wahren Namen zu bemühen.

Genung, daß dieſer dir durch dieſes Blat entdecket,
Wie unſer Helicon ſo voller Dichter ſtecket,
Die kaum zehn Secula vor dieſen auffgebracht.
So, daß ſich Phoebus ſelbſt den ſtarcken Kummer macht,
Woher er weiter hin die Lorbern nehmen ſolte,
Wenn jeder Dichter nur ein Bätgen haben wolte.

Dann werden die einzelnen Figuren des Karnevals geſchildert, hinter deren Masken die wirklichen Geſtalten zu erkennen heute

*) Ein Exemplar auf der Leipziger Stadtbibliothek.

freilich nicht mehr möglich ist. Der eine wird als Robinson, ein andrer als Peter Squentz, ein dritter als Tabaksbruder, ein vierter als Postkurier, ein fünfter als lahmer Bote vorgeführt. Der Postkurier ist noch nachzuweisen; es war ein stud. jur. Johann Gottfried Neubert, von dem ein unflätiges Machwerk, „Poetischer Post-Reuter," gerade in denselben Tagen vom Konsistorium bei der Bücherkommission denunzirt worden war. Nun wurden beide Schriften gleichzeitig konfiszirt und verboten.

Henrici scheint die Sache lange gewurmt zu haben. Im September des folgenden Jahres stand er selber vor der hohen Bücherkommission, um sich zu verantworten wegen eines Angriffs auf den Verfasser des „Plissenischen Parnaß." Am 29. August 1725 wurde der Buchhändler Boetius, der namentlich mit Flugschriften trödelte, vorgefordert, um Rechenschaft zu geben über einen von ihm vertriebenen Druck: Extract, Das Vte Stück von allerhand Nouvellen, Die Wahrheit, Schertz und Ernst der Welt vor Augen stellen. Es ist ein halber Bogen meist lasciven Inhalts, und am Schlusse steht eine gereimte Annonce, auf den „Plissenischen Parnaß" bezüglich, in der Verander ein grober Flegel genannt wird. Boetius nannte sofort den Verfasser. Der Autor sei Henrici, ein Studiosus, wohne in dem Hommelischen Hause auf der Reichstraße, der Drucker sei Bittorf vorm grimmischen Thore, ob die Schrift zensirt worden sei, wisse er nicht. Er für seine Person habe nichts Anstößiges darin gefunden. Hierauf wurde der Drucker belangt, der erst vor wenigen Wochen mit Weib und Kind nach Leipzig gezogen und noch garnicht in die Innung aufgenommen war. Er gestand, das Blatt gedruckt, sich aber nichts Schlimmes dabei gedacht zu haben, weil es schon das fünfte Stück gewesen sei. Endlich mußte Henrici selbst er-

ſcheinen, und als man ihm außer allerhand andern „bedenck-lichen expressiones" namentlich den „groben Flegel" vorhielt, erklärte er, wenn er gegen ſeinen Angreifer nicht gelinde verfahren ſei, ſo wäre es deshalb geſchehen, daß jener ſich nur melden möchte. Für die Zenſur der Schrift habe er nicht geſorgt, da dies dem Drucker zukomme.

Wer hinter dem Verander ſteckte, iſt nie ans Licht gekommen. Die Möglichkeit, an Gottſched dabei zu denken, iſt an ſich nicht ausgeſchloſſen. Gottſched war Ende des Jahres 1723 aus Furcht vor den preußiſchen Werbern von der Königsberger Univerſität geflüchtet und hatte ſich nach Leipzig gewandt. Seit dem 1. März 1724 gehörte er hier bereits zu den Mitgliedern der unter Menckes Schutz ſtehenden „Deutſchübenden poetiſchen Geſellſchaft" und ließ auch ſchon im Frühjahr 1724 unter dem Namen des „Deutſchen Perſius" eine Satire drucken, die in derſelben Richtung vorging wie der „Pliſſeniſche Parnaß." Doch wird man ſich damit begnügen müſſen, anzunehmen, daß Verander unter den Mitgliedern der Menckiſchen Geſellſchaft zu ſuchen ſei. Kurze Zeit darauf aber ſehen wir in der That Gottſched ſelbſt in Gefahr, mit der Leipziger Bücherkommiſſion in Konflikt zu geraten, und zwar wegen der von ihm begründeten Wochenſchrift „Die vernünftigen Tadlerinnen."

Dieſe Wochenſchrift iſt nicht, wie es nach den unbeſtimmten Angaben unſrer Literaturgeſchichten ſcheinen könnte, eine belletriſtiſche Zeitſchrift, in der Gottſched etwa die poetiſchen Erzeugniſſe andrer kritiſirt und ſeine eignen Anſichten über Poeſie vorgetragen hätte, ſondern es iſt eine der zahlreichen „moraliſchen" Wochenſchriften, die, nach engliſchem Vorbilde, in den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in Deutſchland aufkamen. Die erſte dieſer Art war — wenn wir abſehen

von den bereits 1721 in Zürich durch Bodmer und Breitinger begonnenen „Discursen der Mahler" — der in Hamburg erscheinende, von Brockes, J. A. Fabricius u. a. herausgegebene „Patriot" (1724 und 1725). Die zweite waren die „Vernünftigen Tadlerinnen," deren erster Jahrgang 1725 in Halle gedruckt wurde, während der zweite 1726 in Leipzig erschien. Zahlreiche ähnliche Blätter, die gleichzeitig an andern Orten Deutschlands gegründet wurden, brachten es meist nicht über die ersten paar Nummern hinaus. Nur der „Patriot" und die „Tadlerinnen" erlebten je zwei Jahrgänge. Die letztern wurden sogar 1738 und 1747 in Buchform nochmals neu aufgelegt.

Den Hauptinhalt der „Tadlerinnen" bilden kurze Aufsätze und Briefe, in denen die zahllosen gesellschaftlichen Untugenden, Geschmacklosigkeiten und Narrheiten jener Zeit verspottet und in charakteristischen Typen vorgeführt werden. Für die gesellschaftlichen Zustände aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bilden sie eine wichtige Quelle. Der Titel war dem englischen Tatler nachgebildet. Da aber Gottsched und seine Mitarbeiter, wie es im Vorwort zur zweiten Auflage heißt, die Absicht hatten, „dem deutschen Frauenzimmer ein Blatt in die Hände zu bringen, welches ihm zu einer angenehmen Zeitkürzung dienen und doch von nützlicherm und lehrreicherm Inhalte seyn sollte, als die gewöhnlichen Romane," so bedienten sie sich „des unschuldigen Kunstgriffes, sich selbst für Frauenzimmer auszugeben." Die einzelnen Aufsätze waren mit Calliste, Iris, Phyllis u. a. unterzeichnet. Dazwischen kamen Briefe mit allerhand andern Unterschriften zum Abdruck, die den Herausgebern entweder wirklich oder angeblich zugegangen waren, und die sie dann, mit Zusätzen, Nachträgen oder Entgegnungen begleitet, unter die Aufsätze mischten.

Die Zeitgenoſſen moquirten ſich gewiß vielfach über die Zeitſchrift. Man wollte darauf ſchwören — wie es in einem im Auguſt 1726 erſchienenen Flugblatte „An die Vernünfftigen Tadlerinnen“ heißt, als deſſen Verfaſſer ſich vor der Bücherkommiſſion Henrici bekannte —, daß die Tadlerinnen Allongeperücken trügen; man ſehe ja die Mannsfüße unter der weiblichen Kappe hervorragen und höre ſie ſo ſtark wie die gröbſten Fuhrleute tapſen. Mitunter würden gewiß gute Lehren von den Tadlerinnen gegeben, aber ihren Zweck würden ſie ſchwerlich erreichen. „Männerſtimmen klingen anſehnlich: Aber der Weiber Richten und Tadeln heiſſet Keiffen und Kleffen. Die weiblichen Gemüther ſind zur Galanterie beſtimmet, und haben das Recht nicht allgemeine Lehrmeiſter abzugeben. Es iſt zum wenigſten der weiblichen Artigkeit und Beſcheidenheit gantz zuwider. Es ſcheinet mir eben ſo poßirlich, als wenn eine Frau Profeſſorin ſich auf den Catheder ſetzen, und denen Studenten die Welt-Weißheit, oder eine andere Wiſſenſchaft vorleſen wolte.“ Auch das Beiwort „vernünftig,“ in welches Gottſched einen ganz andern Sinn legte als ſeine Gegner, erregte Anſtoß. „Sehet — ſchreibt Henrici —, wie unſre Tadlerinnen ſo vermeſſen ſind, und ſelbſt klatſchen, da ſie kaum ihre Comödie angefangen. Schlaget auf die groſſen Sitten-Lehrer unſrer Zeit, wie haben ſie ihre Blätter überſchrieben? Findet ihr nicht alles ſo beſcheiden, den Tatler, die Mahler, den Patriot. Alle überlaſſen das Beywort einem künfftigen Urtheil.“ Endlich ſprach man der Zeitſchrift auch die Originalität ab. „Berichtet mich doch — fragt Cordula in dem erwähnten Flugblatt ſchnippiſch die »Herren Tadlerinnen« —, ob es wahr iſt, ihr hättet aus dem Spectateur vieles zu euern Blättern entlehnet.“

Nicht lange, ſo gerieten die „Tadlerinnen“ auch mit der

Zenſurbehörde in Konflikt. Sie hatten ſich nicht damit begnügt, ihre moraliſchen Abhandlungen mit hypothetiſchen Beiſpielen zu illuſtriren, ſondern hatten wiederholt ihre Figuren direkt aus der Leipziger Geſellſchaft entlehnt, ſo deutlich, daß man mit Fingern auf ſie weiſen konnte.

Am 4. September 1726 wurde beim Rate der Stadt „angebracht" — von wem, verſchweigt das Protokoll —, daß im 25. Stück der „Tadlerinnen" Herr Dr. Hölzl auf eine ungebührliche Art angegriffen worden ſei, weil er den Antrag, den der Autor jenes Aufſatzes bei der Jungfrau Wincklerin gethan, nicht ſekundirt habe, und im 28. Stück werde Herr Dr. Örtel nebſt ſeinem Herrn Vater boshafter Weiſe durchgezogen und gewiſſer Untugenden beſchuldigt, deren ihn jedermann, der nur einige Kenntnis von ihm habe, ſicherlich freiſprechen werde. Es wäre ſchlimm, wenn alles, was in Leipzig vorgehe, dem Urteil des Autors unterworfen ſein nnd von ihm den Ausſchlag, ob es gut oder übel ausgeführt worden, erhalten ſollte. Der Rat werde erſucht, in dieſer Sache gebührend zu inquiriren und nach Befinden die „Tadlerinnen" zu konfiszíren.

Schlägt man die angegebenen beiden Nummern auf, ſo findet man im 25. Stück einen Aufſatz, in dem Calliſte „einmahl armen, aber dabey geſchickten und tugendhafften Mannsperſonen das Wort redet." Sie erzählt, wie Chloris, ein wohlgeartetes Kind von vierzehn Jahren, einen Verehrer gefunden habe, dem auch ſie heimlich zu verſtehen gegeben habe, daß ſie ſeine Feindin nicht ſei. „Allein was geſchieht? Chloris war eine Wayſe, und ich weiß nicht, wie es kam, daß Herr Scharffſicht, ihr Vormund, dieſe hervorſproſſende Liebes-Pflantze gar zu zeitig gewahr wurde. Augenblicklich bediente er ſich aller Mittel, dieſelbe in ihrer Geburt zu erſticken. Warum das?

Chloris iſt reich; und Thyrſis ihr Verehrer trägt ſein gantzes Capital nur im Kopfe. Urſache genug, ſein Glück zu hindern!" Als das Verdrießlichſte bei der Geſchichte ſtellt es die Erzählerin hin, daß Herr Scharffſicht ſelbſt erſt „durch die Heyrath einer alten und reichen Wittwe Gelegenheit bekommen, ſeiner Gelehrſamkeit, durch Annehmung der Academiſchen Würden, das äußerliche Anſehen zu geben, und ſich dadurch in einer fremden Stadt, wo er weder Freunde noch Gönner gehabt, bis zu den höchſten Würden zu ſchwingen." Im 28. Stück wird ein Unzufriedener, ein ewiger Wünſcher, Herr Nimmerſatt, dem Zufriedenen, Herrn Guthertz, gegenübergeſtellt. Herr Nimmerſatt beneidet namentlich einen jungen Herrn Trax, den einzigen Sohn eines vornehmen Kaufmanns. „Iſt er, fragt der Neidiſche, eines ſolchen Glückes wohl würdig, als er vor ſo vielen tauſenden beſitzet? Der Müßiggänger weiß von keiner Arbeit. Von Jugend auf iſt er in aller Zärtlichkeit erzogen. Hernach iſt er mit vollen Beuteln und offenen Wechſelbriefen durch alle polite Provintzien von Europa gereiſet. Itzo iſt er zurücke gekommen. Sogleich hat er vor Geld alle Titel, die er ſich nur gewünſchet, erlangt, und nunmehro heyrathet er auch eines der artigſten Frauenzimmer, die wir bey uns haben.... Womit hat er ſich in der Welt hervorgethan? Womit verdienet ers, daß ihm itzo alles Reverentze macht? Was hat er vor ein Recht in vergüldeten Kutſchen zu fahren, da andre ſeines gleichen zu Fuße gehen?"

Die verräteriſchen Akten plaudern uns nun nach mehr als anderthalb Jahrhunderten noch aus, daß Chloris und Thyrſis, Scharffſicht und Trax keine fingirten Perſonen waren, ſondern in dem damaligen Leipzig leibhaftig umherliefen. Herr Scharffſicht war der Leipziger Ratsherr und Prokonſul Dr. Hölzl, die ſchöne Chloris ſein Mündel, Jungfer Johanna Salome

Wincklerin, die Tochter des verstorbenen Kauf- und Handelsherrn Gottfried Winckler. Mit dem reichen Trax war der junge Dr. Oertel, Ratsherr und Assessor des Oberhofgerichts und des Konsistoriums, gemeint, und der verdrängte Freier der Chloris war, wie uns zum Überfluß die erwähnte Zuschrift an die „Tadlerinnen" verrät, ein junger Prediger, der, sobald er von der Kanzel war, sich zu Hause umkleidete, um Chloris auf dem Kirchwege noch sein Kompliment zu machen.

Sobald die Beschwerde, jedenfalls durch die Verspotteten selbst, beim Rate angebracht war, wurde der Verleger der „Tadlerinnen," der Buchhändler Andreas Braun, vorgefordert und sagte aus, der Autor der Zeitschrift sei Herr Mgr. Gottsched; zensirt habe sie Herr Jenichen — Professor der Moral und der Politik, damals Zensor für die philosophische Fakultät —, wie durch dessen eigenhändige Unterschrift auf dem Manuskript bewiesen werden könne. Die Beleidigten verlangten hierauf, daß die Sache zu fernerem gebührenden Verfahren an die Universität gebracht und diese ersucht werden möchte, Herrn Mgr. Gottsched eidlich anzeigen zu lassen, wer ihm zu dieser Bosheit von Manns- oder Weibspersonen Anlaß gegeben. Darauf wurde der Bücherinspektor in den Braunschen Buchladen geschickt, um sämtliche Exemplare der „Tadlerinnen" wegzunehmen und die fernere Kontinuation der Zeitschrift zu verbieten. Braun lieferte auch die Exemplare des laufenden Jahrganges aus, behielt sich aber vor, bei der Bücherkommission „mit seiner Notdurft darwider einzukommen." Tags darauf machte er eine schriftliche Eingabe bei der Kommission, in der er erklärte, daß er die Exemplare „mehr aus regard und respect, als es ihm bei einem censirten Werckchen würde haben können zugemutet werden, extradiret habe"; er sei außer aller Verantwortung, da alle Stücke der Zeitschrift gebührend zensirt

worden ſeien, und wolle der Bücherkommiſſion zur Erwägung geben, ob, wenn in den angezogenen Stücken ſich einige Anzüglichkeiten eingeſchlichen hätten, deshalb auch andre Stücke, „deren jedes a part distrahiret wird," mit abzufordern möchten geweſen ſein. Schließlich beantragte er, daß ihm die unbeanſtandeten Nummern zurückgegeben und ihm verſtattet würde, dieſes moraliſche Werkchen nach vorausgegangener gehöriger Zenſur auch in Zukunft ungehindert zum Druck zu befördern.

Die Bücherkommiſſion berichtete hierauf an den Rektor der Univerſität, überließ dieſem das weitere Verfahren gegen Mgr. Gottſched, ſtellte auch einige Tage ſpäter dem Buchhändler die konfiszirte Zeitſchrift mit Ausnahme des 25. und 28. Stückes wieder zu und referirte am 4. Oktober über den bisherigen Verlauf der Sache an die Regierung. Dieſe forderte die Univerſität zur Berichterſtattung auf und erhielt von dieſer die Erklärung, daß Mgr. Gottſched ſich zwar zu ſolchen Piecen bekannt, daneben aber vorgewendet, daß er die darin befindlichen Briefe nicht gefertigt habe, ſondern daß ſelbige dem Verleger sub fictis nominibus zugeſchickt würden, auch dabei zwei Studenten, Juncker und Mgr. Frick, namhaft gemacht habe. Die Regierung ſandte dieſe Erklärung an den Rat und forderte, indem ſie alle Schuld dem Verleger zuſchob, der hätte wiſſen müſſen — was ſchon zu verſchiedenen malen anbefohlen worden ſei —, daß unter erdichteten Namen nichts veröffentlicht werden ſolle, den Rat auf, den Buchhändler nochmals umſtändlich zu vernehmen und ihn dabei zu ermahnen, daß er ſeine Ausſagen ſo einrichten ſolle, daß er ſie allenfalls eidlich beſtärken könne.

Darauf wurde Braun am 18. November nochmals vorgefordert und beſtätigte zunächſt, daß Gottſched die in den „Tadlerinnen" ſtehenden Briefe nicht ſelbſt fertige; ſie würden

vielmehr ihm, dem Verleger, teils auf der Poſt, ohne Namen und Ort zugeſchickt, teils in ſeinen Buchladen gegeben. So hätten ihm z. B. Ernſt von Cypreſſenwald und Francisci ſolche Briefe geſchickt; ferner wären ihm dergleichen von Dresden, Jena, Halle, Straßburg und Darmſtadt unter fingirten Namen oder ganz ohne Namen zugeſandt worden. Wer unter den Pſeudonymen zu verſtehen ſei, insbeſondre ob Francisci Mgr. Frick und Cypreſſenwald Juncker ſei, wiſſe er nicht. Er korreſpondire mit niemand deswegen, ſpreche auch niemand darum an. Auf den Einſendungen ſtünde gewöhnlich außen: „An Brauns Erben," inwendig: „An die Tadlerinnen." Auf die Frage, warum er gegen das Verbot die Zeitſchrift unter fingirten Namen habe drucken laſſen, berief er ſich darauf, daß er die Sachen habe zenſiren laſſen, der Herr Zenſor müſſe das verſtehen. Übrigens würden die meiſten Journale ohne Namen oder unter fingirten Namen gedruckt, und wenn ſolches verboten werden ſollte, dürfte der Buchhandel großen Abbruch erleiden.

Der Rat berichtete dieſe Ausſagen wieder getreulich an das Konſiſtorium und erhielt von dieſem den Auftrag, dem Verleger ſein Vergehen zu verweiſen und ihm allen Ernſtes aufzuerlegen, daß er dergleichen Briefe, wo er des Autors nicht genugſam verſichert ſei, nicht weiter annehmen, ſondern entweder remittiren oder der Bücherkommiſſion zur ferneren Einſendung an das Konſiſtorium zuſtellen, die übrigen Briefe aber und beſonders was Mgr. Gottſched ſelbſt ſchreibe, jedesmal gehörigen Orts zur Zenſur einreichen ſolle, weswegen auch der Univerſität noch beſondrer Befehl zugegangen ſei. Damit hatte dieſer Handel glücklich ſein Ende erreicht. —

Es iſt nicht zu verwundern, daß die Geſtalt Gottſcheds uns im Laufe der nächſten Jahrzehnte noch öfter in den Akten

begegnet. Aber selbst seine „fleißige Gehilfin" setzte die Federn der hohen Zensurbehörde in Bewegung. In der Michaelismesse 1736 fahndete die Kommission auf eine „ärgerliche Schrift," betitelt: „Die Pietisterei im Fischbeinrocke." Die Buchhändler Richter und König hatten sie aus Hamburg mitgebracht, wohin sie wieder von Rostock aus geschickt worden war; König hatte gleich in der ersten Meßwoche 150 Exemplare davon verkauft. Ob man damals wohl geahnt haben mag, aus welcher Feder diese „ärgerliche Schrift" geflossen? „Die Pietisterei im Fischbeinrocke oder die doktormäßige Frau" war ein Lustspiel, welches die frömmelnden, mit theologischem Gezänk sich befassenden Frauenkonventikel jener Zeit verspottete, und die Verfasserin lebte seit anderthalb Jahren in Leipzig; es war die witzige junge Frau Gottschedin, die mit diesem Stück ihre erste dichterische Leistung gegeben hatte; in Rostock war es „auf Kosten guter Freunde," wie es auf dem Titelblatte heißt, zum Druck befördert worden.*) —

Auf einen besonders interessanten Fall stoßen wir in einem Aktenstücke aus dem Februar 1751. Danzel führt in seinem Buche über Gottsched (S. 241) als Beweis dafür, bis zu welcher Leidenschaftlichkeit sich das feindselige Verhältnis zwischen Gottsched und den Schweizern schließlich steigerte und wie Gottsched jede Gelegenheit benutzte, welche ihm Waffen gegen die Schweizer in die Hände gab, folgenden Brief an Gottsched aus Schaffhausen vom 28. Dezember 1750 mit der pseudonymen Unterschrift Sanonomotuski an.

Der freudige Zuruff an das Schweitzerland ist endlich in Zürich angelanget und hat die Vermuthete Würkung gehabt.

*) Ein Exemplar mit dem Druckjahre 1737 auf der Leipziger Stadtbibliothek. Goedeke giebt 1736 an.

Breitinger iſt ſeinen Mitbürgern zum geſpött worden. Vile, die zuvor über ſeine grobheit gegen gelehrte und verdiente leuthe erbittert geweſen, ſind nun gäntzlich wieder ihn mitgebracht [?] und ſagen, er ſeye mit gleicher müntz bezahlt worden. Andere, die ihn für etwas groſſes und für einen Mann gehalten, der ſeiner Vaterſtadt ehre gebracht, ſagen itzt, ſie hätten nicht gemeinet daß Breitinger ein ſolcher Pedant und Plagiarius wäre. Inzwiſchen iſt er ſehr ergrimmt. Der groſſe Philoſoph hat keinen Troſt von ſeiner Philoſophie. Er ſchnaubet nach Rach. Morgenz um 8 uhr wurde der Zuruff ausgepacket. bis zu mittag gab der Buchhändler ein Dutzent hinweg. Um 1 Uhr kam befehl an ihn von dem censuramt, daß er kein Exemplar mehr verkauffen ſollte, ſintemahl der Hr. Breitinger, der ſelber censor iſt, dieſe ſchrift vor eine Pasquill wollte gehalten haben. gleich darnach wurde der Buchhändler vorgefordert und ihm bey ſeinem Eid aufgelegt, diejenigen anzuzeigen, an welche die Exemplare Vormittags verkaufft worden, und die übrigen auszuhändigen. obwohl derſelbe am gleichen tage noch wol [?] hätte verkaufen können, war er doch gehorſam in allem. Deſſen ungeachtet hat ihn die censur noch ſcharff geängſtiget und ängſtiget ihn jetzt noch, denn er ſoll die verkauffte alle wieder zu henden bringen und übergeben. Einige leuthe haben ihm gewillfahret, andere nicht. Es iſt auch alles umſonſt, denn es ſind viele Exemplare ohne des Buchhändlers verſchuld debitirt worden und iſt faſt kein Bürger, der dieſe Schrift nicht geleſen hette. was ſie in andern Städten des Schweitzerlandes ausrichten werde, ſtehet noch zu vernehmen. Breitinger hat anfänglich gemeint, Herr Schwartz ſey der Verfaſſer. Nun hat er ſeinen Sinn geändert, und meynt den Sanonomotuski errathen zu haben. Es kan auch ſeyn, aber er kan es nicht erweiſen. wenn er es erweißen

könnte, ſo würde es ihm an grauſamer Rach nicht manglen, weil er bey der Inquisition alles vermag. Ich zweifle nicht, er werde alles anwenden, durch ſeine Freunde in Leipzig, damit er hinlängliche beweiſtümer zu henden bringe, denn der Buchhändler hat ſagen müſſen, wer ihm die Exemplare zugeſchickt. Ich bitte demnach Ew. Hochedelg. das nothwendige vorzukehren, damit er auf keinen grund komme, beſonders ſehen Sie doch zu, daß Sie die Handſchrift in ihrer eigenen Verwahrung behalten. Ich werde indeſſen nächſtens etwas überſchicken, das dem Breitingerſchen credit gar den Boden ausſtoſſen wird, denn es wird ſeine Einſicht in die Theologie, Philoſophie und Hiſtorie gar blos ſtellen. Ich vertraue indeſſen zu Ew. Hochedelgeb. großmüthigkeit, daß Sie vor meine Sicherheit wachen werden und gebe mir die Ehre dieſelbigen zu verſichern, daß ich immerhin ſeyn werde ꝛc.

Mit dieſem Briefe hat Danzel augenſcheinlich nichts rechtes anzufangen gewußt. Man ſieht ja ungefähr, um was ſichs handelt: um ein Pasquill gegen Breitinger, das in der Schweiz geſchrieben und in Leipzig gedruckt worden war, und bei deſſen Druck es Gottſched nicht verſchmäht hatte hilfreiche Hand zu leiſten. Vollſtändige, oder wenigſtens beinahe vollſtändige Aufklärung über den Vorgang — nur der maskirte Verfaſſer bleibt unenthüllt — gewährt unſer Aktenſtück von 1751. Schlagen wir es auf, ſo fällt unſer Blick ſogleich auf folgenden eigenhändigen Brief Breitingers:

Hochgeachte, Hoch Edel Gebohrne, Hochweiſe, Hochgelehrte,
Fürtreffliche Herren

Da ich mir einerſeits vorſtelle, daß Euer Hoch Edel Gebohrnen, des zu der Censur der Bücher verordneten Hochweiſen Collegii, Hoch Obrigkeitliche Fürſorge und Bemühung vornehmlich dahin gerichtet iſt, um den Gebrauch der bey

Ihnen ſtark florirenden edeln Kunſt der Buchdrückerey und der damit verknüpfften Freyheit der Buch Handlung, zum Schutz und Beförderung der Weisheit und Tugend, gegen alle gewinnſüchtige und Geſetzloſe Ausſchweiffungen der menſchlichen Boßheit in gebührenden Schranken zu halten, und die etwann Gewalt und Unbill leidende Muſen vor allem Schaden zu ſichern: Anderſeits aber mehr als wahrſcheinlich iſt, daß ein paar meiner ungerathenen Mitbürger, um ihre boßhaffte Verleumdung durch den Druck deſto ungehinderter auszubreiten, unter verdeckten Nahmen und heimlicher Verſendung der Exemplarien nach Leipzig dero fürſichtige Wachſamkeit und gerechte Ahndung auf eine ſchimpffliche und betrügliche Weiſe zu hintergehen ſich vermeſſen dörffen: So darff ich hoffen, daß Euer Hoch Edelgebornen meine Kühnheit nicht in Ungnaden verdenken werden, da ich mich unterſtehe Hoch Dieſelben, mit der tieffeſten Ehrerbietung und ganz getroſt, hiermit um dero hohen Schutz Schrifftlich anzuflehen, in einer Angelegenheit, die nicht ſo faſt meine eigene Ehren-Rettung, als vielmehr die gemeine Sicherheit aller derer, die ſich die Aufnahme nützlicher Wiſſenſchaften ernſtlich angelegen ſeyn laſſen, betrifft. Es iſt nemlich durch hinterliſtige Veranſtaltung obbeſagten verkappten Schrift Stellers und ſeines Verlegers (: die wahrſcheinlich beide in der Schweitz zu Hauſe ſind:) eine Schrift von 2. Bogen, unter dem Titul:

„Sanonomotuskis von Sanonomotuskium freudiger Zu-
„ruff an das Schweitzerland von wegen der glücklichen
„Erfindungen, welche der Tit. J. J. Breitinger ꝛc ꝛc
„neulich ruhmwürdigſt an den Tag gegeben hat. Frey-
„burg in Nüchtland. 1751. in 8°."

nicht nur in dem Groſſiſchen Meſſ Catalogo auf Michaelis vorigen Jahres öffentlich angekündiget; ſondern auch muth-

maßlich erſt gegen das Ende beſagter Meſſe, bey vielen Exemplaren heimlich in Leipzig hineingeworffen, und in die Hände daſiger Buch Händler geſpielt worden; worvon unſer Buchführer Heidegger für ſich allein 50. Stk. durch ſeinen Commissarium von Hr. Löw, Buch Händler empfangen zu haben vorgiebt. Wann nun ebenbemeldte boshaffte Schrifft von einem allhieſigen Hochlöbl. Collegio der zur Censur der Bücher Hochobrigkeitl. verordneten Herren durch einen Actum publicum, wie Beylage zeiget, in allen hier gedrückten öffentlichen Zeitungen als eine notoriſche Schmäh- und Läſter-Schrifft iſt verrüfft und verurtheilt worden; So ſtehe in der gänzlichen Zuverſicht auf Euer Hoch Edelgebohrnen Preiswürdige Liebe zur Gerechtigkeit, daß Hoch Dieſelben nicht geſtatten werden, daß dieſer in ſeinem Vaterlande für infam erklärte Verläumder mit dieſem ſeinem Schmäh-Libell, wie er ſich auf eine unverſchamte Weiſe ſelbſt hat bereden dörffen, bey und hinter Ihnen eine frey Stadt finden werde, von wannen er ſeine gedrückten Verläumdungen ungeſtört und gleichſam zum Trotz ſeiner angebohrnen Obrigkeit und der angefochtenen Unſchulde weiter durch ganz Deutſchland ausſtreuen könne. Werden Euer Hoch Edelgebohrnen auf dieſe Anzeige hin zufolg meiner ganz angelegenen Ehrerbietigen Bitte, Sichs gefallen laſſen, durch Ihr hohes Anſehen die boßhafften Abſichten und Anſtalten meines Verläumders in ihrem Fortgange zu hämmen und öffentlich zu Schanden zu machen: So werden Sie dardurch den wohlverdienten Ruhm Ihrer Gerechtigkeit und die Sicherheit der Unſchulde in ein helles Licht ſetzen, und der Welt eine neue Probe geben, wie ſehr Hoch Denenſelben die Aufnahme der Gelehrſamkeit am Herzen liege, und wieviel hinwiederum die ſonſt ſchüchterne Muſen auf dero Schutz ſich zu verlaſſen haben: Mir aber wird dadurch ein ſtarker Beweggrund an die Hände

wachſen, dem Oberſten Beherrſcher der Welt für die Erhaltung und den beharrlichen Wolſtand dero verehrungswürdigen Perſonen deſto eiffriger anzuflehen, und nächſt meiner gehorſamſten Empfehlung mich zu unterſchreiben als

Euer

Meiner Hochgeachteten, HochEdelgebohrnen
Hochweiſen, Hochgelehrten
Herren Herren

Zürich d. 3t. Hornung. 1751.

deemüthig-gehorſamſten Diener
Johann Jacob Breitinger,
Prof. Ling. Graec. und des Stiffts
zum Groſſen Münſter.

Dieſem Briefe beigefügt war ein Exemplar des „Freudigen Zuruffs“*) und ein Ausſchnitt aus den bei Heidegger u. Co. erſchienenen Züricher Nachrichten, worauf das durch die Züricher Bücherzenſur am 14. Januar 1751 ausgeſprochene Verbot der Schrift abgedruckt war. Das Pasquill ſelbſt iſt eine bittre, aber, wie es ſcheint, nicht unverdiente Verſpottung Breitingers als Philoſophen und als nenteſtamentlichen Textkritikers und kehrt ſich namentlich gegen zwei Schriften von ihm, eine Abhandlung, in der Breitinger „die Stärke des Grundes, den man von der Übereinſtimmung der Menge herzuleiten pflegt, vernichtet“ zu haben meinte, und eine andre, in der er „die Gründe, mit denen gewöhnlich die Echtheit des Schluſſes im Vaterunſer verteidigt wird, beſcheiden erwog.“**) Von der

*) Auf der Leipziger Stadtbibliothek.

**) 1) Dissertatione logica vim argumenti, quod a consensu multitudinis duci solet, explodit etc. — 2) Dissertatio Epistolica, qua argumenta, quibus clausulae orationis Dominicae ἀνθεντια vulgo propugnari solet, modeste expenduntur.

erſten Abhandlung wird nachzuweiſen geſucht, daß ſie zum guten Teil aus Bayle abgeſchrieben ſei.

Breitingers Brief langte am 15. Februar in Leipzig an. Acht Tage ſpäter, am 23. Februar, zitirte die Bücherkommiſſion den Chef der Großiſchen Buchhandlung, welcher einräumte, den Titel der fraglichen Schrift wohl zu kennen, ihn auch auf Antrag des Leipziger Buchhändlers Löwe in den Meßkatalog aufgenommen zu haben. Den Katalog habe der Dekan der philoſophiſchen Fakultät, Herr Profeſſor Gottſched, zenſirt und nichts dagegen zu erinnern gehabt. Noch an demſelben Tage wurde der Buchhändler Löwe vernommen und ſagte aus: Er habe die Schrift von einem ihm unbekannten Studenten erhalten, an den ſie geſchickt worden ſei, und weil er ſie hier drucken zu laſſen willens geweſen, ſo habe er ſie von Herrn Profeſſor Gottſched gehörig zenſiren laſſen. Da er ſie aber vor der Michaelismeſſe nicht mehr habe gedruckt bekommen können, ſo habe er ſie in Halle drucken laſſen, nachdem ſie dort nochmals zenſirt worden ſei. Wer der Autor ſei, wiſſe er nicht. Ebenſowenig könne er den Zenſor und den Drucker in Halle angeben, weil er den Druck durch einen guten Freund habe beſorgen laſſen. Er geſtand, daß er an Heidegger in Zürich fünfzig Exemplare geſchickt, leugnete aber, daß er noch Exemplare vorrätig habe; er habe ſie faſt alle ſchon in der Michaelismeſſe verkauft. Die Kommiſſion bedeutete ihm hierauf, ſich nach dem Zenſor und Drucker in Halle zu erkundigen und kein Exemplar der Schrift weiter zu verkaufen.

Inzwiſchen hatte Breitinger dem Leipziger Advokaten Spies Vollmacht erteilt, ſeine Sache zu führen. Spies richtete unterm 9. März ein Schreiben an die Bücherkommiſſion, worin er darlegte, daß Löwe als Verleger ſchlechterdings gute Wiſſen-

ſchaft um die Schrift haben müſſe, und beantragte nochmalige eidliche Vernehmung Löwes, indem er ausdrücklich die Fragen bezeichnete, die ihm dabei vorgelegt werden ſollten. So wurde Löwe am 26. März nochmals vorgefordert, und jetzt, wo er ermahnt wurde, ſeine Ausſage ſo einzurichten, daß er ſie nötigenfalls eidlich beſtärken könnte, lauteten ſeine Angaben weſentlich anders. Er geſtand, daß ihm das Manuſkript der Schrift von — Herrn Profeſſor Gottſched zugeſchickt worden ſei. Ob derſelbe ſie auch verfertigt habe, könne er nicht ſagen, vermutlich würde der Herr Profeſſor ſelber hiervon die beſte Nachricht geben können. Die Schrift ſei von Rumpf in Leipzig gedruckt worden, nachdem ſie von Gottſched gehörig zenſirt worden ſei. Im ganzen ſeien 500 Exemplare gedruckt worden. Die 50 Exemplare für Heidegger habe deſſen Leipziger Kommiſſionär ihm abgenommen; dieſer ſei zu ihm gekommen und habe ihn nach Neuigkeiten gefragt, worauf er ihm die Schrift gezeigt habe. Er wolle auch nicht leugnen, daß er noch Exemplare derſelben zu Hauſe habe, viel würden es aber nicht mehr ſein. Darauf wurde der Bücherinſpektor ſofort mit Löwe in deſſen Laden geſchickt und überbrachte beim Zurückkommen ein Packet mit 104 Exemplaren. Die Beantwortung einiger weiteren Fragen, die Breitingers Sachwalter noch an den Verleger gerichtet wiſſen wollte, führte zu keinen weiteren Ergebniſſen.

Das Ende war, daß — die Unterſuchung eingeſtellt wurde. Was hätte man auch thun ſollen? Gottſched ſelbſt, der Zenſor, hatte die Schrift zum Druck befördert — ihm konnte die Kommiſſion nicht an den Kragen, und ſo blieb dem Advokaten Breitingers nichts weiter übrig, als ſich vom Leipziger Rat ein Zeugnis ausſtellen zu laſſen, daß er dem Auftrage ſeines Klienten gehörig nachgekommen ſei. Der ganze Handel giebt

wiederum eine Probe von der Verlogenheit, die bei den Zensuruntersuchungen an der Tagesordnung war. Die Wahrheit wurde in der Regel nicht eher gesagt, als bis man mit der Eidesabnahme drohte, oft selbst dann noch nicht.

Ich übergehe die nächsten Jahrzehnte, um zum Schlusse noch ein paar merkwürdige Dokumente aus den siebziger Jahren mitzuteilen: das Verbot von Goethes „Werther" und einen Angriff auf Lessings „Nathan."

Daß der „Werther" in Leipzig verboten wurde, ist nicht unbekannt; über die nähern Umstände des Verbotes aber war man bisher auf eine etwas fragwürdige Quelle angewiesen: auf das Spottgedicht Mercks: „Pätus und Arria, eine Künstlerromanze." Dort heißt es zu Anfange:

In einer Stadt, wo alles frei
Wird aus- und eingeführet,
Und wo, wenn's den Transit bezahlt,
Auch wohl Genie passiret,

Da kam auch einst ein junger Mann
Auf die berühmte Messen,
Der hatt' an Kunst und an Gefühl
Den Gecken sich gefressen,

Und hat der Jugend goldne Zeit
Mit Schnitzein sich verdorben,
Schnitt Arria und Pätus aus,
Just wie die Narr'n gestorben.

Als wär' es nicht schon schlimm genug,
Daß man so was muß lesen,
Wie in dem blinden Heidenthum
Der Mensch verderbt gewesen.

Ist's nöthig, daß der Jugend wird
Solch Beispiel eingepräget,
Von Leuten, die durch Satans List
Selbst Hand an sich geleget!

Hätt' er davor beim Hofrath Böhm
Jus Publicum gehöret,
Und was vom Miſt und vom Damaſt
Herr Schröter gründlich lehret,*)

So könnte man ihn irgendwo
In ein Collegium ſetzen,
Und er braucht' nicht durch ſeine Kunſt
Die Sitten zu verletzen.

Und nun ſtellt er vor Weygands Thür
Das Bild gar aus zur Schaue,
Und alles läuft hin, jung und alt,
Die Männer und die Frauen.

Die Romanze ſchildert dann in lächerlicher Weiſe die Wirkungen des „Werther," erſtens auf die ſchwache Jugend, die ſich ſofort an Werthers Stelle ſetze und den „Unterſchied der Fälle" nicht gehörig überlege, dann auf die Alten in Amt und Würden, auf „manchen ſteif honetten Mann," der ſich und ſeinem Weibe Glück wünſche, daß er in ſeinem Leben kein ähnliches Ärgernis gegeben habe, ſpottet über Nicolais „Freuden des jungen Werthers," die bekannte Parodie auf den „Werther," und erzählt zum Schluſſe:

In Leipzig ging's derweile bunt.
Mit Recht war zu beſorgen,
Die Leute, die erſtächen ſich
Am lieben hellen Morgen.

Es fürchteten am Ende gar
Die feiſten Suprindenten,
Die Weiber präſentirten ihn'n
Den Dolch in ihren Händen,

*) Hofrat Böhme iſt aus „Dichtung und Wahrheit" bekannt. In dem Namen Schröter liegt ein Hörfehler Mercks vor. Der erſte Dozent, welcher den 1765 errichteten Lehrſtuhl für Volkswirtſchaft in Leipzig innehatte und über alle „Oeconomie- Manufactur- und Commerzſachen" las, hieß Daniel Gottfried Schreber.

Und riefen: Herr, es thut nicht weh!*)
Da hätten ſie ſich ſchämen
Und gar vielleicht in eigne Hand
Den Degen müſſen nehmen.

Drum ſetzten ſie ſich an den Tiſch
In ihren großen Kräzen,
Und fingen an mit Gott und Muth
Die Sach' zu überlegen.

Und wurden eins, daß man ſogleich
Den Männern und den Frauen
Bei hundert Thaler Straf' verbot
Das Bildchen anzuſchauen.

Der Fremdling, der ſich unterſtänd'
Dergleichen einzuführen,
Soll' künftig auf der Stelle gleich
Den Kopf dafür verlieren.

Auf Grund dieſer Verſe ſchreibt Appell in ſeinem bekannten Buche „Werther und ſeine Zeit" (1882 in dritter, ſehr vermehrter Auflage erſchienen), daß in der ſteif-honetten Handels- und Gelehrtenſtadt, wo der Roman bei Chriſtian Friedrich Weygand ans Licht getreten, die entſetzten Väter der Stadt zu dem Entſchluſſe gekommen ſeien, ein Übriges zu thun: der wohlweiſe Rat habe das Buch bei hundert Reichsthalern Strafe verboten.

Wie ſich die Sache in Wahrheit zugetragen, zeigen drei kurze Dokumente in einem umfänglichen Aktenbande, welcher ſich auf eine lange Reihe beanſtandeter kleiner Schriften aus den Jahren 1741 bis 1779 bezieht und die Aufſchrift trägt: Acta Wieder den Druck und Divulgation allerhand nichtswürdiger und ärgerlicher Scarteqven 1741. Folgendes iſt ihr Wortlaut.

*) Arria reichte Pätus den Dolch mit den Worten: Paete, non dolet!

Pro Memoria
an die Churf. Bücher Commission

Es wird hier ein Buch verkauft, welches den Titel führt, Leiden des jungen Werthers ꝛc. Dieſe Schrift iſt eine Apologie und Empfehlung des Selbſt Mordes; und es iſt auch um des Willen gefährlich, weil es in wiziger und einnehmender Schreib Art abgefaßt iſt. Einige gelehrte und ſonſt geſezte Männer haben geſagt, daß ſie ſich nicht getrauet hätten das Buch durchzuleſen, ſondern es etliche mal weggelegt hätten. Da die Schrift alſo üble Impressiones machen kann, welche, zumal bey ſchwachen Leuten, Weibs Perſonen, [Eindrücke machen kann, welche] bey Gelegenheit aufwachen, und ihnen [ſchäd] verführeriſch werden können; ſo hat die theol. Facultät für nöthig gefunden zu ſorgen, daß dieſe Schrift unterdrückt werde: dazumal itzo die Exempel des Selbſtmordes frequenter werden. Daher ich die Löbl. Bücher Commission im Namen jener hierdurch erſuche, den Verkauf dieſer Schrift zu verbieten, und dadurch üblen Folgen vorbeugen zu helfen. Leipzig am 28. Jan 1775.

D. Joh. Auguſt Ernesti, als d. Z.
Decanus der theol. Facultät
alhier

Illustris et Magnifice Domine Consul,

In beygehendem Pro Memoria trägt E. Hochw. Theol. Fakultät allhier, durch ihren Decanum, Herrn D. Erneſti, auf ein Verbot der Leiden des jungen Werthers, an. Die Sache hat ihre Richtigkeit, daß dieſes Buch eine Apologie des Selbſtmords genannt werden könne, die in den Händen junger Leute, von ungeübten Sinnen, auch anderen dickblütigen Perſonen, um deſto gefährlicher iſt, da der V. zu undeterminirt von dem Selbſtmorde ſchreibt, und durch witzige und feine

Wendungen seinen Leser ordentlich hinreißt. Ob es nun gleich mit dem Verbot, da das Buch bereits so sehr verbreitet ist, etwas zu spät zu seyn scheint; so will ich doch, meines Ort, dem petito der Herren Theologen gerne deferiren, und Eu. Wohlgeb. überlaßen, den debit des Buchs, etwa bey 10. Thlr. Strafe, allen Buchdrukern und Buchhändlern, bis auf weitere Verordnung, per Patentes, untersagen zu laßen.

Leipzig, den 30. Januar 1775.

D. Carl Andreas Bel.

Vigore Commissionis wird denen sämmtlichen hier anwesenden Buchhändlern und Buchdruckern der Vertrieb einer, unter dem Titul:

Die Leiden des jungen Werthers ꝛc.

im Druck erschienenen Schrift bey Zehen Thaler Strafe, hierdurch, bis auf weitere Verordnung, ausdrücklich untersagt.

Sign. Leipzig, den 30. Januar: 1775.

Churfürstl: Sächß: Bücher Commissarii
allhier
D. Carl Andreas Bel
Der Rath zu Leipzig.

Das Patent der Kommission ist von 28 Buchhändlern, denen es in den nächsten Tagen „insinuirt" wurde, unterschrieben, zuletzt, an achtundzwanzigster Stelle, am 3. Februar von — Weygand, dem Verleger des „Werther."

Aus diesen drei Dokumenten ergiebt sich, daß Appell den Vorgang, der in Mercks Gedicht, abgesehen von der in poetischer Licenz verzehnfachten Strafsumme, ziemlich richtig erzählt ist, entstellt hat. Die Initiative zu dem Verbote ergriff nicht die Bücherkommission, noch weniger der Rat, sondern die theologische Fakultät. Johann August Ernesti (gestorben

74jährig am 11. September 1781), derſelbe, bei dem Goethe neun Jahre früher als Leipziger Student das Kolleg über Ciceros Geſpräche De Oratore gehört hatte, war ſeit 1757 auch ordentlicher Profeſſor der Theologie an der Univerſität Leipzig und bekleidete 1774 das Dekanat. Bei der Niederſchrift ſeines Antrags ſcheint er in einiger Erregung geweſen zu ſein; zweimal — an den durch Klammern bezeichneten Stellen — hat er das Geſchriebene wieder durchgeſtrichen. Profeſſor Bel, damals der von ver Univerſität deputirte Bücherkommiſſar, gab dem Drängen der theologiſchen Fakultät nach, und dem Rate, der ja lediglich die Exekutive hatte, blieb, wie in hundert ähnlichen Fällen, nichts übrig als das Verbot auszufertigen. Daß der vom Rate deputirte Bücherkommiſſar gegen den Antrag des Univerſitätsdeputirten Einſpruch erhoben hätte, wird ſchwerlich jemals vorgekommen ſein. Das einzige, was der Ratsdeputirte thun konnte, war das, daß er den Boten, welcher das Patent mit dem Verbote bei den Buchhändlern in der Stadt umherzutragen hatte, anwies, dem Verleger des verbotenen Buches — ſeine Aufwartung zuletzt zu machen, was übrigens die Regel geweſen zu ſein ſcheint. Zurückgenommen wurden Bücherverbote natürlich nie, ſchon damit es nicht den Anſchein habe, als ob die hohe Kommiſſion irren könne. Auch das Verbot des „Werther" wurde nicht wieder aufgehoben. Wie ſtreng es aber gehandhabt wurde, beweiſt, daß Weygand ſelbſt im Jahre 1775 noch drei neue Auflagen des Romans druckte. Und wieviele Exemplare von den acht verſchiedenen Nachdruckausgaben, die im Laufe des Jahres 1775 erſchienen, mögen überdies in Leipzig eingeſchmuggelt worden ſein!

Endlich der Angriff auf den „Nathan." Bis vor kurzem auf einem loſen Bogen befindlich, der unter einem Haufen

von Blätterzeug der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt war, ist es jetzt — sicherlich im Sinne seines Urhebers — in denselben Aktenband eingeheftet, in welchem sich auch die auf den „Werther" bezüglichen Dokumente befinden, und lautet:

Durchlauchtigster ꝛc.

Ew. Churfürstl. Durchl. verhalten wir nicht, daß in angeschlossenem dramatischen Gedicht, Gotthold Ephraim Lessings, betitult: Nathan der Weise, wir unterschiedene, der christlichen Religion sehr anstößige Stellen angetroffen haben, welche, ob sie gleich jüdischen und türkischen Personen in den Mund geleget sind, in den Gemüthern vieler, dergleichen Schrifften lesender, sonderlich junger Leute, gar schädliche Eindrücke machen möchten. Vornemlich scheinen uns die pag. 56. 83. 99. 117. 120. lin. ult. usq. pag. 126. 182. et 185. angebrachten Vergleich- und Beurtheilungen [in der Absicht, um bey dem Leser und Zuschauer eine Gleichgültigkeit gegen alle, sowohl christliche als unchristliche Religionen zu bewürken, hingeschrieben, mithin] von der Beschaffenheit zu seyn, daß diesem Impresso der Umlauf wohl nicht zu gestatten seyn dürffte. Nur das demselben, besage des Tituls, ertheilte gnädigste Privilegium hat uns mit der Confiscation noch anzustehen und zuförderst Höchst Deroselben huldreichste Resolution dieserhalb treugehorsamst zu erwarten bewogen. Die wir in tiefster Devotion beharren

Sign. Leipzig, den 27. Novbr. 1779.

Ew. Churfürstl. Durchl.

unterthänigst
gehorsamste
D. C. A. B.
D. RzL.

Das Schreiben ist konzipirt von dem damaligen Oberstadtschreiber Leipzigs Simon Friedrich Olbrecht; die eingeklammerte Stelle ist am Rande hinzugesetzt, und zwar, wie die mehrfach in den Akten jener Jahre wiederkehrende Handschrift zeigt, von dem damaligen Professor der Eloquenz, August Wilhelm Ernesti, der 1782 Bels Nachfolger bei der Bücherkommission wurde, aber schon in den letzten Jahren vorher ihn gelegentlich vertrat. Da ihm also das Schreiben vor der Mundirung vorgelegt wurde, so ist es höchst wahrscheinlich, daß auch in diesem Falle der erste Schritt von der theologischen Fakultät ausging, die sich ebenso wie bei dem Verbote des „Werther" an den Universitätsdeputirten der Bücherkommission wandte. Von den sieben als besonders anstößig hervorgehobenen Stellen wird der Leser in der fünften, die über sechs Seiten einnimmt, mit Recht die Erzählung von den drei Ringen vermuten. Die übrigen Stellen sind folgende; ich setze sie her, weil die erste Ausgabe des „Nathan" wohl den wenigsten zur Hand sein wird:

S. 56. II, 1 Sittah: Du kennst die Christen nicht ꝛc.
S. 83. II, 5 Nathan: Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch?
S. 99. III, 1 Recha: Wem eignet Gott? was ist das für ein Gott ꝛc.
S. 117. III, 5 Saladin: Von diesen drei Religionen kann doch eine nur ꝛc.
S. 182. IV, 7 Klosterbruder: Das ist die Sünde, die aller Sünden größte Sünd' uns gilt.
S. 185. IV, 7 Klosterbruder: Und ist denn nicht das ganze Christenthum aufs Judenthum gebaut?

Daß das Schreiben nicht etwa im Konzept liegen geblieben, sondern wirklich an das Oberkonsistorium nach Dresden abgeschickt worden ist, unterliegt keinem Zweifel. Am Rande steht die übliche Bemerkung: Abgegangen den 1. Decbr. 1779. Leider fehlt die Antwort des Konsistoriums. Daß eine solche

eingegangen ist, ist sicher; daß es eine ausweichende war, möchte ich nicht sowohl daraus schließen, daß sie sich nicht bei den Akten befindet — denn auch in vielen andern Fällen sind solche Korrespondenzen nicht zusammengeheftet worden, sondern in losen Bogen liegen geblieben, so daß leicht etwas davon verloren gehen konnte —, wohl aber daraus, daß über ein thatsächlich erfolgtes Verbot des „Nathan" nie etwas bekannt geworden ist, was gewiß ebenso wie beim „Werther" der Fall sein würde, wenn das Verbot wirklich erfolgt wäre. Die Regierung konnte im vorliegenden Falle garnicht auf den Antrag der Bücherkommission eingehen, denn sie hätte sich damit nur eine Blöße gegeben. Die erste Ausgabe des „Nathan," die im März und April 1779 gedruckt worden war, hatte so schnellen Absatz gefunden, daß die Verlagshandlung (Christian Friedrich Voß und Sohn in Berlin) sofort eine zweite Auflage hatte veranstalten müssen. Diese war im Mai 1779 zur Einzeichnung in das seit 1773 geführte sogenannte Bücherprotokoll angemeldet und daraufhin mit dem kurfürstlich sächsischen Privileg versehen worden, und ohne Zweifel waren zur Michaelismesse 1779 die gesetzlichen zwanzig Pflichtexemplare an das Konsistorium nach Dresden abgegangen. Freilich kam es nicht selten vor, daß die Regierung, weil ihr ein angemeldetes Buch verdächtig erschien, genaue Erkundigungen einzog, ob und von wem es zensirt worden sei, ehe sie das Privileg erteilte. Im vorliegenden Falle hatte sie dies versäumt, und so war nachträglich nichts mehr in der Sache zu thun.

Für Bücherliebhaber sei bemerkt, daß es vier Nathanausgaben mit der Jahreszahl 1779 giebt, drei echte und einen Nachdruck. Die erste Ausgabe hat 276 Seiten und ist ohne Angabe des Druckortes und des Verlegers; auf ihre Seitenzahlen beziehen sich die oben angeführten Stellen. Die zweite

und die dritte Ausgabe haben nur 240 Seiten, und auf dem Titelblatte die Angabe des Druckortes und des Verlegers und den Privilegvermerk. Äußerlich faſt ganz gleich, weichen ſie doch im Texte an zahlreichen Stellen von einander ab; gleich im Perſonenverzeichnis z. B. hat die zweite Mameluken, die dritte Mamelucken. Der Nachdruck endlich iſt nach der erſten Ausgabe gemacht und hat 255 Seiten.

Dodsley und Compagnie.

Wer Leſſings Hamburgiſche Dramaturgie bis zu Ende geleſen — oder da dies ſchwerlich jetzt noch jemand thut, ſo wollen wir lieber ſagen: wer den Anfang und das Ende von Leſſings Hamburgiſcher Dramaturgie geleſen — über das, was dazwiſchenliegt, belehrt ſich ja der gebildete Deutſche jetzt aus einer der landläufigen Leſſingbiographien oder deutſchen Literaturgeſchichten —, der wird ſich der frechen Nachdruckerfirma erinnern, welche Schuld daran war, daß die Dramaturgie vor der Zeit von Leſſing abgebrochen wurde. „Es iſt die lautere Wahrheit, ſchreibt er, daß der Nachdruck, durch den man dieſe Blätter gemeinnütziger machen wollen, die einzige Urſache iſt, warum ſich ihre Ausgabe bisher ſo verzögert hat und warum ſie nun gänzlich liegen bleiben.“ Noch frecher aber als der Nachdruck ſelbſt, war die „Nachricht

an die Herren Buchhändler," welche die Nachdrucker gleichzeitig verbreitet hatten. Es ist rührend und zugleich empörend, zu sehen, wie der ehrliche und arglose Lessing dies unverschämte Machwerk — worin die Nachdrucker ihren Raub als die wohlverdiente Strafe eines Schriftstellers hinstellten, der sich unterfangen habe, seine Schrift selbst zu verlegen und so den Buchhandel zu stören — für Ernst nimmt und mit Gründen zu widerlegen sucht.

In dem Geschäft, welches die erdichtete — übrigens von einer angesehenen Londoner Buchhandlung erborgte — Firma Dodsley und Compagnie trug, war Ende der sechziger Jahre außer einer Masse von Skandalliteratur eine große Menge von Nachdrucken erschienen. Druckten die Gauner nicht bereits vorliegende fertige Bücher nach, so stahlen sie den Gedanken zu Büchern, die noch im Entstehen begriffen waren, und suchten dem rechtmäßigen Eigentümer mit der Ausführung zuvorzukommen. Auf diese Weise konnte es z. B. geschehen, daß der erste deutsche Musenalmanach aus diesem Nachdrucksgeschäfte hervorging. Als nämlich Boie und Gotter nach dem Muster des seit 1765 in Paris erschienenen Almanac des Muses die Sammlung einer „Poetischen Blumenlese auf das Jahr 1770" veranstalteten, die dann als erstes Bändchen des „Göttinger Musenalmanachs" bei Dieterich in Göttingen erschien, hörten die Leipziger Nachdrucker von dem Vorhaben, und da sie auf betrügerische Weise — durch Bestechung eines Buchdruckergesellen der benachbarten Druckerei — einige Probebogen davon in die Hände bekamen, so machten sie sich nicht nur den ganzen Einfall schleunigst zu nutze, sondern ließen sogar eine Anzahl Gedichte von den gestohlenen Bogen nachdrucken. Hilfreiche Hand leistete ihnen dabei der Erfurter Professor Chr. H. Schmid, ein greulicher Büchermacher, der

gleichzeitig auch noch eine „Biographie der Dichter“ und eine „Anthologie der Deutschen“ herausgab, und ein ebenso schlauer Betrüger wie Dodsley. Er hatte den an sich nicht übeln Gedanken gehabt, seiner poetischen Blumenlese eine fast die Hälfte des Bandes füllende „Notiz poetischer Neuigkeiten vom Jahre 1769“ voranzustellen, worin er eine zum Teil sehr boshafte kritische Revue über die belletristische Literatur des ablaufenden Jahres giebt. Dabei begeht er aber, um zu verhüllen, daß er der Herausgeber des Almanachs war, die Schlauheit, seine eignen Machwerke ebenso herunterzureißen wie andre Bücher. Durch größte Anstrengungen brachten es Schmid und Dodsley glücklich fertig, daß ihr Almanach früher erschien als der Göttinger. Wie das Datum verschiedner Rezensionen zeigt, muß er schon Ende Dezember 1769 herausgewesen sein, während der Göttinger erst im Laufe des Januar nachfolgte, begleitet von einer gedruckten Nachricht an das Publikum aus Käſtners Feder, worin der Verleger Dieterich klagt, es sei ihm gegangen „wie jener Marketenderfrau, der ein spitzfindiger Landsknecht ihr Faß von hintenzu anzapfte und etwas von ihrem Biere eher verkaufte, als sie selbst.“ Auf dem Titelblatte des Leipziger Almanachs war übrigens die Nachdrucksfirma nicht angegeben; es heißt da bloß: „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770. Leipzig.“ Da jedoch auf dem letzten Blatte eine Anzahl von Büchern verzeichnet stehen, die „bey J. Dodsley und Compagnie zu finden“ waren, so konnte kein Zweifel darüber sein, daß der Almanach derselben Quelle entstamme. Unter den aufgeführten Schriften befindet sich auch ein Nachdruck der holsteinischen Wochenschrift „Der Hypochondrist,“ „zweyte verbesserte Auflage“; aus einem uns vorliegenden Exemplar desselben, das auf dem Titelblatte die Angabe trägt „Leipzig und Frankfurt, bey Joh. Dodsley

und Casp. Moser. 1767." geht hervor, daß die Nachdrucker in ihrer Firma variirten, wie sie denn später auch bisweilen bloß als „Buchhändlergesellschaft" auftraten.

Wer war nun eigentlich Dodsley und Compagnie? Die Frage wird in den Briefen, die zwischen Lessing und Nicolai im Herbst 1769 gewechselt wurden, lebhaft erörtert, im Anschluß an die Anzeige, in welcher Nicolai in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" (X, 2) die Hamburgische Dramaturgie und zugleich ihren Nachdruck besprochen hatte, und in welcher er die Schläge, die Lessing selbst am Schlusse der Dramaturgie gegen die Nachdrucker ausgeteilt hatte, nach Kräften sekundirte. Lessing hatte keine Ahnung von dem wahren Sachverhalt. Er glaubte fest daran, daß eine Anzahl hervorragender Buchhändler sich unter der erdichteten Firma zusammengethan hätten, um den Gelehrten den Selbstverlag zu verwehren. „Die Schurken von Dodsley und Compagnie, die ich nächster Tage alle bei Namen nennen will, sollen mich noch anders kennen lernen!" schreibt er am 10. August 1769 an Nicolai, und am 30. Oktober: „Suchen Sie mir es doch nur ja nicht auszureden, daß Reich und mehrere Buchhändler, wenn schon nicht unter der Compagnie von Dodsley begriffen, dennoch für ihre Unternehmungen, den Gelehrten den Selbstdruck zu verleiden, sehr wohlgesinnt sind." Lessing war von früher her auf Reich nicht gut zu sprechen. Er hatte ihm 1755 sechs Komödien Goldonis zu übersetzen versprochen, und da er zu langsam Manuskript lieferte, so hatte Reich die ersten beiden gedruckten Bogen in die Makulatur geworfen und auf die Fortsetzung verzichtet. Dies konnte ihm Lessing nie verzeihen, und so lag ihm auch jetzt der Argwohn am nächsten, daß Reich hinter der unverschämten Dodsleyischen „Nachricht" stecke. Auf der richtigen Spur war dagegen Nicolai. Dieser schreibt

am 8. November 1769 mit Bezug auf die Dodsleyiſche Ankündigung: „Die verkappten Dodsley haben gar keine wirkliche Unternehmung gemacht, den Selbſtdruck der Gelehrten zu verhindern. Der Brief iſt ein leeres Gewäſche, das bei keinem Buchhändler den geringſten Eindruck gemacht oder nur den geringſten Erfolg gehabt hat. Ich weiß aus vielen Proben, daß Reich, ſo wie alle Buchhändler, der Dodsleyiſchen Schleichhandlung ſehr zuwider iſt. Er hat noch dieſe Meſſe die Madame Dyk, (deren Curator und Vormund ihrer Kinder er iſt), dahin gebracht, daß ſie verſprochen hat, ihren Diener, der eigentlich die Dodsleyiſche Commiſſion beſorgt, auf Oſtern zu verabſchieden.“ Wäre Nicolai nur noch einen Schritt weiter gegangen, ſo hätte er die volle Wahrheit gehabt. Die Firma Dodsley und Compagnie wurde in der That nicht aus einem Konſortium gebildet, ſondern ſie beſtand aus einem einzigen Menſchen, dem Handlungsdiener der Witwe Dyk, dem ſpäter, ſeit 1770, ſelbſtändig etablirten Leipziger Verlagsbuchhändler Engelhard Benjamin Schwickert. Dieſe Thatſache ergiebt ſich mit zweifelloſer Gewißheit aus einem Aktenſtücke der Leipziger Bücherkommiſſion, das uns in das Nachdrucksunweſen des achtzehnten Jahrhunderts und in die unglaubliche Verlogenheit, mit der es betrieben wurde, einen intereſſanten Einblick gewährt und aus dem wir folgende Vorgänge kennen lernen.

Zur Michaelismeſſe 1768 erſchien in Leipzig ein Bändchen „Vermiſchte Gedichte von Herrn J. C. Roſt, herausgegeben 1769.“ Es war das ein von dem obengenannten Erfurter Schmid veranſtalteter Neudruck verſchiedener früher einzeln erſchienenen Gedichte Roſts, unter denen ſich die berüchtigte „Schöne Nacht“ und das bekannte für die Neuberin gegen Gottſched geſchriebene „Vorſpiel“ befanden. Druckort und Verleger waren nicht genannt.

Die Bücherkommission verbot das Buch um seines anstößigen Inhalts willen bei 10 Thalern Strafe. Kurz nach Erlaß des Verbotes aber wurde ruchbar, daß der Handlungsdiener der Witwe Dyk, Schwickert, das Buch debitirt habe. Er wurde also vorgeladen (25. November 1768) und sagte aus, daß er in der Michaelismesse zu Ende der Zahlwoche etwa 150 Exemplare der Gedichte erhalten und acht Tage nach Empfang derselben, einige Tage vor dem Verbot dieselben zu debitiren angefangen habe. Wer ihm die Exemplare zugesandt habe, wollte er nicht wissen, präsentirte indes einen an ihn gerichteten anonymen Brief — Hochgeehrtester Herr! Auf Begehren H. Dodleys und Compagnie übersende anbey 150 Stück Rosts Gedichte 6 gr. ord. Bitte gütigst zu befördern. Wegen des Abzugs bin schon mit denenselben einig geworden. d. 6. 8br. 1768. — den er als Begleitschreiben der Exemplare erhalten haben wollte. Auf die Frage, wie es denn komme, daß das Packet auf Herrn Dodsleys und Compagnie Begehren gerade an ihn gelangt sei, antwortete er, er habe die Kommission von Dodsley und Compagnie, und auf die weitere Frage, wer denn diese wären: dies sei ihm unbekannt, er habe die Kommission von dem Buchhändler Canter in Königsberg bekommen.

Die Bücherkommission ließ sich damit nicht abspeisen. Sie hielt Schwickert vor, daß das Buch, wie Papier und Druck ergäben, in Leipzig gedruckt worden sei, daß er es also jedenfalls selbst habe drucken lassen und derjenige sei, welcher den Namen Dodsley und Compagnie angenommen habe. Schwickert leugnete dies; auf die Zwischenfrage, wie lange Dodsley und Compagnie existire, erwiederte er: ein paar Jahre, insofern es von der Bekanntschaft des Namens zu verstehen sei. Als er schließlich noch Auskunft geben sollte, was er denn mit den

150 Exemplaren angefangen habe, ſagte er, er habe ſie hier und auswärts debitirt, bis auf 24, die er an Canter zurückgeſchickt habe.

Einige Tage darauf verlautete, der Leipziger Buchhändler Hilſcher werde über die Sache umſtändliche Nachricht geben können. Dieſer wurde alſo gleichfalls vorgeladen und vernommen und ſagte aus, er habe von Dodsley und Compagnie ein Packet erhalten, zur Zeit aber noch keine Satisfaktion dafür gegeben, weil er trotz aller Mühe nicht habe erfahren können, wo Dodsley und Compagnie ſich eigentlich aufhielten. Letzte Michaelismeſſe wären ihm die Zettel ihres Verlags durch Hartknoch aus Riga und Canter aus Königsberg zugeſchickt worden, worauf er mit beiden geſprochen habe, in der Meinung, daß ſie die Firma Dodsley und Compagnie ausmachten. Allein keiner von beiden habe davon etwas wiſſen wollen, Hartknoch habe ihm auch durch eine auswärtige Rechnung bewieſen, daß er keinen Anteil an der Compagnie habe. Übrigens habe er von Hartknoch gehört, daß Schwickert den Verlagszettel an dieſen abgeſchickt habe, und von ſeinem Burſchen wiſſe er, daß die Roſtſchen Gedichte in der Dykiſchen Handlung zu bekommen wären.

Da ſonach alle Anzeichen auf Schwickert deuteten, auf dem ſchon von vornherein der Verdacht geruht hatte, ſo wurde er nochmals vorgeladen, um eidlich zu verſichern, daß er die Roſtſchen Gedichte nicht habe drucken laſſen, nicht derjenige ſei, welcher den Namen Dodsley und Compagnie angenommen habe, auch nicht wiſſe, wer ſich unter dieſem Namen verberge. Zur Ablegung dieſes Eides erhielt er zwei Tage Bedenkzeit. Als dieſe verſtrichen waren, erklärte er, er habe ſich vorgenommen, überhaupt niemals einen Eid zu leiſten, werde alſo auch dieſen nicht ablegen, obwohl alles, was darin ſtehe,

der Wahrheit gemäß sei. Er bitte, keine Weitläufigkeiten in der Sache zu machen oder gar rechtliches Erkenntnis einzuholen und submittire sich einer gelinden Strafe. Hierauf wurde er zu 5 Thalern (!) Strafe verurteilt, und die Sache war abgethan.

Fast genau dieselbe Komödie wiederholte sich nun vierzehn Monate später, als der Leipziger Musenalmanach erschienen war. Wieder wurde Schwickert vorgeladen, da er sich ja selbst früher als Kommissionär von Dodsley und Compagnie bekannt hatte, und wurde zunächst an die Verdrießlichkeiten erinnert, die er 1768 gehabt habe. Wieder leugnete er alles: er sei kein Mitglied der genannten Compagnie, wisse auch nicht, wer der Verfasser des Almanachs sei, noch wer ihn verlegt oder gedruckt habe, geschweige denn daß er ihn etwa selbst gedruckt habe oder derjenige sei, welcher den Namen Dodsley und Compagnie führe. Wieder wurde ihm der Eid angetragen und eine Bedenkzeit von acht Tagen bewilligt. Als aber diesmal die Bedenkzeit um war, beschloß die Kommission freiwillig, daß die Abnahme des Eides einstweilen ausgesetzt bleiben sollte. Jedenfalls hatten die Herren inzwischen mit den hervorragendsten Leipziger Buchhändlern wegen der Sache unterhandelt, wie folgende, wenige Tage darauf von diesen an den Leipziger Rat gerichtete Eingabe beweist, in der sie über Dodsley und Compagnie Beschwerde führen:

Es gehet uns nahe, daß, indem wir eine bisher im Verborgenen bald unter dem erdichteten Nahmen Dodsley und Compagnie, bald unter dem Nahmen einer Buchhändler Gesellschaft geführte Buchhandlungs Societät anklagen, wir auch zugleich eine unserer Mitbürgerin (so!), die verwittibte Frau Dyck, mit in diese Klage verwickeln müssen. Da die verkappten Dodsley und Compagnie seit zwey Jahren ihr

verbotenes Handwerk getrieben, ohne auf irgend eine Art der Obrigkeit das zu leiſten, wozu ſich ein jeder ehrlicher Mann und Bürger verbunden achtet, und dieſes widerrechtliche Betragen, viele inn- und ausländiſche Buchhändler gegen ſie, wie billig, aufgebracht; ſo hat gedachte verwittibte Frau Dyckin für gut befunden, in ihrer allhieſigen Handlung, dieſen ſich ſo nennenden Dodsley und Compagnie eine Freyſtätte zu bewilligen, und den, oft aus Schmähſchriften auf die angeſehenſten Gelehrten, beſtehenden Verlag dieſer unſichtbaren Buchhändlergeſellſchaft nicht nur hier drucken zu laſſen, ſondern ſolchen auch durch dieſes Mittel in der Welt zu verbreiten, ſie ſelbſt aber, die ſogenannten Dodsley und Compagnie, dadurch von allen Abgaben zu befreyen, und ihre Entdeckung, auf welche ſonder Zweifel, ſowohl wegen der verbreiteten Pasquille, als wegen des, durch den Gebrauch einer falſchen und erdichteten Raggion, vor der ganzen Welt begangenen falsi, eine wohlverdiente Beſtrafung gefolget ſeyn würde, bis anhero unmöglich zu machen. Es iſt leicht einzuſehen, und man kan ſich noch mehr davon durch auswärtige gelehrte Zeitungen und Journale überzeugen, was für Nachtheil dieſes dem hieſigen öffentlichen Credit, ja ſelbſt dem obrigkeitlichen Anſehen, zugezogen und ferner zuziehen würde, wenn man einen dergleichen unerlaubten Handel länger geſtatten wollte. Es iſt dieſes der verwittibten Frau Dyckin längſtens und zu wiederholtenmalen vorgeſtellet worden, ſie hat aber allemal die Sache auf ihren Bedienten, Schwickert, geſchoben und dabey eine völlige Unwiſſenheit affectiret, da es doch notoriſch iſt und in die Augen fällt, daß kein Bedienter ohne Vorwiſſen und Bewilligung ſeines Principales jemalen dergleichen Unternehmen anfangen, vielweniger ſolches ſo lange fortſetzen könne.... Es ergehet alſo an Ew. Magnificenz... unſer gehorſamſtes Bitten,

dieſem Unfug durch angemeſſene Mittel zu ſteuern, die Dyckiſche Wittib und ihren Bedienten, Schwickert, zur Entdeckung der fingirten Dodsley und Comp. nicht nur anzuhalten, ſondern ſie auch überhaupt nach den Geſetzen zu behandeln.

Einen Monat (!) nach Eingabe dieſes Schreibens, Ende März 1770, wurde die Witwe Dyk vor die Bücherkommiſſion gefordert. Sie räumte ein, daß in ihrer Handlung Bücher unter dem Namen Dodsley und Compagnie und Buchhändlergeſellſchaft verkauft würden; es geſchehe das, wie in andern hieſigen Handlungen auch. Dagegen ſtellte ſie in Abrede, daß ſie ſelbſt ein Mitglied dieſer Compagnie ſei oder wiſſe, wer die Compagnie vorſtelle. Ihr Handlungsdiener Schwickert habe ſie bereits vor Jahren gebeten, ihm einige Kommiſſionen zu erlauben, und dies habe ſie, da er dieſelben bloß für ſich hätte haben wollen, auf Anraten Reichs, des Vormundes ihrer Kinder, ihm auch zugeſtanden; ſie ſelbſt habe an dieſen Kommiſſionen keinen Anteil, wiſſe auch von keinem der unter den erwähnten Firmen erſchienenen Bücher, wer ihr Verfaſſer oder Verleger ſei.

Gleich im Anſchluß an dieſe Ausſage wurde auch Schwickert nochmals verhört, blieb aber in allen Stücken bei ſeinem früheren Leugnen ſtehen. Er verſicherte wiederum, daß er die Kommiſſionen der unter der Firma Dodsley und Compagnie erſchienenen Bücher von Canter in Königsberg und Hartknoch in Riga erhalten habe, und daß er niemals auf eigne Rechnung unter jenem Namen etwas habe drucken laſſen. Den Muſenalmanach habe er wahrſcheinlich auch von Canter bekommen, der Verleger habe ſich zur Zeit noch nicht gemeldet. Übrigens ſei er willens, um ſolche Verdrießlichkeiten in Zukunft zu vermeiden, nächſte Oſtermeſſe alle Kommiſſionen aufzugeben.

Nachdem dieſe Ausſagen den beſchwerdeführenden Leipziger Buchhändlern vorgelegt worden waren, wandten ſich dieſe Anfang Mai mit einem zweiten, noch geharniſchteren Schreiben an die Bücherkommiſſion. Sie erklärten aufs entſchiedenſte, daß weder Canter noch Hartknoch irgend etwas mit der Dodsleyiſchen Compagnie zu thun hätten, wie deren Vernehmung nächſte Oſtermeſſe, um die ſie ausdrücklich bäten, ausweiſen würde. Es ſei von dieſen Männern nicht zu vermuten, daß ſie ſich ſo vieler Frevel, wie ſie alle Handlungen des verkappten Dodsley bezeichneten, teilhaftig machen ſollten; wenn ſie wirklich Eigentümer oder Mitintereſſenten der Buchhändlergeſellſchaft wären, ſo würden ſie den Verlag durch eignen Umſatz viel beſſer nutzen als durch die Hände eines Kommiſſionärs wie Schwickert. Es ſei allerdings richtig, daß die Witwe Dyk vor einigen Jahren, als Schwickert ihr nicht mehr „um das alte Salarium“ habe dienen wollen, ihm die Erlaubnis gegeben habe, einige der üblichen Kommiſſionen anzunehmen und „den Verdienſt davon als partem salarii anzuſehen.“ Aber dieſe Sache ſei Reich nicht frageweiſe, ſondern erſt nachträglich referirt, ihm auch die ungewöhnliche Art dieſer Kommiſſion verſchwiegen worden. Daß aber die Prinzipalin wohl darum gewußt habe, gehe daraus hervor, daß ſie zu Anfange ihren Gehilfen geradezu unterſtützt habe, indem ſie eins ihrer Verlagsbücher, einen Teil von Picanders Gedichten (Picander = Henrici) an Dodsley abgetreten, ihn auch bei jeder Gelegenheit zu ſchützen geſucht habe. Reich habe ihr wiederholt die ernſtlichſten Vorſtellungen über ihre unerlaubte und unerhörte Handlungsweiſe gemacht, ſie habe ihm auch unter Thränen verſprochen, Schwickert den Abſchied zu geben, habe aber bis jetzt nicht Wort gehalten. Endlich verlangten ſie, daß der Buchdrucker Büttner in Leipzig eidlich vernommen

würde, da der gesamte Dodsleyische Verlag, auch der Musenalmanach, von ihm gedruckt worden sei.

Zwei Wochen nach Übergabe dieses Schriftstückes kamen Canter und Hartknoch zur Leipziger Messe und wurden sofort von der Kommission vernommen. Beide versicherten, daß sie mit der Firma Dodsley und Compagnie nichts zu thun hätten, auch nicht wüßten, wer darunter verborgen sei. Canter äußerte Verdacht auf Rüdiger in Berlin, weshalb die Kommission beschloß, zunächst diesen von seiner zuständigen Behörde vernehmen zu lassen. Da jedoch hierüber wiederum Wochen vergingen, so entwarfen die Leipziger Buchhändler am 7. Juli nochmals ein Schreiben, worin sie energisch gegen diese Verschleppung der Sache protestirten. Sie hätten es, erklärten sie, lediglich mit Schwickert zu thun, der sich niemals auf Rüdiger berufen habe; der Verlauf der ganzen bisherigen Untersuchung seit 1768, den sie nochmals rekapitulirten, insbesondre der Umstand, daß Schwickert sich zweimal geweigert habe, einen Reinigungseid zu schwören, lasse keinen Zweifel darüber, daß er selbst derjenige sei, welcher den Namen Dodsley und Compagnie angenommen habe, und diese Wahrheit würde noch größere Stärke erlangt haben, wenn es der Kommission beliebt hätte, den Buchdrucker Büttner eidlich abzuhören. Daher beantragte sie nochmals, den Drucker vorzuladen, desgleichen Frau Dyk wegen der Picanderschen Gedichte zu vernehmen, Schwickert aber ebenso wie seine Prinzipalin für den öffentlich begangenen Betrug nachdrücklich zu bestrafen und dem erstern für die Zukunft den Gebrauch jeder erdichteten Firma zu untersagen.

Dies Schreiben wurde am 10. Juli präsentirt. Tags darauf bat der Sachwalter, der es verfaßt hatte, um — Rückgabe desselben „weillen die Sache in andere Umstände gediehen,"

und da dieſe Rückgabe verweigert werden mußte, weil das Schriftſtück ſich ſchon bei den Akten befand, ſo zogen Reich und Genoſſen einige Tage darauf ihre Anträge zurück, „in der guten Hofnung, daß von nun an keine weitere impressa unter den Nahmen Dodsley und Compagnie allhier zum Vorſchein kommen werden.“ Offenbar hatte ſich alſo Reich wieder ins Mittel geſchlagen, hatte ſeine Schutzbefohlene nochmals ins Gebet genommen und, nachdem ſie feierlich verſprochen hatte, Schwickert zu entlaſſen, ſeine Genoſſen bewogen, die gemeinſchaftlichen Anträge zurückzuziehen und die Sache auf ſich beruhen zu laſſen.

Schwickert trennte ſich, wahrſcheinlich noch im Laufe des Jahres 1770, von ſeiner würdigen Prinzipalin und gründete ein Verlagsgeſchäft unter ſeinem eignen Namen.*) Natürlich hütete er ſich wohl, ſeine neue Firma als direkte Nachfolgerin der in ganz Deutſchland berüchtigten Nachdrucksfirma hinzuſtellen. Der Leipziger Muſenalmanach erſchien zu Neujahr 1771 nur mit der Bemerkung auf dem Titelblatte „Unter allen Meridianen zu haben,“ 1772 nur mit dem Druckorte „Leipzig“; erſt auf dem Jahrgange 1773 wagte es Schwickert drucken zu laſſen: „Leipzig, in der Schwickertſchen Buchhandlung.“

Reich mag es ſauer genug angekommen ſein, die ſämtlichen gegen die Mutter ſeiner Mündel gerichteten Eingaben mit zu unterzeichnen. Aber er that es, um der Sache willen.

*) Der mit der Londoner Firma getriebene Mißbrauch hörte aber deshalb nicht auf. 1787 erſchien ein Pasquill „Detlev Praſch Vertraute Briefe über Leipzig“ angeblich in „London, bey Dodsley und Compagnie,“ das in Stendal gedruckt und deſſen Verfaſſer Degenhard Pott war. Und noch 1791 kamen, angeblich „bei Will. Dodsley in London,“ „Briefe über die Galanterien von Frankfurt am Main“ heraus, die der Frankfurter Arzt Joh. Chriſtian Ehrmann verfaßt und der Leipziger Buchhändler Wienbrack verlegt hatte.

Wir heben das ausdrücklich hervor, um zu zeigen, auf welcher falſchen Fährte Leſſing mit ſeinem Verdacht war. Schwickert aber verdient es, daß man in Zukunft ſich ſeinen Namen merke neben Varrentrapp in Frankfurt a. M., Gebhard in Bamberg, Trattner in Wien, Macklot in Karlsruhe und anderm Raubgeſindel. Er war der frechſten einer.

Das Stammbuch eines Leipziger Studenten.

Jedermann kennt die köſtliche Szene im „Fauſt," wo der Schüler, nachdem ihn Mephiſtopheles, in Fauſts Mantel gehüllt, mit beißendem Spott über die vier Fakultäten belehrt und zuletzt bei der Medizin ſeine Sinnlichkeit angeſtachelt hat, zum Schluſſe den vermeintlichen Profeſſor demütiglich bittet, ſich in ſein Stammbuch einzuſchreiben:

> Ich kann unmöglich wieder gehn,
> Ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen.
> Gönn' Eure Gunſt mir dieſes Zeichen!

und dann mit ſtummem Entzücken die Worte der Schlange aus dem Paradieſe hinnimmt: Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.

Goethe hat, wie im „Fauſt“ überhaupt, ſo auch in der Schilderung des Univerſitätslebens ſelbſtverſtändlich das ſechzehnte Jahrhundert im Auge. Aber wie er im „Götz,“ der ihn gleichzeitig mit dem „Fauſt“ beſchäftigte, die Farben, die er dort zu dem Bilde des ſechzehnten Jahrhunderts miſchte, teilweiſe auch der eignen Zeit entnahm, ſo auch in der Schilderung des Studentenlebens im „Fauſt.“ In „Auerbachs Keller“ ſpielen ſicher die Studenten ſeiner eignen, eben erſt hinter ihm liegenden Univerſitätsjahre in ſeine Vorſtellung hinein, wenn auch — trotz des gewählten Lokals — weniger die feinen Kleinpariſer als die rüden Jenenſer, die ſchon in Zachariae's „Renommiſten“ (1744) den galanten Leipzigern gegenübergeſtellt worden waren. Von dem Stammbuchmotiv kann man zweifeln, ob der Dichter damit einen echten Zug aus dem ſechzehnten Jahrhundert oder einen aus ſeiner eignen Zeit gegeben zu haben meinte. Der Zug iſt ohne Zweifel völlig echt, es fragt ſich nur, ob Goethe darum wußte. Als die Blütezeit der Stammbücher iſt freilich das ſiebzehnte Jahrhundert zu betrachten; in denſelben Jahrzehnten, wo in den höfiſchen, den Adels- und Gelehrtenkreiſen die Sprachgeſellſchaften mit ihrer Namen- und Wappen-, Deviſen- und Motto-Spielerei florirten, da zirkulirten auch die Stammbücher am fleißigſten. Noch heute ſind nicht wenige von jenen unförmlichen kleinen, dicken Bänden erhalten, auf deren abwechſelnden Papier- und Pergamentblättern zwiſchen allerhand ſchönen Deviſen bunte Wappen, ausgeſchnittene Kupferſtichporträts, Landſchafts- und Städtebilder, allegoriſche Darſtellungen und galante Schäferſzenen in Aquarell oder Federzeichnung ausgeſtreut wurden. Aber ſchon im ſechzehnten Jahrhundert war der Gebrauch der Stammbücher in Gelehrtenkreiſen ganz verbreitet. Doch hätte Goethe das Motiv recht gut auch ſeiner

eignen Zeit entlehnen können, denn die Sitte, die jetzt, wo selbst in den Kreisen der Jugend mit aller Empfindsamkeit gründlich aufgeräumt ist, antiquirt, übrigens zum Teil durch das Photographiealbum ersetzt, nur in den Kinderschulen und allenfalls auf der untersten Stufe des Gymnasiums noch ein kümmerliches Dasein fristet, bestand in studentischen Kreisen, noch als Goethe in Leipzig studirte.

Die Loge „Minerva" in Leipzig bewahrt unter ihren bescheidenen archivalischen Schätzen ein kleines Juwel: das Stammbuch eines Leipziger Studenten aus dem vorigen Jahrhundert, in welches alle irgendwie hervorragenden Dichtergrößen jener Zeit sich eigenhändig eingezeichnet haben. Was für Augen würde ein Autographensammler machen, wenn er diesen Reichtum von echten Sousignés auf so engem Raume beisammen sähe! Es ist ein schlichter Lederband in Queroktav, der 86 Blatt umfaßt; 20 davon sind leer geblieben, die übrigen sind bald auf beiden, bald nur auf einer Seite beschrieben, eine kleine Rötelzeichnung ist besonders eingeheftet. Das erste Blatt trägt die Widmungsschrift: Viris Eruditione Illustribus d. d. d. Ioannes Georgius Eck S. S. Theol. Cultor. Francus.

Der ursprüngliche Besitzer dieses Stammbuches war der nachmalige Professor Johann Georg Eck, der am 20. November 1808 als letzter „Professor der Dichtkunst" (professor poëseos) der Leipziger Universität starb. Er war am 23. Januar 1745 in Hinternahe bei Schleusingen, wo sein Vater Prediger war, geboren, hatte von 1753 bis 1763 das Gymnasium in Schleusingen besucht und Ostern 1763 die Leipziger Universität bezogen. Ende 1765 wurde er Magister, bestand 1766 die theologische Kandidatenprüfung und begann 1768, nachdem er sich entschlossen hatte, die akademische Laufbahn einzuschlagen, in Leipzig Vorlesungen zu halten. Nach Gellerts

Tode wurde er am 24. Januar 1770 zum außerordentlichen, am 16. Mai 1771 zum ordentlichen Professor ernannt, übernahm als solcher am 25. März 1782 die Professur der Moral und Politik, 1791 nach dem Tode von Friedrich Wolfgang Reiz die der Poesie.*) Fünfmal hat er in den Jahren 1788 bis 1806 das Rektorat der Universität bekleidet, auch als Mitglied verschiedener gelehrten Vereine, so der ehemaligen „Görlitzischen," später (seit Gottscheds Führung, 1727) „Deutschen Gesellschaft" und der ebenfalls von Gottsched 1752 gegründeten „Gesellschaft der freien Künste" u. a., sowie als Bücherkommissar sich thätig bewiesen. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf Literaturgeschichte, lateinische Poetik und Übungen im Deutsch-Schreiben, Reden und Deklamiren; außerdem erklärte er den Plautus, Terenz, Horaz und Juvenal. In seiner schriftstellerischen Thätigkeit ließen ihn die mit seiner amtlichen Stellung verbundenen Verpflichtungen zu keinen größern, selbständigen Arbeiten kommen. Nur zahlreiche kleine Gelegenheitsschriften hat er veröffentlicht, fast alle in lateinischer Sprache. Für die Gelehrtengeschichte ist sein „Leipziger gelehrtes Tagebuch" (1780 bis 1806) von Bedeutung geworden, ein chronologisches Verzeichnis aller Schriften und Begebenheiten, die das wissenschaftliche Leben Leipzigs in den genannten Jahren betreffen. Er hatte, ähnlich wie sein Vorgänger Christ, dem er in vielen Stücken gleicht, eine große Gewandtheit in der lateinischen Versifikation und war, ebenso

*) Zu seinen Vorgängern in diesem Amte, welches er als der letzte bekleidete, gehörten unter andern: Joh. Friedrich Christ, der bekannte Archäolog (1739—56), Karl Andreas Bel (1756—82), Chr. August Clodius (1782—84) und Friedrich Wolfgang Reiz (1785—90). Gottsched war Professor der Dialektik und Metaphysik, Gellert nur außerordentlicher Professor der Moral.

wie jener, der ſpäteren Entwicklung der deutſchen Literatur entſchieden abhold. Als Kurioſum ſei noch erwähnt, daß er am 4. März 1802 — ein halbes Jahr nach der großartigen Ovation, die Schiller in Leipzig bei einer Aufführung ſeiner „Jungfrau" bereitet worden war! — im Namen der philoſophiſchen Fakultät, deren Dekan er war, ſeinen juriſtiſchen Kollegen, den Dr. Aug. Cornelius Stockmann, den Dichter des Liedes „Wie ſie ſo ſanft ruhn," vor verſammelten Dozenten und Studenten feierlich zum Dichter krönte — das zweite und letzte mal, daß die Leipziger Univerſität ein derartiges Poſſenſpiel erlebte.*) Die Profeſſur der Poeſie wurde nach ſeinem Tode eingezogen und mit der der Rhetorik vereinigt.

In das Stammbuch Ecks haben ſich 82 Perſonen eingezeichnet. Sämtliche Einträge ſtammen mit einer einzigen Ausnahme aus Ecks Studentenzeit (1764 bis 1765) und den darauf folgenden drei Jahren (1766 bis 1768). Erſt zweiunddreißig Jahre ſpäter iſt das Buch dann noch einmal benutzt worden. Im Jahre 1800 haben ein paar Holſteiniſche Prinzeſſinnen, Henriette und Friederike, freundliche Worte des Dankes eingeſchrieben für lehrreiche und angenehme Stunden, die ſie in Leipzig im Verkehr mit Profeſſor Eck verlebt hatten. In der Unterhaltung mag damals wohl der glücklichen Studentenjahre gedacht und dabei das Stammbuch wieder hervorgeſucht worden ſein. Alle Einzeichnungen ſtehen natürlich bunt durch einander; jeder ſchrieb ſich eben ein, wo er gerade

*) Die einzige Leipziger Dichterkrönung, die noch vorhergegangen, war die allbekannte, welche Gottſched am 18. Juli 1752 im Namen der philoſophiſchen Fakultät an dem Freiherrn von Schönaich wegen ſeines Heldengedichtes: „Hermann oder das befreyte Deutſchland" vollzog — übrigens in absentia des Dichters. Ein Baron von Seckendorf nahm an ſeiner Statt den Lorbeerkranz entgegen und dankte im Namen des Gekrönten dafür.

aufſchlug. Da die Blätter aber faſt ausnahmslos datirt ſind, ſo läßt ſich mit leichter Mühe ihre wahre Reihenfolge herſtellen, und dies führt zu intereſſanten Ergebniſſen.

Das Album mag ein Neujahrsgeſchenk geweſen ſein, das der junge Studioſus 1764 von einem Freunde erhielt. Der früheſte Eintrag wenigſtens iſt datirt Halae Jan. 1764 und ſtammt von einem ſonſt unbekannten Johann Andreas von Segner, jedenfalls dem Schenkgeber. Die nächſten aber, die ſich im April und Juni darauf einzeichnen, ſind die beiden Leipziger Profeſſoren Chr. Aug. Cruſius, der bekannte Theolog und Philoſoph, der Gegner der Wolffſchen Schule, und — Gellert; in ihnen wird man diejenigen zu erkennen haben, die dem Beſitzer unter ſeinen Lehrern am nächſten ſtanden und die meiſte Anziehungskraft für ihn beſaßen. Mitte Juni iſt Eck in Halle zu Beſuch und legt bei dieſer Gelegenheit ſein Album Georg Friedrich Meier, dem bekannten Äſthetiker, dem Nachfolger und Plagiator Baumgartens, vor. Im Auguſt ſchreibt ſich in Leipzig der junge Profeſſor Clodius ein, der durch Goethe eine komiſche Berühmtheit erlangt hat; im September geht Eck nach Jena und macht dabei einigen Jenenſer Dozenten ſeine Aufwartung. 1765 vervollſtändigte ſich namentlich der Leipziger Kreis. Im Januar zeichnet ſich Chriſtian Felix Weiße ein, im Februar der Theologe Burſcher, der „Harlekin“ auf dem Katheder und der „Stentor“ auf der Kanzel, im April Johann Auguſt Erneſti, im Juli Reiske. Inzwiſchen iſt Eck im Juni wieder in Jena geweſen und hat auch dort wieder ein paar Blätter eingeheimſt. Am ergiebigſten ſind die beiden Jahre nach Beendigung ſeiner Univerſitätsſtudien, 1766 und 1767, geweſen. Der junge Magiſter tritt entſchieden kecker auf als das Studentlein, er wagt ſich an die erſten Größen hinan. Anfang des Jahres 1766

werden noch eine Anzahl Leipziger nachgeholt, unter ihnen der damals noch junge Theolog Samuel Friedrich Morus, im Juli ist Eck in Halle und besucht unter andern Joh. Salomo Semler, den bekannten Rationalisten, und Klotz, den jungen, damals noch in dem Glanze seiner frühzeitigen Erfolge sich sonnenden Geheimrat. Mitte August reist er nach Berlin, wo er sich über acht Tage aufhält, und der erste, dem er dort, am 16. August, sein Büchlein vorlegt, ist — Lessing. Ein eigentümliches Zusammentreffen, daß diese beiden, Klotz und Lessing, zwischen denen wenige Monate später die für Klotz so verhängnisvolle Fehde ausbrach, hier unmittelbar hinter einander sich einzeichnen mußten! Am 19. August folgt Spalding, am 20. Moses Mendelssohn, Sulzer und die Karsch, am 22. unter andern Ramler. Auf der Rückreise werden Ende August noch ein halb Dutzend Wittenberger mitgenommen. Das folgende Jahr, 1767, bringt von Leipzigern nur noch einen oder zwei Nachzügler. Dagegen ist Eck im Januar in Dresden, wo sich Chr. Ludwig Hagedorn, der Direktor der Kunstakademie, der jüngere Bruder des Dichters, einschreibt, im Mai ist Zachariae von Braunschweig, im August Gleim von Halberstadt aus zum Besuche in Leipzig, und sofort sucht Eck ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Beinahe der ganze Juli aber und der Anfang des August ist ausgefüllt durch eine Rundreise, die ihn über Göttingen, Hannover, Celle, Hamburg, Altona, Braunschweig und Helmstädt führt, und von der er die reichste Stammbuchernte mit heimbringt. In Göttingen wird neben vielen weniger bedeutenden Pütter, der berühmte Staatsrechtslehrer, und Kästner, der bekannte Epigrammatiker, aufgesucht, in Hannover Joh. Adolf Schlegel, der dort kurz vorher in den Hafen eines Pfarramtes eingelaufen war, der Vater der beiden Romantiker, in Altona

der Rektor Joh. Jakob Duſch, der von Leſſing wiederholt arg gezauſte Gottſchedianer, in Hamburg Samuel Reimarus, Klopſtock und der zufällig von Braunſchweig aus hier anweſende Ebert, allbekannt aus Klopſtocks Ode an ihn, auf der Rückreiſe in Braunſchweig der Abt Jeruſalem, der Vater des unglücklichen Werther-Jeruſalem, und Gärtner, der Begründer der „Bremer Beiträge.“ Ohne nennenswerten Ertrag iſt das Jahr 1768. Dagegen bringt das nächſte Jahr noch ein paar wichtige Ergänzungen. Im Januar wird bei einem Beſuche in Dresden Lippert, der Herausgeber der „Daktyliothek,“ und jedenfalls auch Rabener aufgeſucht; des letzteren Eintrag trägt kein Datum, ſteht aber mit dem Lipperts auf derſelben Seite. Im Mai iſt Baſedow in Leipzig, „auf der Reiſe zur innerlichen und äußerlichen Beförderung des Elementarbuchs,“ wie er zu ſeinem Eintrage hinzugeſetzt hat; auch er entgeht dem eifrigen Sammler nicht. Anfang Juni iſt Eck ſelbſt in Erfurt; wieder begleitet ihn das treue Büchlein, und Wieland und Riedel, beide damals Dozenten an der Erfurter Univerſität, müſſen ihren Beitrag ſpenden. Im September endlich wird noch Johann Georg Jacobi in Halle eingeheimſt, deſſen Eintrag den Schluß macht. Undatirt iſt außer Rabeners nur Oeſers Blatt, die ſchon erwähnte kleine Zeichnung. Doch gehört auch ſie jedenfalls in das Jahr 1766 oder 1767.

Eine bedächtige Durchſicht des alten Studentenſtammbuchs iſt in mannichfacher Hinſicht lehrreich. Wir blicken zunächſt auf das Sprachenverhältnis und bemerken, daß von den 81 Einträgen 49 in lateiniſcher, 30 in deutſcher, je einer in engliſcher und franzöſiſcher Sprache geſchrieben ſind; d. h. der Zuſatz bedient ſich dieſer Sprache, der gewählte Spruch iſt z. B. in den lateiniſchen Blättern oft ein griechiſches, bisweilen ein hebräiſches, einmal ſogar ein engliſches Zitat. Mit

Zitaten behelfen sich überhaupt die meisten; die, welche einen eignen Gedanken oder gar eine eigne poetische Leistung hinschreiben, bilden die Minderheit. Was die Schriften betrifft, aus denen die Zitate entlehnt werden, so begegnet vor allem die Bibel, daneben namentlich lateinische Autoren, seltener deutsche Dichter. Charakteristisch sind die deutschen Zitate, insofern sie zeigen, was damals gelesen wurde, was populär war. Wie in Klopstocks Ode „Der Zürchersee" (1750) auf dem Kahne von Hirzels junger Frau „Hallers Doris" gesungen wird und dann „die Jünglinge singen und empfinden wie Hagedorn," wie noch in Voßens „Luise" (1784) beim Lustwandeln im Walde

empfundene Lieder von Stolberg,
Bürger und Hagedorn, von Claudius, Gleim und Jacobi

angestimmt werden, so werden wir uns nicht wundern, auch unter den Sprüchen unsers Stammbuches wiederholt Haller und Hagedorn zu begegnen; daneben finden sich Stellen aus Logau, Gellert, Giseke und Wielands „Musarion." In der Annahme, daß die Wahl des Spruches auch immer für den Schreiber charakteristisch sei, daß tiefe persönliche Überzeugungen sich darin aussprechen, wird man nicht zu weit gehen dürfen. Bezeichnend mag es wohl sein, wenn Succow, der Jenenser Naturphilosoph, in seinem Spruche: Unius corporis destructio alterius est generatio (Die Zerstörung des einen Körpers ist die Erschaffung eines andern) sich als strammer Anhänger des Empedokles und der Atomistiker zeigt, wenn Pütter, der große Staatsrechtslehrer, mit seinem kurzen Deo et reipublicae den Patriotismus neben die Gottesfurcht stellt, wenn Sulzer, der Hauptästhetikus der Zeit, mit dem Horazischen Est modus in rebus, sunt certi denique fines auf Maß und Begrenzung

den Nachdruck legt; aber viele haben sich sicher mit neutralen Aussprüchen begnügt, die überallhin passen. Der eine weist den jungen Studenten griesgrämlich auf Tod und Ewigkeit hin, der andre predigt fröhlichen Lebensgenuß, und dem einen ist es vielleicht so wenig Ernst damit gewesen wie dem andern. Charakteristischer ist die äußere Form, in der die Einzeichnungen auftreten: auf der einen Seite Kürze, Natürlichkeit und Einfachheit, auf der andern Breite, Zopf und Schwulst. Am umständlichsten sind die Unbedeutendsten. Klopstock, Lessing, Wieland setzen simpel ihren Namen unter ihren Spruch; Universitätsprofessoren, deren Namen man heute kaum noch kennt, zählen mit Grandezza alle ihre Titel und Würden auf; sie sind dann wenigstens auch gegen den glücklichen Besitzer des Stammbuches mit doctissimus, clarissimus, ornatissimus, praenobilissimus und andern superlativen Prädikaten nicht karg — nach dem Grundsatze: Gebt allen alles, damit euch von allen alles wiedergegeben werde.

Im folgenden teilen wir eine kleine Auswahl aus den Blättern unsers Stammbuches mit, indem wir uns dabei auf die wichtigeren Erscheinungen der deutschen Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts beschränken und der üblichen Gruppirung derselben folgen. Da begegnen uns zunächst von Leipzigern Clodius, Gellert und Christian Felix Weiße. Einer fehlt: Gottsched. Doch kann uns das nicht wundernehmen. Gottsched starb 1766. Als Eck die Universität bezog, hatte er seine Rolle schon längst ausgespielt. Was im Oktober 1765 der junge Goethe nach Frankfurt schrieb: „Ganz Leipzig verachtet ihn. Niemand geht mit ihm um," das wird auch 1764 schon gegolten haben, als Eck sein Stammbuch in Bewegung setzte. Gellert hat sich mit dem simpeln Quintilianischen Pectus disertos facit (Das Herz ist es, was beredt macht) begnügt.

Weiße füllt ſein Blatt mit einigen engliſchen Verſen, vielleicht einem Zitat, und ſchreibt auch, der einzige im ganzen Buche, den Zuſatz engliſch — ſicherlich bezeichnend für den, der ſich lange Zeit als den deutſchen Shakeſpeare betrachtete, bis Leſſing ihn hierüber in aller Freundlichkeit eines Beſſern belehrte. Clodius widmet „ſeinem Freunde und Zuhörer“ folgendes „Fragment einer Ode auf den Ruhm,“ welches merkwürdigerweiſe frei iſt von jener Verbrämung mit Fremdwörtern und mythologiſchen Namen, die der Student Goethe in ſeiner „Ode auf den Kuchenbäcker Hendel“ ſo ergötzlich verſpottet hat:

Die ihr des Ruhms begehrt, ſchöpft aus der Weisheit Fülle
Den wahren Ruhm, verſcherzt ihn nicht!
Bewundert Gott im Staub, und preiſt ihn in der Stille,
Und bittet ihn um Muth zur Pflicht.
Zerſtreut euch nie zu ſehr, denckt mitten im Getümmel
Der Welt, und der Geſchäfte, Gott;
Denckt der Allgegenwart, denckt an den nahen Himmel
Und ſeyd vertrauter mit dem Tod.
Liebt den der euch verfolgt, ſeyd ohne Falſch, beleidigt
Nie eures Nächſten Eigenthum.
Ehrt euer Vaterland und wenn ihr es vertheidigt
Schont euer Blut nicht — diß iſt Ruhm.

Eine Anzahl von denen, die in den vierziger Jahren in Leipzig von dem Einfluſſe Gottſcheds ſich losgemacht und ſich um die „Bremer Beiträge“ geſchaart hatten, fanden ſich ſpäter als Dozenten am Carolinum in Braunſchweig wieder zuſammen; Ecks Stammbuch hat drei von ihnen aufzuweiſen: Gärtner, Ebert und Zachariae. Gärtner greift zu einem Spruch ſeines Freundes Giſeke, Ebert zitirt ein paar Hagedornſche Zeilen; Zachariae, der „Profeſſor der Dichtkunſt,“ ſchwingt ſich zu folgenden eignen (?) Verſen auf — beiläufig faſt den einzigen fünffüßigen Jamben im ganzen Buche, neben den dominirenden Alexandrinern:

Beglückt iſt Der, der keines Mächtgen Sklav
Sich ſelber lebt; dem bey Nordweſtenſturm
Kein Schiff zerſcheitert am untreuen Fels;
Den Hoffnung nicht im Vorgemach ernährt,
Und der, wenn ringsum ihn der Thoren Schaar
Auf Ruhm erhitzt, nach Schattenehre haſcht,
Verborgen liegt im Winkel ſeiner Welt.

Drei andre, die auch in den vierziger Jahren in Leipzig zuſammengeſtanden hatten, waren, als Eck mit ſeinem Stammbuche umherzog, nach verſchiedenen Richtungen hin verſtreut: Rabener lebte als Steuerrat in Dresden, Johann Adolf Schlegel als Paſtor an der Marktkirche in Hannover, Käſtner als Profeſſor der Mathematik und Phyſik in Göttingen. Rabener hat ein recht ungeeignetes Stammbuchblatt geliefert; er jammert über ſeine unerquickliche Amtsthätigkeit, indem er die Worte zitirt, in denen ein antiker Kollege von ihm, der jüngere Plinius, als kaiſerlicher quaestor aerarii ähnlichen Klagen Luft macht (Epist. I, 10): Subnoto libellos, conficio tabulas, scribo plurimas, sed illiteratissimas, literas (Ich muß Aktenſtücke unterſchreiben, Rechnungen aufſtellen und viele, höchſt triviale Briefe ſchreiben). Schlegel hat ein paar herzlich unbedeutende Zeilen eigner Mache eingeſchrieben, die wir dem Leſer erlaſſen; Käſtner dagegen folgendes hübſche Epigramm:

So wie wir aus der Kinder Thaten
Der reifern Jahre Trieb errathen
So prüft uns Gott in dieſer Welt:
Hier läßt er uns noch Spiele wählen
Bis einſtens den erwachſnen Seelen
Die Puppe ſelbſt nicht mehr gefällt.

Von den Hallenſern wäre Johann Georg Jacobi zu nennen, dem wir gleich noch ſeinen Intimus, Gleim in Halberſtadt, anreihen. Die erlauchten Häupter der Anakreontik haben

ſich beide mit Blümchen aus fremden Gärten begnügt. Gleim greift zu den Hallerſchen Zeilen:

Mach deinen Raupenſtand und einen Tropfen Zeit
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit,

Jacobi zu den Verſen aus der „Muſarion“:

Mein Element iſt heitre, ſanfte Freude,
Und alles zeigt ſich mir in Roſenfarbnem Licht.

Die Berliner Kreiſe ſind durch Leſſing, Mendelsſohn, Ramler und die Karſch vertreten. Auf Leſſings Blatt wird man beſonders geſpannt ſein, und was er geſchrieben hat, enttäuſcht auch nicht. Er hat eine Zeile aus der köſtlichen Epiſtel des Horaz gewählt, in welcher der Dichter einem jungen Freunde Lehren über den Umgang mit Vornehmeren giebt und ihm dabei Ariſtipp, den Cyrenaiker, als das Ideal eines feinen Weltmannes aufſtellt, der es verſtanden habe, die Gunſt der Großen mit Ehren und ohne Selbſterniedrigung zu behaupten. Mit flüchtiger Hand, aber in geſchmackvoller, ſymmetriſcher Anordnung, nach Art einer Lapidarinſchrift, hat er eingezeichnet:

Horat.
Omnis Aristippum decuit color et status et res.

m. c. sc.
Gotthold Ephraim Lessing.
Berol. d. XVI. Aug. 1766.

Es iſt eigenſtes Erlebnis, was er hiermit niederſchrieb; auch er hatte in den fünf Breslauer Jahren, die hinter ihm lagen, im Dienſte Tauentziens ſich als kluger Ariſtipp bewährt. Mendelsſohn ſchreibt ebenfalls einen lateiniſchen Spruch: Felix in terra sapiens, et in aethere felix. Ramler greift zu einem Logauſchen Epigramm — wiederum bezeichnend. War er doch einer der wenigen, die ſich um den heute ja wieder all-

bekannten, damals aber ſo gut wie vergeſſenen Epigrammendichter aus dem dreißigjährigen Kriege gekümmert hatten; 1759 hatte er mit Leſſing gemeinſchaftlich eine Auswahl der Logauſchen Sinngedichte neu herausgegeben. Ungemein freigebig mit ihren poetiſchen Gaben iſt Anna Luiſe Karſch geweſen; ſie hat ſich zweimal eingeſchrieben, einmal am 20. Auguſt 1766, dann noch einmal tags darauf an einer andern Stelle des Buches. Der erſte Eintrag, den ſie mit ihrem Namen unterzeichnet hat, iſt folgender:

ſey Stets als weiſer Mann und criſt
Vergnügt mit dem was gegenwärtig iſt
die Zukunft dekte Gott mit diken finſternißen
wenn dir daß richtende gewißen
nur Jeden abend ſagt heut haſt du recht gelebt
dann frage nie darnach ob morgen
Sturm oder Sonnenſchein Verborgen
dicht über deinem Haupte ſchwebt.

Der zweite Eintrag lautet:

ſey gleich in Sachßen oder Franken
du der empfindung und gedanken
auf freyer Stirn und in dem offnen auge Trägt
ſey wo Du wilſt von Fremden oder Freunden
geliebt Bewundert und gepflegt
und auch gehaßt von Stillen feinden
Sey wo dein ſchickſaal dir gebeut
in welcher lufft auff welcher Erde
erinnre dich nur ſtets daß meine redligkeit
dir immer guttes wünſchen werde

Sappho

Die Handſchrift zeigt, daß dieſe völlig interpunktionsloſe deutſche „Sappho" niemand anders iſt als abermals die Karſch. Auf den Beſitzer des Stammbuchs ſcheint ihre reiche Spende einen beſonders rührenden und nachhaltigen Eindruck gemacht zu haben. Als die Dichterin 1791 ſtarb, widmete Eck ihrem An-

denken eine Anzahl lateiniſcher Trauergedichte (Elegi in mortem Anna Ludovicae Karschiae. Lips. 1792).

Endlich bleiben noch Klopſtock und Wieland übrig. Klopſtock behilft ſich mit ein paar Hagedornſchen Zeilen:

Der Geiſt, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band, er ruht auf keinem Orden.

Wieland hat auf einer linken Seite des Buches geſchrieben: Wir beſſern nicht gern an den Wercken der alma mater rerum. Sein jüngerer Erfurter Kollege Riedel, Klotzens bekannter Sekundant in der archäologiſchen Fehde mit Leſſing, ſchrieb ſupplirend auf die gegenüberſtehende Seite: Und lieben den Spruch ridendo dicere verum.

An dieſen Proben ſei es genug. Nur über das Oeſerſche Bildchen noch ein Wort. Es iſt bezeichnet A. F. Oeser und ſoll, wie eine von ſpäterer Hand hinzugefügte, kaum noch leſerliche Bleiſtiftnotiz beſagt, den Philoſophen darſtellen, der in Gegenwart mehrerer Zuſchauer Linſen durch ein Nadelöhr wirft. Wer war der „Philoſoph," der ſich ſo geiſtreich die Zeit vertrieb? Das Geſchichtchen ſcheint damals populär geweſen zu ſein. Auch im Leipziger Muſenalmanach von 1770 fragt Michaelis in einem witzigen Neujahrsgedicht mit Beziehung auf die poetiſchen Erzeugniſſe des verfloſſenen Jahres:

Wer traf mit ſeinem Hirſekorn
Das feinſte Nadelöhr im ganzen vorgen Jahre?

Lebten wir ſelber noch in jener weichen, elegiſchen Zeit, wo unſer Studentenſtammbuch von Hand zu Hand ging, ſo würden wir vergilbte Blätter, über die vor mehr als hundert Jahren die Feder ſo vieler großen Geiſter gegangen, vermutlich nicht ohne Thränen im Auge aus der Hand legen, Thränen der Wehmut über die ſchnöde Vergänglichkeit und

darüber, daß ein erbärmliches Stück Papier den Menschen überleben muß. In unserm rauheren Zeitalter scheiden wir von dem Büchlein mit einer kühlern Betrachtung. Wir sind gewohnt, das siebzehnte Jahrhundert in unsrer poetischen Literatur als die Periode der „Gelehrtendichtung" zu bezeichnen, und geneigt, schon im ersten und zweiten Drittel des achtzehnten überall die Vorwehen der großen Sturm- und Drangzeit zu erblicken. Wie tief die deutsche Dichtung aber auch damals noch im Gelehrtentum steckte, ist uns selten so greifbar deutlich geworden wie hier, wo fast der ganze deutsche Parnaß jener Tage auf und zwischen Universitätskathedern uns vor Augen tritt.

Goethiana.

Ueber die Beziehungen Goethes zu Leipzig sind — abgesehen natürlich von seiner eignen Erzählung in „Dichtung und Wahrheit“ — die Hauptwerke „Goethes Briefe an Leipziger Freunde, herausgegeben von Otto Jahn“ mit der Einleitung „Goethes Jugend in Leipzig“ (Leipzig, 1849, in zweiter, vermehrter Auflage 1867 erschienen) und „Goethe und Leipzig von Woldemar Freiherrn von Biedermann“ (2 Bde., Leipzig, 1865); außerdem sind noch von Wichtigkeit die betreffenden Partien von G. v. Loepers Anmerkungen zu „Dichtung und Wahrheit“ (Bd. 2, S. 256 bis 342). Die folgenden Blätter enthalten zu dem reichen, an diesen drei Stellen aufgespeicherten Material eine Reihe von Nachträgen.

Die Goethehäuser.

Außer der Studentenwohnung Goethes in der „Großen Feuerkugel“ *) interessiren von Häusern, in denen er in Leipzig verkehrt hat, vor allem drei: die Pleißenburg, wo Oeser wohnte, das Breitkopfische und das Schönkopfische Haus. Betreffs des Breitkopfischen Hauses besteht ein seltsames Mißverständnis. Goethe selbst berichtet: „Bernhard Christoph Breitkopf, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergesell nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte den Goldenen Bären, ein ansehnliches Gebäude auf dem Neuen Neumarkt, mit Gottsched als Hausgenossen. Der Sohn Johann Gottlob Immanuel war auch schon längst verheiratet und Vater mehrerer Kinder. Einen Teil ihres ansehnlichen Vermögens glaubten sie nicht besser anwenden zu können, als indem sie ein großes neues Haus, Zum silbernen Bären, dem ersten gegenüber errichteten, welches höher und weitläuftiger als das Stammhaus selbst angelegt ward. Gerade zu der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt.“ Er erzählt dann weiter, wie er mit den beiden Söhnen des jüngern Breitkopf verkehrt habe, wie er der Familie „beim Auf- und Ausbau, beim Möbliren und Einziehen“ zur Hand gegangen sei, wie er „in dem neuen Hause,“ das er so habe entstehen sehen, oft zum Besuch gewesen sei, wie er mit den Söhnen musizirt und die Sammlungen des Vaters besichtigt habe, wie er von Zeit zu Zeit einen Arzt, Doktor Reichel, „gleichfalls einen Hausgenossen,“ konsultirt habe, und endlich wendet er sich zu

*) Wo lagen die „artigen Zimmer, die in den Hof sahen“? Wenn Biedermann Recht hätte, daß sie in dem nach dem Neumarkte zu gelegenen Gebäudeteile zu suchen seien, so würde sich die von dem „Verein für die Geschichte Leipzigs“ angebrachte Gedenktafel an falscher Stelle befinden.

ſeinen Verſuchen in der Kupferſtecherei mit den Worten: „Nun ſollte ich in dieſem Hauſe noch eine andre Art von Verbindung eingehen. Es zog nämlich in die Manſarde der Kupferſtecher Stock.“

Hier iſt zunächſt ein kleiner Irrtum Goethes zu berichtigen. Leipzig hatte zu ſeiner Zeit einen „Markt,“ einen „Alten Neumarkt“ und einen „Neuen Neumarkt“; die beiden letzteren — keine Plätze, ſondern Straßen, in die ſich aber auch allmählich der Marktverkehr gezogen hatte — heißen heute Univerſitätsſtraße und Neumarkt. Die Breitkopfiſchen Häuſer liegen aber auf der Univerſitätsſtraße, alſo nicht auf dem „Neuen,“ ſondern auf dem „Alten Neumarkt.“ In welchem Hauſe iſt nun Goethe ein- und ausgegangen? Im Goldenen oder im Silbernen Bären?

Loeper bemerkt, indem er ſich auf Biedermann bezieht: „Doktor Reichel, im Goldnen Bären wohnend, war Lehrer an der Univerſität, ſeit 1767 außerordentlicher Profeſſor der Medizin. Der Kupferſtecher Stock wohnte gleichfalls im Goldnen Bären, der unter »dieſem Hauſe« zu verſtehen.“ Biedermann aber verlegt Reichel in den Silbernen, Stock in den Goldnen Bären.

Es iſt wunderlich, wie man aus Goethes Text ſo etwas hat herausleſen können. Wer ſeiner Erzählung unbefangen folgt, kann nicht im Zweifel ſein, daß der Goldne Bär mit der Erwähnung Gottſcheds abgethan iſt, und alles folgende, der Bericht über Goethes Verkehr in der Familie Breitkopf ebenſo wie die Erwähnung Reichels und Stocks, ſich lediglich auf das neuerbaute Haus, den Silbernen Bären, bezieht. Und ſo iſt es denn auch. Nach den Leipziger Adreßbüchern aus Goethes Studentenzeit wohnten Stock und Reichel ebenſo wie Johann Gottlob Immanuel Breitkopf „auf dem alten Neu-

markte, im weißen Bär," Bernhard Christoph Breitkopf aber „auf dem alten Neumarkte in seinem Hause, zum Goldenen Bär genannt," und ein uns vorliegendes, zu Steuerzwecken angefertigtes Register sämtlicher Bewohner Leipzigs vom Jahre 1771 verzeichnet gleichfalls im vierten Stock des Silbernen Bären: „Stock, Kupferstecher. Männer 1, Weiber 1, Kinder 3, Gesinde 2."

Über die Stelle des Schönkopfschen Hauses ist kein Zweifel, es lag auf dem Brühl neben dem Eckhause am Hallischen Gäßchen, dem „Goldnen Apfel" oder „Sonnenweiser." Wer aber, wie es oft geschieht, Goetheverehrer heute vor das Haus führt und es ihnen als dasjenige zeigt, in welchem Goethe einst seinem „Ännchen" das Leben schwer gemacht habe, begeht eine pia fraus. Das Haus ist in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgetragen und neu gebaut worden.

Die Schönkopf waren eigentlich Zinngießer, auch Christian Gottlob Schönkopf noch, der 1740 das Haus von seinem Vater geerbt hatte und mit einer Frankfurter Zinngießerstochter verheiratet war. 1756 aber hing er die Zinngießerei an den Nagel und that einen Weinschank auf, der über zwanzig Jahre bestand; von 1757 bis 1777 heißt es in den Adreßbüchern: „Hr. Christian Gottlob Schönkopf, im Brühle, in seinem Hause, schenkt Wein." Freilich konnte damals von „seinem" Hause von Rechtswegen nicht die Rede sein. Schon 1754 hatte er es, weil er Geld brauchte, an den Kaufmann Gottfried Winckler „wiederkäuflich" auf vier Jahre verkauft. Er machte aber niemals Anstalten, es wieder einzulösen, ließ es verfallen, und als 1786 Gottfried Winckler d. J., der Kunstsammler, Ernst machte und auf wirklicher Abtretung des Hauses bestand, legte sich „aus bewegenden Ursachen" der damalige Oberhofgerichtsassessor Dr. Kanne, der schon seit 1770 als glücklicher

Gemahl „Ännchens“ in dem Hause wohnte, ins Mittel und übernahm es. Dieser hat dann den Neubau aufgeführt.

Ein viertes Haus, wo Goethe viel verkehrt hat, war das, in welchem sein Freund Behrisch, der Hofmeister des jungen Grafen Lindenau, mit seinem Zögling wohnte, und dessen Goethe in den Worten gedenkt: „Obgleich der junge Mann keineswegs vernachlässigt wurde und Behrisch sich entweder in dem Zimmer des jungen Grafen oder wenigstens daneben aufhielt, die Collegia mit ihm sehr ordentlich frequentirte, bei Tage nicht ohne ihn ausging, auch denselben auf allen Spaziergängen begleitete, so waren wir andern doch auch immer in Apels Hause zu finden und zogen mit, wenn man lustwandelte.“ In der Anmerkung, die Loeper zu dieser Stelle macht, haben wohl böse Kobolde ihr Wesen getrieben. Er schreibt: „Apels Haus, einst das Absteigequartier Augusts des Starken, lag auf dem Neuen Neumarkt (Poststraße). Dort wohnte der junge Lindenau, und in den Umgebungen machten die Freunde »sanfte Nachtgänge in der Mondendämmerung.« Die Hauptpromenade der Stadt war zwischen dem Barfüßer- oder Thomaspförtchen und dem Petersthor.“ Diese Sätze enthalten fast so viel Irrtümer als Zeilen. Es giebt zwei ehemalige Apelsche Häuser in Leipzig. Das eine liegt auf dem Neumarkt (wo kommt die Poststraße her?), der „Feuerkugel“ gegenüber, und enthielt zu Goethes Zeit und noch bis weit in unser Jahrhundert herein in seinem dritten Stock eine Menge „Studentenbuden“ der fürchterlichsten Art; im Studentenmunde wurde es die „Apelei“ genannt. Das andre, das bekannte „Königshaus,“ ein Jahrhundert lang und darüber das Absteigequartier des kurfürstlichen Hofes, liegt am Markte, und hier wohnte Behrisch mit dem Grafen Lindenau. Die Hauptpromenade aber für diejenigen, die um die Stadt oder, wie man in Leipzig

noch heute ſagt, „ums Thor“ gingen, war nicht „zwiſchen dem Barfüßer- oder Thomaspförtchen und dem Petersthor,“ denn das Barfüßerpförtchen und das Thomaspförtchen war zweierlei. Vielmehr erſtreckte ſich das älteſte und beliebteſte Stück, welches Rosmäsler 1777 in dem bekannten Kupferſtiche Promenade de Leipsic verewigt hat, eben vom Barfüßer- bis an das Thomaspförtchen; hier war das Stelldichein der feinen Welt. 1748 war dieſe Promenade vom Thomaspförtchen bis an das Petersthor weitergeführt worden.

Die Kunſtſammlungen.

Da wo Goethe von den Anregungen erzählt, die er im Kreiſe Oeſers und der Leipziger Kunſtſammler empfangen habe, ſchreibt er auch: „Die alte Pleißenburg, die Zimmer der Akademie, vor allem aber Oeſers Wohnung, nicht weniger die Winklerſche und Richterſche Sammlungen habe ich noch immer lebhaft gegenwärtig.“ Hierzu bemerkt Loeper betreffs der Richterſchen Sammlung: „Richter, Kaufmann, beſaß eine von ſeinem Vater begründete Sammlung von Gemälden, Kupferſtichen, Handzeichnungen, von welcher Chriſt einen Teil, die Gemmen, ſchon 1743 beſchrieben hatte,“ und verweiſt dabei anf zwei Stellen in Juſtis Biographie Winckelmanns. Hier liegt eine Vermengung von zwei verſchiedenen Sammlungen vor. Das richtige iſt folgendes.

Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Leipzig der Kaufmann und Ratsherr Thomas Richter (geb. 16. November 1652, geſt. 25. Juli 1719), der dnrch den Handel mit den im ſächſiſchen Erzgebirge gewonnenen Blaufarbewaaren, damals wie heute einem Weltgeſchäft, zu großem Wohlſtande gekommen war. Sein Handel wurde nach ſeinem Tode unter der Firma „Gebrüder Richter“ von drei Söhnen

fortgeführt: Thomas Benedikt Richter (geb. 20. Januar 1687, geſt. 24. Auguſt 1722), Johann Chriſtoph Richter (geb. 29. Oktober 1689, geſt. 27. Februar 1751) und Johann Zacharias Richter (geb. 26. Auguſt 1696, geſt. 19. Dezember 1764). Die beiden letztgenannten Brüder — der erſtgenannte ſtarb jung — gelangten ſpäter ebenfalls in den Rat der Stadt, Johann Chriſtoph erhielt außerdem von der kurfürſtlich ſächſiſchen Regierung den Titel Kammer- und Bergrat.

Dieſe beiden legten jeder eine Naturalien- und Kunſtſammlung an. Zur Naturalienſammlung, die vorwiegend Mineralienſammlung war, wurden ſie angeregt durch die Gelegenheit, die ihnen ihre Verbindung mit dem erzgebirgiſchen Bergbau bot. Während aber in der Sammlung Johann Chriſtoph Richters die Naturalien den Hauptbeſtandteil bildeten, mit dem er, mehr als Appendix, eine Gemmenſammlung verbunden hatte, waren in der Sammlung Johann Zacharias Richters die Naturalien Nebenſache, ſie war in erſter Linie Kunſtſammlung. Beide Sammlungen waren räumlich durchaus getrennt. Johann Chriſtoph hatte 1718 das auf der Hainſtraße gelegene Haus „Zum kleinen Joachimsthal“ erworben und das Blaufarbewaarengeſchäft, das ſich anfänglich auf der Reichsſtraße befand, dorthin verlegt. Seine Sammlung aber blieb bis zu ſeinem Tode auf der Reichsſtraße. In dem „Jetzt lebenden und florirenden Leipzig“ wird ſie noch 1746 unter den allgemein zugänglichen Sehenswürdigkeiten der Stadt und zwar unter den „Naturalien-Kammern“ mit folgenden Worten angeführt: „Musaeum Richterianum, welches eine vortrefliche Sammlung reicher Stuffen, Bergarthen, gebildeter und ungebildeter Steine enthält. Inſonderheit ſind ſeine alten Römiſchen und Griechiſchen Gemmae berühmt. Man ſiehet auch

da eine complete Ordnung aller Conchylien, trockner Fiſche, Insecten, See-Gewächſen, nebſt einer zahlreichen Bibliotheck. Es iſt Fremden und Einheimiſchen erlaubt dieſen ſchönen Vorrath zu beſehen." Nach dem Tode des Begründers erbte die Sammlung ſein Sohn, der Profeſſor der Theologie Johann Georg Richter, der ſie auf die Hainſtraße verlegte, und in deſſen Beſitze ſie noch zu Goethes Zeit war.

Die Sammlung Johann Zacharias Richters dagegen erſcheint überhaupt erſt zu Goethes Zeit in den Leipziger Adreßbüchern. So lange der Begründer lebte, bis 1764, ſcheint ſie dem Publikum nicht zugänglich geweſen zu ſein. Erſt als ſie nach dem Tode desſelben in die Hände ſeines Sohnes Johann Thomas Richter übergegangen war, wird ſie im Adreßbuch, und zwar ihrerſeits wieder in zwei räumlich getrennte Teile zerlegt, unter den Sehenswürdigkeiten genannt. Der erſtere, ſicherlich unbedeutendere Teil ſteht im „Florirenden Leipzig" von 1768 unter den „Naturalien- und Kunſtkammern" mit den Worten: „Das zweyte Richteriſche Cabinet, deſſen Beſitzer Herr Johann Thomas Richter iſt, in welchem ſich eine Sammlung von Mineralien, Conchylien, Artefactis, und zur Topographie und Geſchichte der Malerey gehörigen Büchern befindet, und auf der Fleiſchergaſſe, in dem Hinterhauſe des kleinen Joachimsthales, anzutreffen." Der zweite, wichtigere Teil wird unter den jetzt zuerſt erſcheinenden „Malerey-Cabineten" folgendermaßen aufgeführt: „Die Richteriſche Sammlung von Gemälden, Kupferſtichen und Originalzeichnungen, welche Herrn Johann Thomas Richtern zuſtändig, und ſich auf dem Thomas-Kirchhofe, in Herrn Johann Friedrich Richters [des Bruders von Johann Thomas] Hauſe befindet." Das erwähnte Haus war Thomaskirchhof Nr. 2, das zweite Haus vom Thomaspförtchen her, heute durch einen Neubau erſetzt.

Von den Sammlungen beider Brüder nun wurde die erſte, die Johann Chriſtophs, 1743 von zwei Leipziger Univerſitätslehrern, dem Profeſſor der Anatomie und Chirurgie Johann Ernſt Hebenſtreit und dem Archäologen Johann Friedrich Chriſt in einem prachtvollen, mit kolorirten Kupferſtichen geſchmückten Foliobande publizirt. Hebenſtreit hat darin die Naturalien, Chriſt die Gemmen beſchrieben.*) Als Titelbild iſt dem Bande ein Porträt des Sammlers beigegeben, nach Manjocky von Bernigeroth d. J. geſtochen. Dieſe Sammlung auf der Hainſtraße mag Goethe als Student wohl auch geſehen haben, aber natürlich iſt ſie es nicht, welche er in „Dichtung und Wahrheit" meint. Dies iſt vielmehr die Gemälde- und Kupferſtichſammlung Johann Zacharias Richters auf dem Thomaskirchhof. Mit dieſer aber hat die Chriſtſche Gemmenbeſchreibung nichts zu thun. Juſti, auf den ſich Loeper beruft (Winckelmann I, S. 377 und 379), behauptet das auch nirgends; er zitirt nur das Museum Richterianum, ſagt aber nicht, daß darunter die Richterſche Gemäldeſammlung zu verſtehen ſei. Auch Biedermann hält die Beſchreibung Chriſts von der Richterſchen Gemäldeſammlung fern.

Was die Gemäldeſammlung Gottfried Wincklers betrifft, die größte und berühmteſte, die Leipzig im vorigen Jahrhundert beſaß, ſo beſteht auch über ſie ein Irrtum hinſichtlich des Lokals. Sie befand ſich nämlich nicht, wie mehrfach behauptet worden iſt, in dem Hohmannſchen Hauſe (Katharinenſtraße 8), ſondern drei Häuſer weiter nach dem Brühl hinauf. Das Wincklerſche Haus, das von der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts bis in unſer Jahrhundert herein ununterbrochen der Familie gehörte, von 1731 bis 1771 Gottfried Winckler d. Ä., bis 1781 deſſen

*) Musei Richteriani dactyliotheca gemmas scalptas opere antiquo plerasque complexa interprete Joh. Frider. Christio.

Erben, von 1781 bis 1795 Gottfried Winckler d. J., dem Kunstsammler, war auf der Katharinenstraße das dritte Haus vom Brühl her (Katharinenstraße 11). Dort war auch die Gemäldesammlung.

Der Name Winckler begegnet noch einmal in der deutschen Literaturgeschichte: ein Winckler war es, Christian Gottfried, der im Mai 1756 von Leipzig aus mit Lessing die Reise nach den Niederlanden unternahm, deren beabsichtigte Fortsetzung nach England und Frankreich Ende August durch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges vereitelt wurde. Vielleicht interessirt die Mitteilung, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnis dieser zu dem Kunstsammler stand: beider Großväter waren Brüder gewesen. Der Vater Christian Gottfrieds, Christoph Georg Winckler, hatte 1745 die „Große Feuerkugel" gekauft und war 1748 gestorben. Christian Gottfried (geboren 4. Mai 1734), der bei des Vaters Tode 14 Jahre alt war, übernahm 1751 als studiosus juris den väterlichen Grundbesitz. Als er mit Lessing 1756 die erwähnte Reise antrat, war er 22, Lessing etwas über 27 Jahre alt. Da er die „Feuerkugel" bis zu seinem Tode, 1788, besaß, so fällt, außer von Lessing, auch noch von Goethe ein schwacher Schimmer auf seinen Namen.

Das Theater.

Besser noch als aus „Dichtung und Wahrheit" sieht man aus einem kleinen unter die Theateraufsätze Goethes eingereihten Fragment: „Leipziger Theater (1765 bis 1768)," von welcher Wichtigkeit für den Studenten Goethe das Leipziger Theater gewesen ist. Gewiß das wichtigste aber unter seinen damaligen Theatererlebnissen war das, was er an die Spitze jenes Fragmentes stellt: daß gleich im ersten Jahre

ſeines Leipziger Aufenthaltes dem Schauſpiel, welches bis dahin in den Mauern der Stadt ein unſtätes Wanderleben hatte führen müſſen, durch die Freigebigkeit und Unternehmungsluſt eines kunſtſinnigen Bürgers eine bleibende Stätte bereitet wurde. „Auf dem neuerbauten Theater erhielt natürlicherweiſe das Schauſpiel neue Aufmunterung und Belebung.“ Im Oktober 1766 wurde das Leipziger Komödienhaus mit Elias Schlegels „Hermann“ feſtlich eröffnet.

Nicht ſicher iſt bisher der Tag dieſer erſten Aufführung geweſen. Blümner (Geſchichte des Leipziger Theaters, S. 131) meinte, die letzte Vorſtellung, die Koch auf dem alten Schauplatze in Quandts Hofe gegeben habe, „müſſe“ den 5. Oktober ſtattgefunden haben, und da in der Clodiusſchen Schlußrede zu dieſer Vorſtellung die Eröffnung des neuen Hauſes auf den folgenden Tag angekündigt wird, ſo hielt er den 6. Oktober für den Eröffnungstag. Dieſer Vermutung ſteht die Angabe der Schauſpielerin Karoline Schulze gegenüber, die in ihren von Uhde herausgegebenen Denkwürdigkeiten (Hiſtoriſches Taſchenbuch 1874, S. 401) aufs beſtimmteſte den 10. Oktober als den Eröffnungstag nennt. Gewiß iſt dieſer Widerſpruch die Urſache, weshalb Düntzer, der ſonſt in ſeinem Leben Goethes mit ſo diariumsmäßiger Genauigkeit vorſchreitet, in dieſem Falle nichts andres zu ſagen wagt, als die Eröffnung des neuen Theaters habe „anfangs Oktober“ ſtattgefunden.

Uhde rühmt in der Einleitung zu den Denkwürdigkeiten der Karoline Schulze die oft überraſchende Genauigkeit ihrer Aufzeichnungen. Auch der vorliegende Fall iſt ein Beweis dafür: ihre Angabe iſt die richtige, wie ſich aus doppelter aktenmäßiger Quelle nachweiſen läßt.

Im Leipziger Ratsarchiv befindet ſich eine handſchriftliche Chronik von Leipzig, welche in vier ſtattlichen Foliobänden

die Jahre 1714 bis 1771 umfaßt. Sie kündigt ſich auf dem Titelblatte des erſten Bandes ausdrücklich als Fortſetzung der bekannten gedruckten Leipziger Chronik von J. J. Vogel an, die bis zum Jahre 1714 reicht; als Verfaſſer nennt ſich der Univerſitätspedell und Notar Johann Salomon Riemer. Dieſe Chronik, die unter einem großen Haufen von Spreu doch auch eine beträchtliche Menge wertvoller Mitteilungen enthält, iſt bisher ſogut wie nicht benutzt worden. Die wenigen, die etwas von ihrem Vorhandenſein gewußt und in früherer Zeit gelegentlich die eine oder andre Notiz aus ihr geſchöpft und veröffentlicht haben, haben ſtets (abſichtlich oder unabſichtlich) unterlaſſen, ihren Aufbewahrungsort anzugeben, und ſo konnte es z. B. kommen, daß Ph. Spitta, als er mit der Abfaſſung des zweiten Bandes ſeiner Biographie Johann Sebaſtian Bachs beſchäftigt war und dabei auch durch verſchiedne Spuren auf dieſe Continuatio annalium Lipsiensium hingewieſen wurde, trotz wochenlanger Nachforſchungen die geſuchte Quelle nicht auffand. Die vorhandenen Zitate ſchienen auf ein Druckwerk zu deuten. Als aller Bemühungen ungeachtet ſich keines dergleichen nachweiſen ließ, lag es am nächſten, an den auf der Leipziger Stadtbibliothek befindlichen Vogelſchen Nachlaß zu denken. Aber auch hier war alles Suchen vergebens. Wo die Quelle in Wahrheit verborgen war, konnte niemand ahnen.

In dieſer handſchriftlichen Chronik nun iſt unter dem 10. Oktober 1766 aufgezeichnet: „An eben dieſem Tage wurde zum erſtenmale Commoedie auf dem neuen Theater am Ranniſchen Thore auf der Paſtey gehalten, die Comoed. wurde betitult Hermann."

Aber noch eine zweite, beſſere Quelle liegt vor. Das Leipziger Ratsarchiv verwahrt zwei Aktenſtücke aus den Jahren 1764 und 1765, das eine regiſtrirt als: „Acta, die

von Hrn. Obriſten George Rudolph von Fäſch geſuchte Überlaſſung eines Platzes am Eingange des Schloßes alhier zu Anlegung eines Concert-Saales betr.," das andre als: „Acta, die gnädigſt anbefohlene Übergebung der Ranſtädter Baſtey zu Anlegung eines Concert-Saales an Herrn Ingenieurs-Obriſten George Rudolph Fäſchen, und was dem anhängig, betr." Was nach den Aufſchriften ſchwerlich jemand vermuten wird: dieſebeiden Aktenſtücke enthalten die Entſtehungsgeſchichte des alten Leipziger Theatergebäudes.

Schon im Auguſt 1764 wandte ſich der Oberſt Fäſch an den damaligen Adminiſtrator Kurſachſens, den Prinzen Xaver, mit der Bitte, ihm den vor dem Eingange in die Pleißenburg nach der Stadt zu gelegenen freien Platz zur Errichtung eines Konzerthauſes zu ſchenken.*) Das Leipziger Kreisamt und der Leipziger Rat, die zur Begutachtung dieſes Geſuches aufgefordert wurden, ſprachen gegen die Bebauung dieſes Platzes mancherlei Bedenken aus, namentlich fürchteten ſie, daß, wenn auch bei dem beabſichtigten Bau ein Durchgang nach dem Burgthore gelaſſen würde, dennoch Verkehrsſtörungen entſtehen könnten, und ſo lehnte die Regierung das Geſuch Fäſchs ab, forderte ihn aber auf, andre in fiskaliſchem Beſitz befindliche Bauplätze in Vorſchlag zu bringen. Fäſch kam dieſer Aufforderung im Mai 1765 nach, ſchlug zwei andre Plätze vor, darunter die Ranniſche oder Ranſtädter Baſtei, die Regierung entſchied ſich für dieſe, und ſo gab Prinz Xaver am 29. Auguſt 1765 dem Rate Befehl, er möge dem Oberſten Fäſch dieſe Baſtei ſamt den Baumaterialien, ans denen ſie aufgeführt ſei, „erb- und eigentümlich zu ſeiner freien Dispo-

*) Die Bitte hat nichts auffälliges. Schon der verſtorbene Kurfürſt hatte alles an der Pleißenburg gegen die Stadt zu gelegene Areal zur Bebauung verſchenkt. Nur dieſes Stück war noch übrig.

ſition und etwa gutfindenden Abtragung, auch anderweiten Bebauung übergeben und einräumen.“ Noch im Herbſte desſelben Jahres — wenige Tage nach Goethes Ankunft in Leipzig — wurde mit der Abtragung der Baſtei begonnen. Plötzlich aber erſcheint ein neuer Unternehmer und auch ein neuer Plan. Laut eines am 8. März 1766 vollzogenen und im Leipziger Stadtbuch eingetragenen Kontraktes trat Fäſch den ihm geſchenkten Bauplatz an den Leipziger Bürger und Kaufmann Gottlieb Benedikt Zehmiſch ab, und während bisher immer nur von einem Konzertſaale die Rede geweſen war, wurde nun der urſprüngliche Plan durch den umfaſſenderen eines Komödienhauſes verdrängt, in das zugleich ein Konzertſaal mit eingebaut werden ſollte, und ſchließlich blieb es gar bloß bei dem Komödienhauſe. Der Bau, Mitte April 1766 begonnen, wurde raſch gefördert, und in der Michaelismeſſe konnte die Eröffnung des neuen Theaters ſtattfinden.

In demſelben Aktenſtück nun, aus dem wir dieſe Einzelheiten entnehmen, iſt auch ein vortrefflich erhaltenes Exemplar des erſten Theaterzettels aus dem neuen Hauſe eingeheftet. Da das Blatt wahrſcheinlich ein Unikum iſt, ſo iſt es wohl gerechtfertigt, den Wortlaut desſelben mitzuteilen. Der Zettel lautet, mit Hinweglaſſung der Eintrittspreiſe und der Schauſpielperſonen, denen übrigens die Namen der Schauſpieler nicht gegenübergedruckt ſind:

„Mit gnädigſter Erlaubniß | wird heute | von den | Churfürſtl. Sächſiſchen | Hof-Comödianten | auf dem neuen Theater, | nach einer vorhergegangenen Rede in Verſen | zum Erſtenmale aufgeführet: | Herrmann. | Eine Tragödie in fünf Acten, und ein Originalſtück in Verſen vom Herrn Prof. Schlegel. | Darauf folgt ein Ballet: | von vergnügten Schäfern. | Den Beſchluß macht: | Die unvermuthete Wiederkunft. | Eine Co-

mödie des Herrn Regnard in einem Ackte. | Der Anfang ist nach 5. Uhr. | Leipzig, Freytags, den 10. Oct. 1766. Heinrich Gottfried Koch."

Am Schlusse des Zettels, unter den Eintrittspreisen, steht noch folgende Bemerkung: „Man ist genöthiget sehr zu bitten: sich gütigst gefallen zu lassen, daß künftig unter währender Action kein Zutritt aufs Theater erlaubt werden kann, weil sowohl die Enge des Raums, als auch das Machinenwerk solches bey mehrmaliger Verwandelung wegen Verhinderung und zu besorgenden Schadens nicht gestattet; da überdieß noch der enge Raum zur Zeit zum Ankleiden muß gebraucht werden."

Die „barbarische Gewohnheit" also, die Zuschauer auf der Bühne zu dulden, die, wie Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie (10. Stück) erwähnt, in Paris schon 1748 durch die Aufführungen von Voltaires „Semiramis" abgeschafft worden war, sich aber in den französischen Provinztheatern noch jahrelang hielt, 1759 auch von dem Knaben Goethe noch während der französischen Okkupation in Frankfurt auf dem französischen Theater „erlebt und mit Augen gesehen wurde" (Dichtung und Wahrheit, 3. Buch), hatte sich in Leipzig bis 1766 erhalten und wurde erst mit der Eröffnung des neuen Hauses für immer beseitigt.*)

An diese Feststellung eines nicht unwichtigen Datums aus der deutschen Theatergeschichte möge noch eine andre kleine

*) Nur den fremden Wandertruppen gegenüber bestand die Unsitte fort. Noch im „Tableau von Leipzig im Jahre 1783" heißt es bei den italiänischen Schauspielern: „Die jungen Herren gehen auf das Theater, wo die Aktrizen sich hinter den Coulissen aufhalten, und versuchen ihnen die Hände zu küssen, hier stehen sie haufenweise, daß die Akteurs kaum Platz haben durchzukommen."

Berichtigung angeschlossen sein. Goethe erzählt im achten Buche von „Dichtung und Wahrheit," daß, als Oeser auf dem großen Boden des neuen Theaters am Theatervorhang gemalt habe, seine Schüler sich oft um ihn versammelt hätten, und daß er dem Meister bei dieser Gelegenheit die Aushängebogen von Wielands „Musarion" vorgelesen habe. Oder wie er im siebenten Buche bei andrer Gelegenheit noch bestimmter sagt: „Musarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mitteilte."

Loeper hat richtig bemerkt, daß hier ein Gedächtnisfehler Goethes vorliegen müsse. Den Theatervorhang malte Oeser im Sommer 1766, die erste Ausgabe der „Musarion" aber trägt die Jahreszahl 1768: sie wurde dem Verleger, Reich, erst im Sommer 1768 zur Durchsicht zugesandt und erschien jedenfalls zur Michaelismesse. (Vergl. K. Buchner, Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung, S. 31.) Wenn also wirklich Goethe Oesern die Aushängebogen der Dichtung bei seiner Arbeit im Theater vorgelesen hat, so kann dies nur bei der Anfertigung von Dekorationen geschehen sein, wie sie Oeser in der Folge ebenfalls für das Theater herstellte. Nun fragt man sich aber doch: Wie kam Oeser zu den Aushängebogen von Wielands „Musarion"? Denn in Oesers, nicht in Goethes Händen haben wir sie uns nach Goethes eigner bestimmter Erzählung zuerst zu denken.*)

*) Biedermann kehrt die Sache um, wenn er schreibt: „Musarion äußerte eine lebhafte Wirkung auf ihn, und er beeilte sich, die Aushängebogen sofort seinem Lehrer Oeser vorzulegen." Auch Düntzer erzählt falsch: „Reich teilte dem Genesenden [Goethe] die ersten Bogen des eben im Druck begriffenen Gedichts mit."

Die Sache erklärt sich wohl folgendermaßen. Oeser hatte für den Verleger Wielands, Reich, die Vignette zu dem Titelblatt der „Musarion" geliefert. Dies Titelblatt bildet, wie es damals die Regel war, das erste Blatt des ersten Bogens, und so war es selbstverständlich, daß Reich Abzüge dieses Bogens und dann auch die weitern Aushängebogen Oesern zusandte. Natürlich mußte dieser die Dichtung vorher bereits aus dem Manuskript flüchtig kennen gelernt haben, wie hätte er sonst eine Szene daraus illustriren sollen? Trotzdem konnte er den Wunsch hegen, nach dem Drucke das Ganze nochmals bequem zu genießen. Die Vignette stellt den Moment aus dem Anfange des zweiten Gesanges dar, wie Phanias in Begleitung der Musarion sich seinem Landhäuschen nähert und dort mit ansehen muß, wie seine beiden weisen Freunde sich am Boden wälzend ihre philosophischen Überzeugungen mit Schlägen einander mitzuteilen bemüht sind. Daß die Vignette in der That von Oesers Hand ist, lehrt der erste Blick. Auch zu der andern Dichtung Wielands, die gleichzeitig bei Reich erschien, zum „Idris" — die Vorrede ist datirt „B[iberach]. den 30. des Brachmonats 1768" — hat Oeser die Titelvignette gezeichnet. Sie zeigt die Szene aus der 38. Strophe des ersten Gesanges, wo Idris im Bade von der schönen Nymphe überrascht und bestürmt wird, während sein Pferd Raspinette am Ufer grast.

Bei der Wichtigkeit, die für den Studenten Goethe in Leipzig das Theater gehabt hat, muß es erwünscht sein, noch genauere und reichlichere Kunde als bisher über das Repertoire des Leipziger Theaters in den Jahren 1765 bis 1768 zu erhalten. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß Goethe alle Stücke besucht habe, welche die Kochsche Gesellschaft in diesen Jahren in Leipzig aufgeführt hat, ein fleißiger Theatergänger war er, und die bedeutenderen Stücke hat er gewiß gesehen.

Leider ist es um unsre Kenntnis dieses Punktes sehr dürftig bestellt. Während in den fünfziger Jahren das Leipziger Theater eine ziemlich reiche Literatur erzeugte — im Jahre 1753 z. B. eine große Anzahl von Streitschriften und Pasquillen, hervorgerufen durch die zahllosen Aufführungen der Operette „Der Teufel ist los," 1755 abermals eine Reihe von Schriften und Gegenschriften über die Leistungen der Kochschen Truppe in Leipzig —, während ferner über die Leipziger Theaterzustände in den nächsten Jahren nach Goethes Aufenthalt in Leipzig Klotzens „Deutsche Bibliothek," die beiden „an Herrn J. F. Löwen in Rostock" gerichteten Schreiben „Über die Leipziger Bühne" von Siegmund von Schweigerhausen (Chr. H. Schmid) (Dresden, 1770), Willebrands Wochenschrift „Angenehmer Sommerzeitvertreib" (Leipzig, 1770), Chr. H. Schmids „Parterr" (Erfurt, 1771) und die ersten Jahrgänge des Leipziger Musenalmanachs (1770 flg.) eine Fülle von Material liefern, beschränkt sich die ganze Leipziger Theaterliteratur aus Goethes Leipziger Studentenzeit auf die gereimte „Rede bey der Richtung des neuen Schauspielhauses in Leipzig Den 18. Julii 1766" von dem damaligen jungen Studenten Johann Benjamin Michaelis (auf dem ersten Textblatt eine reizende Vignette von Oeser: vier Putten sind damit beschäftigt, den bekränzten Hebebaum vor dem Neubau aufzurichten), auf die bekannte Sammelschrift „Nachricht von der Eröfnung des neuen Theaters in Leipzig. 1766" und auf (Mauvillons d. J.) „Freundschaftliche Erinnerungen an die Kochsche Schauspieler-Gesellschaft bey Gelegenheit des Hausvaters des Herrn Diderots. Frankfurt und Leipzig. 1766." Leipziger Theaterzettel aus jenen Jahren sind — bis auf den obenerwähnten vom 10. Oktober 1766 — nirgends zu tage gekommen, weder in einer öffentlichen noch in einer Privatsammlung Leipzigs. Die

Leipziger Tagespreſſe jener Zeit aber — das „Gnädigſt privilegirte Leipziger Intelligenz-Blatt“ und die „Leipziger Zeitungen“ — nahmen vom Theater keine Notiz; ſie brachten weder jemals einen Theaterzettel noch eine Theaterkritik.

So ſind wir denn, um das Leipziger Theaterrepertoire jener Jahre zu rekonſtruiren, auf kümmerliche Brocken angewieſen. Zunächſt auf die wenigen Notizen, die ſich bei Goethe ſelber finden: in „Dichtung und Wahrheit“ und in dem Aufſatz „Leipziger Theater.“ Eine kleine Ergänzung hierzu läßt ſich aus Blümners „Geſchichte des Theaters in Leipzig“ (1818) entnehmen, eine etwas reichlichere aus den von H. Uhde veröffentlichten Denkwürdigkeiten der Schauſpielerin Karoline Schulze. Die Schulze war vom 22. April 1767 bis zum 24. Februar 1768 bei der Kochſchen Truppe in Leipzig beſchäftigt.

Die Liſte, die ſich aus dieſen Quellen für die Jahre 1765 bis 1768 zuſammenſtellen läßt, beſteht aus folgenden Theaterſtücken:

1765 (?) Der poetiſche Dorfjunker (nach Destouches' Le poëte campagnard bearbeitet von Frau Gottſched).

1765 (?) Die Poeten nach der Mode von Chr. F. Weiße.

1766. Der Teufel iſt los (nach Coffey's The devil of pay bearbeitet von Weiße, komponirt von Standfuß und Hiller).

1766. Der Hausvater von Diderot.

1766, 10. Oct. Hermann von Joh. Elias Schlegel und Die unvermutete Wiederkunft von Regnard.

1766, 25. Nov. Liſuart und Dariolette von Schiebeler, komponirt von Hiller.

1767, 22. April. Cenie oder die Großmut im Unglücke von Frau von Graffigny, überſetzt von Frau Gottſched.

1767, 6. Mai. Romeo und Julie von Weiße (im Laufe des Jahres neunmal wiederholt).

1767. Miß Sara Sampſon (dreimal).

1767, 18. Nov. Minna von Barnhelm (bis zu Ende des Jahres ſechsmal wiederholt).

1767. Lottchen am Hofe, nach dem Franzöſiſchen von Weiße, komponirt von Hiller.

1767 (?) Die Liebe auf dem Lande, nach dem Franzöſiſchen von Weiße, komponirt von Hiller.

1767 (?) Medon oder die Rache des Weiſen von Clodius.

.... Gellertſche Luſtſpiele (darunter Das Band?).

.... Nachſpiele von Schiebeler.

.... Eine franzöſiſche Komödie, worin Koch den Criſpin ſpielte.

Dieſe dürftige Liſte läßt ſich nun zum Glück aus einer andern Quelle weſentlich erweitern. Die Leipziger Stadtbibliothek beſitzt von dem „Verzeichniß der Tragödien und Comödien von fünf und drey Ackten, welche vom Jahr 1750 an auf dem Kochiſchen Theater und wann ſolche zum erſtenmale aufgeführet worden“ (Hamburg, gedruckt bey Conrad Jacob Spieringk), desgleichen von dem dazu gehörigen „Verzeichniß der Nachcomödien oder kleinen Stücke von einem Ackt, welche vom Jahr 1750 an u. ſ. w.“ (Ebda.) ein Exemplar mit handſchriftlichen Nachträgen. Es ſtammt aus dem Nachlaß Blümners; die handſchriftlichen Nachträge ſind jedoch nicht von ſeiner Hand, ſondern von der Hand eines frühern Beſitzers, der gleichzeitig mit Goethe in Leipzig gelebt haben muß, denn ſie verzeichnen namentlich erſte Leipziger Aufführungen aus den ſechziger Jahren. Der Beſitzer war höchſtwahrſcheinlich ein Mitglied der Kochſchen Truppe. Da Blümner dieſe Nachträge in ſeiner „Geſchichte des Theaters in Leipzig“ nicht ver-

wertet hat, so ist anzunehmen, daß das Exemplar erst nach der Veröffentlichung seines Buches in seinen Besitz gelangt ist.

Im folgenden gebe ich die Nachträge, soweit sie sich auf die Zeit von Goethes Aufenthalt in Leipzig beziehen — es sind flüchtige Bleistiftnotizen —, buchstäblich getreu wieder. Im ersten Teile sind verzeichnet:

Mütter Schule 24. Jan. 1766 in Leipzig
d. 28. May 1766 der andre Theil v. Teufel Leipzig
d. 9. Juni 1766 das Herrnrecht in Leipzig
d. 6. Aug. Gelehrte Ignorant in L.
d. 8. Sept. 1766 Amalia. L.
d. 10. Oct. 1766 Herrmann im neuen Hause
d. 25. Nov. Lisuard Dariol. in L.
d. 2. Jan. 1767 Le Curieux Impert. in Prosa
d. 28. Jan. 1767 Atreus Thyest
d. 30. Lisuard in 3 Acten
d. 11. Febr. 1767 Mißtrauische
d. 28. April Miß Fanny. 1767.
d. 30. April 1767 Neue Weiber Schule
d. 6. May 1767 Romeo
d. 7. May 1767 Lottchen am Hofe.
[ohne Datum] Kindliche Zärtlichkeit Liebe
Seltsame Zufall
Neugierigen Frauenzimmer
Krieg
Minna
Verstellte Kranke
Wahre Freund
Medon
1768 in Leipzig
d. 6. Apr. Eugenie

d. 18. Apr. Vormund
26. Apr. Zweykampf
d. 2. May Schein betrügt
d. 13. May Galeeren Sclave
d. 20. May Liebe auf d. Lande
d. 25 dito Lügner v. Goldoni
d. 15. Jun. Philoſoph in d. That
d. 23. Jul. Ehrliche Avanturier
d. 20. Aug. Graf v. Olsbach.

Im zweiten Teile ſind nachgetragen:

d. 26. Apr. 1766 der Derwiſch — Leipzig
d. 28. Aug. 1766 Verliebte Unſchuld
d. 4. Decbr. 1766 Natural Sammler in Leipzig
1767
d. 3. Merz Schule des Jünglings in L.
d. 25. Apr. 3fache Heyrath
d. 4. May die wahre Liebe.

Das hier mitgeteilte Verzeichnis enthält neunundreißig oder, da „Liſuart und Dariolette" zweimal vorkommt, achtunddreißig Theaterſtücke. Von dieſen decken ſich nur acht mit der oben zuſammengeſtellten Liſte (Der Teufel iſt los, Hermann, Liſuart, Romeo, Lottchen am Hofe, Minna, Medon, Die Liebe auf dem Lande), dreißig kommen neu hinzu. Ein gutes Zeichen für die Zuverläſſigkeit der Notizen iſt es, daß bei „Hermann," „Liſuart" und „Romeo" der angegebene Tag mit dem von andrer Seite überlieferten Datum genau übereinſtimmt. Trotz der abgekürzten Bezeichnung laſſen ſich die meiſten der aufgeführten Stücke wiedererkennen. „Amalia," „Thyeſt" und der „Naturalienſammler" ſind von Weiße, der „Mißtrauiſche" iſt von Cronegk, der „Graf von Olsbach" von Brandes; die „Mütterſchule" iſt von Nivelle de la Chauſſee,

die „Neue Weiberſchule“ von Moiſſy, „Eugenie“ von Beaumarchais, der „Wahre Philoſoph“ von Araignon, die „Verliebte Unſchuld“ von Marin, die „Dreifache Heirat“ von Destouches; der „Seltſame Zufall,“ die „Neugierigen Frauenzimmer,“ die „Verſtellte Kranke,“ der „Wahre Freund,“ der „Vormund“ und der „Ehrliche Avanturier“ ſind von Goldoni. Es überwiegt alſo, was niemand wundernehmen wird, bei weitem das franzöſiſche und italieniſche Schauſpiel. Auch wenn ſich nicht nachweiſen ließe, daß irgend eines dieſer Stücke einen Einfluß auf Goethes Schauſpieldichtung gehabt habe, würde eine ſo vermehrte Kenntnis des damaligen Leipziger Repertoires nicht zu verachten ſein.

Studentenleben.

Die oben erwähnte Riemerſche Chronik enthält noch manches, was zu Goethes Aufenthalt in Leipzig Beziehung hat. So berichtet ſie, daß am 29. November 1765 „der weiſe Bär am Sperlings Berge Hr. Breitkopfen dem Buchdrucker gehörig mit solennitaeten unters Dach gebracht“ worden ſei; ſie erwähnt 1766 bei verſchiedenen Anläſſen einen der intimſten Jugendfreunde Goethes, den Dr. jur. Chriſtian Gottfried Hermann, den ſpäteren Leipziger Bürgermeiſter; ſie giebt unterm 12. Dezember 1766, dem Todestage Gottſcheds, eine eingehende Darſtellung von dem äußern Lebensgange des Verſtorbenen; ſie erzählt, daß im Oktober 1767 zur Michaelismeſſe der kurfürſtliche Hof Leipzig beſucht und eine Reihe akademiſcher Vorleſungen mit ſeinem Beſuche beehrt habe, führt auch die Themata dieſer Vorleſungen ſämtlich auf; Clodius z. B. „laß eine critiſche Beurtheilung der Dichter vor,“ Böhme „handelte das Leben Henrici IV. Königs in Franckreich ab,“ Erneſti ſprach „von den Mitteln, der Gelehrſamkeit auf-

zuhelffen" und nannte unter den Hinderniſſen derſelben unter anderm „die Comoedien, das Concert, die Vernachläßigung des Privat Fleißes," Gellert endlich „redete von den Vorzügen der alten Schrifft Steller vor den neuen." Am ausführlichſten aber verbreitet ſich der Chroniſt über ein Ereignis aus den letzten Wochen von Goethes Leipziger Aufenthalt, über den Studententumult, mit deſſen Schilderung Goethe in „Dichtung und Wahrheit" die Erzählung ſeiner Leipziger Studentenzeit abſchließt.

Nach unſrer Chronik handelte es ſich dabei nicht um einen einmaligen Unfug, ſondern um eine ganze Reihe von Exzeſſen, die ſich durch die Sommermonate des Jahres 1768 hinzogen. Den Anfang machte ein mutwilliger Streich, den eine Anzahl Studenten am Abend des 29. Juli verübt hatten, nachdem das Vogelſchießen der Schützengeſellſchaft mit dem üblichen Feuerwerk geſchloſſen worden war.

„Da nun dieſes Vergnügen ein Ende hatte — erzählt der Chroniſt —, ſo giengen einige studiosi nach Plagwitz in die Geßneriſche Schencke, und wurde eine Studenten Wache vor dieſelbe geleget, und wann studenten hineinwolten, ſo von der Affaire nichts wuſten, wurden ſie in die andere Schencke zu gehen beordert, letztere iſt alsden ſo voll worden, daß kein Menſch mehr hineingehen können; Handwercks Purſche und ander liederlich Geſindel haben ſich reteriren müßen, und haben ſich die Purſche gantz ruhig gehalten. Nach 12. Uhr marchiren 200. Purſche in die Geßneriſche Schencke, wie aber die Wirthin ſiehet, daß die Purſche ſo ſtarck ankommen, entſpringet ſie mit ihrer Familie, unterdeßen aber zerſchmeißen die studenten alles was ihnen vorkommt, Krüge, Gläſer, Fenſter und den Ofen. Es kamen auch die Bauern der Schenckin zu Hülfe, welche aber durch 50. Studenten zurück getrieben worden. Wie alles

ruiniret war, gingen die Purſche geruhig in die andere Schencke. Der Schaden wurde auf 80 rthl. aestimiret.

Den 31. als Sontags Abends giengen 50. bis 60. Studenten durch das Peters Thor, welche kein Thor Geld geben wolten, da kam es mit denen Stadt Soldaten zum Hand Gemenge, ein Soldat aber ſo die Wache hatte, wurde von denen Studenten auf den Peters Kirchhoff getragen, die Flinte genommen, und mit Schlägen übel tractiret, als bat er um ſeine Flinte, daß man ſie ihm geben ſolte, ſo haben die Studenten ſolche mit dem gröſten Ungeſtüm auf die Erde geworffen, und gieng alles nach Hauſe.

[Den dritten Auguſt] giengen 5 Studenten durch das Grimmiſche Thor, als daßelbe geſchloßen war, viere bezahlten das Thor Geld, Matern als das Haupt wolte ſolches nicht geben, ſondern wiederſetzte ſich der Wache, und entblößte den Degen. Wie die andern 4. dieſes hören, kamen ſie wieder zurück, der eine davon ſtach die Schildwache in die Hand, zwey entkamen, Matern und noch einer wurden ſogleich in die Hauptwache gebracht, und andern Tages durch die Pedells abgehohlet und auf das Carcer gebracht. Wie Matern ins Verhör kam, gab er 2. andere, ſo Anführer im Peters Thore geweſen ſeyn ſolten, an, welche Schießler und Seyfert waren, ſolche ließen Ihr. Magnif. der Hr. Rector auch gleich hohlen und ins Carcer ſetzen. Als dies geſchehen, wurde eine Wache von Stadt Soldaten an das Carcer in dem Zwinger geſtellt. Von dieſer Zeit an mußten 50. Mann Feld-Soldaten die Nacht hindurch ins Schloß auf das Piquet ziehen.

Den 11. war vor die Leipziger Academiſten ein trauriges Schauſpiel. Es hatte nehmlich der Lieutenant Oheim mit den Stadt Hauptmann dem Kaufmanne Hr. Frege, dieſen Tag die Wache. Letzterer ſchicket den Herrn Lieutenant 6 rthl. auf die

Wache, mit vermelden, weil kein Defensioner mehr auf das Piquet ziehen wolte, ſo ſolte der Hr. Lieutenant den heutigen Piquet ein douceur machen, dieſer theilet das Geld ein, und wie ſie es bekommen hatten, ſo wurde es auch verſoffen. Als der Zapfenſtreich Abends ſeinen Anfang nahm, ſo giengen nicht alleine eine große Bedeckung von Stadt Soldaten mit, ſondern es wurden auch Patrollen ausgeſchickt, welche alle mit aufgeſteckten Pajonete aufziehen muſten. Die Studenten unterließen es deswegen doch nicht, ihren Zapfenſtreich mit einer kleinen Trommel zu ſchlagen. Als ſie an das Fürſten Hauß kamen, ſo gieng es von den Soldaten an ein hauen, ſchlagen und ſtechen, wem ſie antraffen, der bekam etwas davon, viere von denen studiosis brachten ſie mit gewaltigen Schlägen in die Wache, von den übrigen aber wurden einige plessirt, und mußten dabei auch welche unſchuldig mit leiden.

Den 19. ſind 9 studenten aus dem Carcer durch die Herren Comilitones, ſo tumults wegen und 4. Wochen gedauert hatte, zu ſitzen gekommen, parforce von dem Herrn Rectore Magnifico Herrn Hoffrath Boehmen loßgebethen und von 1500. studenten in Empfang genommen worden, welche nachgehends 6. Mann hoch durchs Grimmiſche Thor hinaus in den Kohl Garten zogen, und ſich eine Stunde luſtig machten, nachgehends wieder in der ſchönſten Ordnung um 7. Uhr mit Music hereinzogen, und dem Hrn. Rect. Magnifico ein frohes Vivat rufften, und von da auf den Marckt giengen und mit folgenden Worten: Es leben alle, die unſere Freyheit behauptet haben! beſchloßen und [ſich] geruhig mit guter Nacht Nehmung nach Hauſe begaben.

Den 27. war Hr. D. Samets Geburths-Tag, und ſeine Auditores brachten ihm ein Vivat unter Trompeten und Paucken Schall, dieſes wurde in der gröſten Ordnung und Ruhe zu

Ende gebracht. Aber noch dieſen Abend rottirten ſich einige junge studenten zuſammen, dieſe ſchmißen Hrn. Fregen die Fenſter ein, und blieb alſo im erſten Stock nicht eine Scheibe gantz. Die Schaar Wache that nichts, als daß ſie Zuſchauer waren. Am eben denſelben Abend giengen 3. studenten durch das Ranſtädter Thor, zwey davon bezahlten das Thor Geld, der dritte aber, weil er kein Geld hatte, will ein Pfand geben. Dieſes wollen ſie im Thore nicht annehmen, es komt aber noch einer, dieſer höret den Streit und bezahlet, und wie er bezahlet hat, ſo ziehet er ſeinen Degen und ſticht den einen Soldaten durch die Hand und entſpringt, iſt auch glücklich davon gekommen, die erſten 3e aber ſind arretiret worden.

Den 28ten kamen 12. studenten aus den Kohlgarten und giengen durch das Grimmiſche Thor und bezahlten alle ihr Geld richtig, daß auch der Lieutenant zu ihnen ſagte: Meine Herren, ſie können in Gottes Nahmen gehen, es iſt alles richtig. Darauf ſagte der Unter Officier: Die Jungen können wohl ein wenig warten, bis ich das Geld durchgeſehen habe. Wie die Studenten dieſes höreten, giengen ſie in aller Stille zu dem Commendanten und erzehleten ihm, wie ihnen der Unter Officier begegnet hatte, und verlangten diesfals Satisfaction, welche er ihnen auch verſpricht.

Den folgenden Morgen als den 29. gehen ſie wieder zu dem Commendanten und erkundigen ſich wegen der verſprochenen Satisfaction. Da will er von nichts mehr wißen und ſpricht, er wolte ſie ſchon abſtraffen laßen.

An eben dieſen Tage wurde die Raths-Wahl gehalten, und der Burgermeiſter Hr. Hoffrath Schubert hatte die Regierung angetreten. Dieſerwegen wollten Ihm 2. junge studenten ein Solennes Vivat bringen und ſchlugen es an das ſchwartze Bret. Es wurde aber auf dem Marckte durch 200.

nicht gebilliget, daß kein einziger mit gehen solte. Deßen ohngeachtet haben sich 50. studenten zusammen rottiret, diese giengen zu dem Burgermeister und rufften ein schlechtes Vivat. Wie sie fortgehen wollten, so kamen die Stadt Knechte mit ihren Stangen und trieben sie aus einander.

Diesen Nachmittag ruckten 50. Mann feld Soldaten in das Peters Thor zu denen Stadt Soldaten auf die Wache."

So weit unsre Chronik. Der Rat hatte schon unterm 12. August durch Maueranschläge dazu aufgefordert, den polizeiwidrigen Unfug einzustellen. Am 31. August veröffentlichte der Rektor der Universität einen von dem Prinzen Xaver an die Professoren gerichteten Erlaß, den er mit Bitten und Beschwörungen in lateinischer Zunge begleitete, nachdem schon tags zuvor eine kurfürstliche Kommission von Dresden eingetroffen war, die zur Untersuchung und Bestrafung der Ausschreitungen abgesandt war. Die Kommissarien entledigten sich ihres Auftrages in den ersten Septembertagen, und am 7. September kann der Chronist berichten: „Die Ruhe und Ordnung ist wieder hergestellt, und hoffet man selbige durch die genommenen Maaßregeln auch in der Folge zu erhalten." Am 5. Oktober kehrte die Kommission nach Dresden zurück, und ein vom 28. Oktober datirter Erlaß an die Studentenschaft, vom Rektor wieder mit einigen beweglichen lateinischen Zusätzen begleitet, machte den Schluß dieser denkwürdigen Ereignisse.

Vergleicht man die Aufzeichnungen unsrer Chronik mit Goethes Darstellung, so sieht man, daß ihm vor allem die Episode in der Erinnerung geblieben war, die er selbst mit angesehen hatte: der Angriff auf das Fregische Haus; alles übrige hat er in eine Art von poetischem Extrakt zusammengefaßt. Auch die Ursache der studentischen Erbitterung auf

Frege hatte er im Gedächtnis behalten. Denn wenn er schreibt, man habe erzählt, „es hätten angesehene Personen wegen tapferen Widerstandes die Obsiegenden gelobt und belohnt," so giebt er augenscheinlich ein Gerücht wieder, das sich infolge der aus Freges Tasche an die Stadtsoldaten gelangten Geldspende gebildet hatte. —

Im Anschluß hieran möge noch ein Erzeugnis studentischen Witzes besprochen sein, das zwar erst einige Jahre nach Goethes Weggange von Leipzig entstanden ist, aber doch mit ein paar Kleinigkeiten aus seinen eignen Mitteilungen sich berührt.

Zu Anfang des Sommersemesters 1773 wurde in den Leipziger Studentenkreisen unter dem Titel „Leipziger Studentengeographie" ein in Kupfer gestochener Plan von Leipzig und Umgegend kolportirt, an den ein ebenfalls in Kupfer gestochenes Textblatt angeschlossen war, welches über die um die Stadt herumliegenden Ortschaften allerhand Winke für die neuangekommene studirende Jugend enthielt. Das Opus erregte Anstoß. Daß unter dem Plane von Leipzig die verfängliche Strophe zu lesen war:

Die Lage einer fremden Gegend kennen,
Der Städte Pracht und ihre Nahmen nennen,
Ist nichts, ist bloße Theorie;
Allein in Städten hübsche Mädchen küssen,
Des Dorffes Bier und seine Stärke wissen,
Ist practische Geographie —

hätte hingehen mögen; allein die Bemerkungen über einzelne der um Leipzig liegenden Dörfer und die dort befindlichen Wirtschaften waren zu lasterhafter Natur, als daß sie nicht den Zorn der hohen „Bücherkommission" hätten erregen sollen. Der Kupferdrucker Kupfer, der das Avertissement der „Geographie" in die Zeitungen hatte rücken lassen, wurde daher

vorgefordert, leugnete aber, das Opus ſelbſt gedruckt zu haben; es ſei ihm aus Halle zum Vertrieb zugeſchickt worden, wie er durch den ebendaher erhaltenen Brief darthun könne. Als er jedoch aufgefordert wurde, dieſen Brief unverweilt einzureichen, geſtand er, daß die „Studentengeographie" von ihm ſelbſt gedruckt und kolorirt worden ſei. Was auf den Platten ſtünde, habe er aus verſchiedenen Stammbüchern genommen, und „die Kupferſtecherin, die Philippin alhier" (Johanna Dorothea Philippi, geb. Syſang) habe die Platten in ſeinem Auftrage geſtochen. Darauf mußte er die beiden Platten und alle noch vorhandenen Abdrücke abliefern, und der Leipziger Rat berichtete über den Vorfall an das Oberkonſiſtorium nach Dresden. Dieſes verlangte die ungeſäumte Zuſendung der Kupferplatten und aller Abdrücke, ſowie die Ausforſchung und Beſtrafung des Verfaſſers, und da die Kupferſtecher und Kupferdrucker, wie der Adreßkalender auswies, zum großen Teil in den akademiſchen Kollegien wohnten, ſo wurde den Kuratoren der Kollegien die ſtrengſte Aufſicht über dieſe Leute eingeſchärft. Der Rat nahm darauf die Unterſuchung wieder auf, und es zeigte ſich, daß der junge Maler und stud. math. Capieux, der an der Oeſerſchen Akademie Zeichenunterricht erteilte, die Zeichnung zu den Kupferplatten geliefert, dieſelbe aber einem Studentenſtammbuch entlehnt hatte, welches er bei dem Leipziger Innungsmaler Schiele geſehen, der ein Stammbuchblatt in dem Buche hatte malen ſollen. Zu guter letzt wurde noch der Eigentümer des Stammbuches ſelbſt ermittelt, die „Studentengeographie" mit philologiſcher Akribie mit den betreffenden Blättern des Stammbuches kollationirt, und dabei zeigte ſich denn allerdings, daß beide im weſentlichen mit einander übereinſtimmten. Nur bei dem Dorfe Eutritzſch, wo im Stammbuche als ehemaliger hospes der „ſelige Hendel"

genannt war, hatte Capieux dafür den „seligen Gieske" eingesetzt, weil „niemals ein Hendel in Eutritzsch gewesen sei." Als Dichter aber der oben angeführten klassischen Strophe und als Erfinder der ganzen „Studentengeographie" hatte sich in dem Stammbuche ein stud. theol. Werner genannt; unter der Strophe stand noch der schwungvolle Zusatz: „Bester Herr Bruder! Dieses sey das Denckmahl der festesten Freundschafft, welche wir in dieser Zauber Flur in dem schönen Pleis Athen errichteten. Leipzig d. 20. Novbr. 1770." Hiermit wurde die Untersuchung geschlossen, und die Bücherkommission berichtete nochmals nach Dresden, worauf Kupfer und Capieux zu einer Geldstrafe verurteilt wurden.

Die Dörfer, die Goethe als Zielpunkte seiner Leipziger Spaziergänge nennt, befinden sich natürlich sämtlich auf der „Studentengeographie," sämtlich mit kurzen, für den Neuling lehrreichen Zusätzen. Von Raschwitz heißt es: „Ein gantz angenehmer Ort, man frage die Lohnkutscher darum," von Gohlis: „Merseburger — — Die nützliche Pflanze der Gelehrsamkeit wird hier von den vielen Knoten-Unkraut erstikt. Schade genug — —." Bei den Kohlgärten von Reudnitz ist bemerkt: „Eine immerflüßende Quelle und Erquikung grundtriebiger Kuchenmusen — Die Caravanen dahin sind bekannt — —," beim Rosenthal: „Die schönste Promenade um Leipzig. Freylich giebt es auch viele moralische Eber darinnen, doch dafür kan das gute Rosenthal nicht — —."

Daß auch der junge Goethe gelegentlich als „grundtriebige Kuchenmuse" nach Reudnitz gepilgert ist, und wie er dort den Kuchenbäcker Hendel — den das erwähnte Stammbuch irrtümlich nach Eutritzsch versetzt hatte — in einer parodistischen Ode gefeiert hat, ist allbekannt. Die „Studentengeographie" zeigt nun auch, wo das böse Merseburger geschenkt wurde,

dem er einen Hauptteil der Schuld an seiner schweren Erkrankung in Leipzig zuschob.

Spätere Beziehungen.

In den späteren Jahrzehnten seines Lebens, in seiner Weimarer Zeit, ist Goethe durch Kunst- und Buchhandelsangelegenheiten vielfach zu Leipzig in Beziehung geblieben. Von den ersteren ist erst vor kurzem eine neue, interessante Probe zu tage gekommen.

Der kunstsinnige Leipziger Bankier Kammerrat Christian Gottlob Frege, der Sohn des oben bei dem Studententumult erwähnten Frege (Vergl. Biedermann II, S. 157) besaß eine antike Statuette, über deren Wert und Bedeutung er von sachkundiger Seite etwas Zuverlässiges zu erfahren wünschte. Er schickte sie nach Weimar an Goethe und erhielt sie von diesem nach einiger Zeit zurück (Juli 1800) mit einem Briefe, dem ein besondrer kleiner Aufsatz über das Werk beigelegt war. Elf Jahre später, als der bekannte Archäolog Böttiger in Leipzig zu Besuch war, ergriff Frege die Gelegenheit, auch diesen um seine Meinung über die kleine Antike zu befragen, und Böttiger, dem das Goethische Gutachten jedenfalls vorgelegt worden war, verfaßte eins von ähnlicher Ausführlichkeit, das dem Goethischen mehrfach widersprach.

Im nachfolgenden teile ich alle drei Schriftstücke, Goethes Brief an Frege und die beiden Aufsätze über die Statuette, nach den Originalen mit.*) Sie sind sämtlich von Schreiberhand geschrieben; doch hat Böttiger sein Gutachten und Goethe natürlich seinen Brief eigenhändig unterzeichnet.

*) Sie stammen aus dem Besitz einer Dame, die im Fregischen Hause in Leipzig Gesellschafterin gewesen war, und befinden sich gegenwärtig in Greifswald in Privatbesitz.

Der Brief Goethes lautet:

Wohlgebohrner,

Jnſonders hochgeehrteſter Herr!

Je ſeltner es iſt daß man ein gutes und, ſowohl wegen des Gegenſtandes, als der Arbeit, merkwürdiges altes Kunſtwerk in Deutſchland findet, deſto größer war das Vergnügen das Ew Wohlgeb mir, durch die gefällige Ueberſendung der hierbey zurückkehrenden Statue, verſchafften. Sie hat bisher, zu nicht geringer Erbauung aller ächt Kunſtgläubigen, in der Geſellſchaft meiner kleinen Hausgötter geſtanden und dariun, wie beyliegender Aufſatz ausweißt, einen der erſten Plätze eingenommen.

Mein lebhafter Dank begleitet nunmehr dieſes kleine Bild wieder zu ſeinem würdigen Beſitzer zurück, dem ich noch vor kurzem ſo manche angenehme und lehrreiche Unterhaltung verdanke. Möchte dieſer Brief doch Ew. Wohlgeb bey recht guter Geſundheit antreffen!

Unſer gnädigſter Fürſt befindet ſich gegenwärtig in Eiſenach und wie ich höre recht wohl. Er trug mir ſchon früher auf Jhren freundlichen Gruß aufs beſte zu erwiedern.

Nicht ohne die größte Zufriedenheit bemerke ich wenn Männer, welche die Welt kennen und Verdienſte zu ſchätzen wiſſen, mit lebhafter Achtung von unſerm Fürſten ſprechen; da wir, die wir ihm ſo viel ſchuldig und ihm von Herzen ergeben ſind, uns ſelbſt geehrt fühlen, wenn auch Auswärtige unſern Enthuſiasmus für einen ſo ſeltnen Mann mit Ueberzeugung theilen.

Der ich recht wohl zu leben wünſche mich zu freundſchaftlichem Andenken empfehle und mit beſonderer Hochachtung unterzeichne.

Ew Wohlgeb

Weimar gehorſamſten Diener

am 21 Juli 1800. JW Goethe.

Der dazu gehörige Aufſatz Goethes lautet wie folgt:

Die kleine Herme, von orientaliſchem Alabaſter, mit Kopf und Füßen von Bronze, iſt in Hinſicht auf die Kunſt der Arbeit ein ungemein ſchätzbares Werk, ſie iſt es nicht weniger wenn man die Seltenheit der Vorſtellung betrachtet.

Es leidet keinen Zweifel daß es eine Juno ſey. Das Diadem, die ernſten großen Züge des Geſichts, das hehre, königliche in Geſtalt und Haltung der ganzen Figur, würden nicht leicht zu einer andern Benennung paſſen.

Offenbar hatte der Künſtler die Abſicht in dieſem ſeinen Werk die Egyptiſchen Figuren nachzuahmen, und die Drapperie, die er ſo zierlich umgeworfen, der untere Theil der als Herme geſtaltet iſt, ſind blos als geſchickte Wendungen anzuſehen, die er genommen um jenes Steife und gerade welches in der Stellung der egyptiſchen Figuren herrſchend iſt, mit den Forderungen des guten Geſchmacks zu vereinigen und man muß geſtehen daß er dieſe ſchwere Aufgabe glücklich zu löſen gewußt hat.

Eben der Umſtand daß die Stellung und Haltung egyptiſcher Figuren in dieſem Werk nachgeahmt iſt, hilft mit Wahrſcheinlichkeit die Zeit beſtimmen wenn daſſelbe verfertigt worden. Die Zeit der Ptolomäer und des Hadrians haben allein dergleichen geliefert; nun deutet aber der Geſchmack des Ganzen, hauptſächlich aber die Anlage der Falten des Gewandes, auf jene frühere Zeit. Hingegen iſt keine Aehnlichkeit mit Werken, die unter Hadrian gemacht worden, zu bemerken.

Der Kopf, welcher, mit ungemeiner Kunſt und eben ſo vielem Fleiße gearbeitet iſt, gehörte, ob er ſchon im Verhältniß zur Figur etwas zu klein ſeyn möchte, doch aller Wahrſcheinlichkeit nach urſprünglich zu derſelben. Es iſt ein großer göttlicher Character in demſelben und es möchten in den Samm-

lungen wohl nicht viel Bronzen zu finden seyn, die ihn in dieser Hinsicht übertreffen. Das Dratartige in der Arbeit der Haare und das Erhabene in den Zügen des Gesichts scheinen eigentlich eine frühere Zeit anzukündigen, als vorhin dem Sturz von Alabaster zugestanden worden; allein es kann wohl seyn daß er Nachahmung eines berühmten Originals von hohem Style ist.

Obschon nur Ein Fuß übrig ist; so scheint doch auch dieser nicht antik zu seyn.

Ueber der rechten Schulter ist etwas vom Gewand abgebrochen gewesen, die Stelle ist wieder glatt gearbeitet und erscheint daher zu niedrig.

Am linken Vorderarm hat entweder schon anfänglich der Stein nicht ausgereicht, oder, welches wahrscheinlicher ist, auch diese Stelle war etwas beschädigt und die Beschädigung ist ausgeglättet worden.

Böttiger endlich gab 1811 — er hatte gerade im Winter zuvor in Dresden 24 mythologische und kunstmythologische Vorlesungen über Juno gehalten — folgendes Gutachten ab:

Die im Besitz des Herrn Geh. Kammerraths Frege befindliche Antike scheinet uns auf verschiedene Weise restaurirt worden zu seyn.

Wir können uns nach langer Betrachtung nicht davon überzeugen, daß der bronzene Kopf dieses Bildes ursprünglich dazu gehört habe. Wir glauben uns vielmehr zu der Mutmaßung veranlaßt, daß diese Herme aus Alabaster-Marmor auch einen Kopf von demselben Stein gehabt habe. Der Kopf, der ihm jetzt aufgesetzt ist, mag leicht zu den schönsten in seiner Art gehören und sowohl wegen des Diadems als wegen des erhabenen Ausdrucks in den Gesichtszügen einer Juno, oder

einer als Juno idealiſirten Herſcherin zugeſchrieben werden; dem Bilde ſelbſt bleibt er fremd, beſonders in der aufwärts gerichteten Stellung, die nie die Himmelskönigin gehabt hat. Auſer der Kleinheit des Kopfes, die in keinem Verhältniſſe ſteht mit den Maaßen des Alabaſter-Tronkes, verdient auch die ſchon bemerkte Ueberarbeitung des Gewandes an und über den Schultern beſonders bemerkt zu werden. Eine aufmerkſamere Betrachtung wird es ſehr wahrſcheinlich finden, daß der eigentliche Kopf von hinten verſchleiert geweſen ſey und daß eben daher auch der wülſtige Auswuchs hinter dem Nacken komme, der ohne dieſe Vermutung kaum zu erklären ſeyn dürfte. Gerade der ſo von hinten verhüllte Kopf würde auch die Ausdeutung dieſes Bildes ſehr erleichtert haben. Denn ſo wie es jezt zuſammen geſetzt iſt, bleibt es ein unauflösbares Räthſel. Nur eine Iſis kann es nicht ſeyn. Die anliegenden Arme dürfen uns nicht irre machen. Sie gehören der Hermenform im Allgemeinen, der aber der unten angeſetzte Fuß ganz widerſpricht. Denn wenn man auch Hermen mit hervorgehenden Füßen hat, ſo ſtehen dieſe nicht getrennt, wie hier in dem Alabaſter zwey Löcher dazu gearbeitet ſind, ſondern enggeſchloſſen an einander, echt mumienartig. Daß es keine Iſis iſt, was wir hier ſehen, beweißt auch die Drapirung der Figur. Alle Iſisbilder in größeren und kleineren Dimenſionen haben ein unter der Bruſt zuſammen geknüpftes oder in eine Art von Bauſch charakteriſtiſch zuſammen gelegtes Gewand, was dieſer Figur völlig fehlt. —

Leipzig C. A. Böttiger.
d. 20 Mai
1811.

Für das Anſehen, welches Goethe ſpäter als Autorität in Kunſtfragen genoß, ſind die hier mitgeteilten Schriftſtücke

ein verhältnismäßig frühes Zeugnis. Leider läßt sich die Giltigkeit seines Gutachtens im vorliegenden Falle nicht nachprüfen; die Fregische Statuette ist nicht mehr im Besitz der Familie, auch ist über ihren Verbleib nichts bekannt. Vielleicht ist sie in eine öffentliche Sammlung gelangt und gewinnt nun dort durch das Interesse, das Goethe ihr einmal zugewandt hat, eine größere Bedeutung, als sie etwa — vom Standpunkte der heutigen Archäologie aus — um ihrer selbst willen beanspruchen könnte. —

Ein zweiter Fall, in welchem von Leipzig aus Goethes Teilnahme für Kunstwerke in Anspruch genommen wurde, ereignete sich 1815 bei der Wiederauffindung der altdeutschen Bilder, die 1785 auf den Boden der Nikolaikirche geräumt worden waren, und die sich jetzt im Leipziger Museum befinden. Goethe hat über diesen Fund einen Aufsatz veröffentlicht, mit dem es eine eigentümliche Bewandnis hat.

Die Bilder wurden im Februar 1815 gefunden. Im „Morgenblatt" vom 22. März 1815 bereits berichtete Goethe darüber in einem, übrigens nicht mit seinem Namen unterzeichneten Artikel, den er dann später, 1829, bei der Veranstaltung der vierzigbändigen Gesamtausgabe seiner Werke (der sogenannten Ausgabe „letzter Hand") in den 39. Band derselben aufnahm.*)

Wie konnte Goethe, fragt man sich, über die Bilder schreiben und urteilen? Hatte er sie gesehen? War er 1815 im Februar oder März in Leipzig und hatte dort Gelegenheit, von dem interessanten Funde Kenntnis zu nehmen? Biedermann weiß nichts von einem solchen Besuche; er berichtet nur, was jeder

*) In der bei Hempel in Berlin erschienenen kritischen Ausgabe ist der Aufsatz im 28. Teile (Schriften und Aufsätze zur Kunst) S. 550—554 wieder abgedruckt.

aus Goethes Aufſatz ſelber entnehmen kann, daß Quandt Goethen von dem Funde Mitteilung gemacht und dieſer ſich beeilt habe, ihn im „Morgenblatt“ bekannt zu machen. „Die Nachrichten, welche wir davon erhalten, ſchreibt Goethe, bringen wir um ſo ſchneller in's Publikum, als bei bevorſtehender Jubilate-Meſſe gewiß jeder Kunſtfreund und Kenner ſich nach dieſen Tafeln erkundigen und durch Theilnahme das glücklich begonnene Unternehmen fördern wird.“

Es fragt ſich alſo, ob man ein Recht hat, von einem „Goethiſchen“ Aufſatze über dieſe Bilder zu ſprechen und ſo, wie es früher z. B. im Katalog des Leipziger Muſeums geſchah, Stellen daraus als Urteile Goethes den Bildern an die Seite zu drucken. Es fragt ſich, ob man nicht vielmehr Quandt als den Verfaſſer dieſer Urteile anzuſehen hat.

Leider iſt der ausführliche Bericht, den Quandt ſelbſt drei Monate nach Goethe in der „Zeitung für die elegante Welt“ vom 22. bis zum 29. Juni 1815 (Nr. 121—126) veröffentlichte, ganz unbeachtet geblieben. Weder Schuchardt in ſeinem „Lucas Cranach“ hat Rückſicht darauf genommen, noch der Leipziger Katalog, noch Fr. Strehlke, der Herausgeber von Goethes „Schriften und Aufſätzen zur Kunſt“ in der Berliner Goetheausgabe. Und doch liefert ein Vergleich des Goethiſchen Aufſatzes mit dem Quandtſchen den vollſtändigen Beweis, daß wir auch in dem erſteren nichts weiter vor uns haben, als das Material, welches Quandt Goethen zur Verfügung geſtellt hatte, wie denn etwas andres auch nicht gut denkbar iſt.

Man vergleiche mit einander folgende Stellen. Ueber den „Sterbenden“ heißt es bei Goethe: „Nicht zu beſchreiben iſt die Zartheit, womit dieſes Bild ausgeführt iſt.“ Quandt ſchreibt: „Jedes Lob dieſes Bildes gleitet doch nur an der Oberfläche hin, ohne deſſen Verdienſte alle zu ergründen.“

Von „Christus und der Samariterin" heißt es im Goethischen Aufsatze: „Christus, voll hoher männlicher Würde, Weisheit und Huld, spricht wohlwollend und ernst zu dem jugendlich sorglosen Weibe, welche ohne Beschauung das Leben genußreich auf sich einwirken ließ und es heiter hinnahm. Von den gehaltvollen Worten ergriffen, kehrt ihr Blick zum ersten Mal sich in ihr Inneres." Quandt schreibt über den Christus: „Die hohe Stirn, die edle Nase, die sich einander nahenden Augenlieder, der geöffnete Mund sind sehr sprechend und zeigen Würde, Weisheit und Güte; drücken deutlich die lebhafte Theilnahme, die an Schmerz grenzende Sorge für eine Seele in Gefahr und das innige Bemühen diese zu retten aus" — über die Samariterin: „Eine wohlgebildete Gestalt, welche äußerst anmuthig, im genußreichen Lebensgefühl sich entfaltet hat. . . . Auch für das Höhere nicht verschlossen blickt sie den Wundervollen zwar nicht ganz fassend, aber das Bedeutsame seiner Rede wohl ahnend, forschend ins Auge."

Noch auffälliger ist die Übereinstimmung bei den beiden folgenden Bildern. Von der „Verklärung auf Tabor" heißt es im „Morgenblatt": „Christus ist eine wahre Vergötterung des Menschen. Die erhabenen Gestalten des Himmels umgeben ihn; auf dem Hügel ruhen die Jünger im wachen Traume. Eine herrliche Aussicht eröffnet sich dem Auge weit über das Meer und ein reichbebautes Vorgebirge. Das Bild ist ein Moment, ein Guß des Gedankens, vielleicht der höchste, gunstreichste Augenblick in Cranach's Leben." In der „Zeitung für die elegante Welt" lautet das Urteil: „Im Vorgrund auf einem Hügel, von wo aus ein heiterer Blick sich über dem Meer eröffnet, in welches ein hohes Vorgebirge hineinläuft . . . ruhen in liegender Stellung drei Jünger Jesu. Der eine ist in tiefen Schlaf gesunken, doch belebt ein bilderreicher Traum

ſeine Züge; der zweite ſcheint ſo eben erſt die Augen geſchloſſen zu haben und in ſeinem Innern die Traumwelt zu dämmern; der dritte liegt mit auf die Hand geſtütztem Haupte, noch halb wach, zwiſchen Sinnen und Träumen." Auf der Höhe „ſteht Chriſtus in ſtrahlender Klarheit, ein ſichtbar gewordener Gott vor uns ... nur in der Entfeſſelung von allen irdiſchen Banden in der heiligſten höchſten Begeiſterung vermögen wir dieſes Bild ganz zu faſſen, in uns aufzunehmen und dem Fluge des Geiſtes zu folgen, zu welchem Kranach ſich erhoben fühlte.... Moſes und Elias, zwei hohe männliche Geſtalten voll Kraft ſtehen neben dem Erhabenen."

Über die „Große Kreuzigung" endlich iſt bei Goethe zu leſen: „Die Gruppe der Hirten, die Erhöhung der Schlange, das Lager, Moſes und die Propheten ſind faſt ganz ſo wie zu Weimar. Unter dem Kreuze iſt das Lamm; doch ſteht ein wunderſchönes Kind daneben mit der Siegesfahne. Zur Rechten des Gekreuzigten ſehen wir im Hintergrunde das erſte Menſchenpaar in Eintracht mit der Natur; das ſcheue Wild weidet noch vertraulich neben dem Menſchen.... Den untern Theil der Tafel füllt ein zahlreiches Familiengemälde." Bei Quandt leſen wir: „Noch herrſcht Eintracht in der ganzen Natur; die Thiere des Waldes, welche jetzt den Menſchen fliehen, weiden ruhig noch in ſeiner Nähe.... Dieſe Gruppe [der Mann, den Tod und Teufel verfolgen], ſo wie die des Moſes, der die Schlange erhöht, die der Propheten und der Hirten ... gleichen den Gruppen auf jenem Bilde des ältern Kranach.... Chriſtus iſt am Kreuze geſtorben; unter dieſem ſteht das Gotteslamm, und ein himmelſchönes Kind daneben mit der Siegesfahne.... Auch auf dieſem Bilde füllt den untern Raum ein ſehr zahlreiches Familiengemälde aus."

Dieſe Zuſammenſtellung ſpricht deutlich genug. Was Goethe veröffentlichte, war nichts andres als die vorläufige Niederſchrift, die Quandt ſich über die Bilder gemacht, und die er dann, nachdem er ſich inzwiſchen noch gründlicher mit ihnen beſchäftigt hatte, in ſeinem Aufſatze in der „Zeitung für die elegante Welt" weiter ausführte. Nur die paar einleitenden Bemerkungen rühren von Goethe ſelbſt her, alles übrige iſt der wörtliche Abdruck der von Quandt nach Weimar geſandten Mitteilungen. Wenn es noch eines Beweiſes dafür bedürfte, ſo würde ihn der Schluß des Aufſatzes liefern, wo es heißt: „Es ſcheint mir das Bild mit der Jahreszahl 1557 [die Kreuzigung] im eigentlichſten Sinne mehr gemalt als die andern. Es iſt darin eine Untermalung unter den Laſuren zu bemerken, dahingegen die ältern Bilder mehr in Öl laſirte Zeichnungen zu nennen ſind." Es ſcheint mir — wer konnte ſo ſchreiben? Doch nur Quandt, aber nicht Goethe, der die Bilder garnicht geſehen hatte.

Daß Goethe den Aufſatz vierzehn Jahre ſpäter unter ſeine geſammelten Schriften aufnahm, wird niemand für ſeine Autorſchaft geltend machen wollen, nachdem durch hinlängliche Beiſpiele bewieſen iſt, mit welchem unbegrenzten Wohlwollen er auch fremdes und halbfremdes literariſches Gut unter ſeine breiten Fittige nahm. —

Zu den durch den Buchhandel herbeigeführten Leipziger Beziehungen Goethes bewahrt die Leipziger Stadtbibliothek ein paar kleine Dokumente: zwei Briefe an die Weygandſche Buchhandlung. Bisher waren fünf Briefe bekannt, die Goethe an dieſe Buchhandlung gerichtet hat. Sie ſind ſämtlich aus dem Jahre 1824 und beziehen ſich, mit Ausnahme eines einzigen, auf die Wertherausgabe dieſes Jahres. Den einen hat zuerſt Biedermann veröffentlicht, die übrigen vier O. Jahn. Die

zwei auf der Stadtbibliothek befindlichen Briefe gehören ebenfalls dem Jahre 1824 an und beziehen sich auf dieselbe Angelegenheit.

Die Weygandsche Buchhandlung in Leipzig war die erste, mit der sich Goethe zu selbständigen Verlagsunternehmungen verbunden hatte, nachdem er den „Götz" auf eigne Kosten hatte drucken lassen. In ihrem Verlage waren 1774 rasch hintereinander „Götter, Helden und Wieland," „Clavigo," „Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel" und „Werther" erschienen. Die Briefe, die der Dichter damals an die Verlagshandlung geschrieben, sind, wie Biedermann mitteilt, von einem Handschriftenhändler nach Amerika verkauft worden und für die Goetheforschung daher wohl verloren. Fünfzig Jahre später, 1824, kam der damalige Besitzer der Weygandschen Handlung, J. Chr. Jasper, auf den Einfall, eine Jubiläumsausgabe des „Werther" zu veranstalten, und um dem Unternehmen eine gewisse selbständige Bedeutung zu geben, bat er Goethe (20. Februar), einige Zusätze und Veränderungen zu dem Werke zu liefern oder wenigstens einige Worte als neue Vorrede hinzuzufügen. Goethe erklärte seine Bereitwilligkeit, „ein kurzes Vorwort, rhythmisch oder prosaisch," wenn es ihm zu rechter Zeit gelingen sollte, zu übersenden, schickte darauf (30. April) an Hofrat Rochlitz in Leipzig das später in die Werke unter die „Trilogie der Leidenschaft" aufgenommene Gedicht „An Werther" als eine Art von Einleitung zur neuen Ausgabe und bat zugleich Rochlitz, die Honorarfrage zu regeln, indem er sich (22. Mai) 50 Dukaten und 24 Freiexemplare ausbedang. (Vgl. die Briefe an Rochlitz, bei Jahn S. 416 bis 420.) Im Juli begann der Druck, und Riemer las die ersten Korrekturbogen. Weitere Abzüge nach Weimar zu senden vermied aber die Verlags-

handlung, da Goethe verſucht hatte, Riemern für ſeine „Bemühung“ ein beſondres Honorar von 10 Dukaten zuzuſchanzen. Nur den Titelbogen mit dem neuen poetiſchen Vorwort, um deſſen Reviſion überdies Rochlitz vom Dichter gebeten worden war, wollte ſie „Sr. Exzellenz“ ſelbſt zur Anſicht vorlegen.

Die beiden Briefe der Stadtbibliothek lauten nun:

Ew: Wohlgeb.

überſende hiebey, auf die mir von Herrn Hofrath Rochlitz zugegangene Nachricht, einen Vorſchlag zum Titel und überhaupt zur Einrichtung des vorzudruckenden Bogens; würde ſolcher baldigſt abgedruckt, ſo wäre mir angenehm ihn zur Reviſion zu erhalten. Wo nicht ſo übernimmt H. Hofr. Rochlitz wohl gefälligſt eine Durchſicht.

Auch übergiebt Ihnen genannter Freund, das einleitende Gedicht.

Dagegen ſenden Sie mir durch die fahrende Poſt die Summe von funfzig vollwichtigen Ducaten; auch halte mir 24. Exemplare auf gut Papier aus, einige ſauber und zierlich gebunden, wie man es in Leipzig verſteht.

Titel und poetiſche Einleitung ſprechen genugſam aus daß der gegenwärtige abermalige Abdruck des Werks mit Vorwißen und Begünſtigung von meiner Seite geſchieht, wie ich denn ſolches hiemit ausdrücklich wiederhole.

Der ich danckbar glücklichen Erfolg Ihrer Unternehmung wünſche und mich einem fernern geneigten Andenken empfehle.

Weimar ergebenſt
den 22. May J W v Goethe
1824.

Ew: Wohlgeb.

erhalten hiebey den Titelbogen zu Werthers Leiden, mit einigen Bemerkungen. Zu leichterer Ueberſicht ſind die Blätter paginirt worden.

1., Schutztitel.

2., bleibt leer.

3., Haupttitel nach Ihren Wunſch mit weggelaßenen Namen. Die Worte: in zwey Abtheilungen bleiben weg.

4., bleibt leer.

5.—10. Einleitendes Gedicht, wobey man die angezeichneten Correcturen auf das genauſte beobachtet wünſcht.

11. Erſte Abtheilung.

12. bleibt leer, da nach bedeutendem Einleitungsgedichte jene ſchwachen veralteten Reimzeilen nicht mehr gelten können.

Deshalb denn auch die Cartone 419. 20. 21. 22. unnöthig ſind, da auf der Rückſeite, zweyte Abtheilung die vier Reimzeilen gleichfalls wegbleiben.

Ich wünſche daß dieſes Geſchäft zu Ihrer Zufriedenheit ausſchlagen möge und empfehle mich geneigtem Andenken.

Weimar ergebenſter
den 26. Auguſt J W v Goethe
1824.

Die Briefe ſind beide diktirt. Nur die Unterſchrift iſt in beiden von Goethes Hand, außerdem im erſten das Wort „funfzig," im zweiten eine Korrektur von n zu m in dem Worte „bedeutendem."

Der erſte bringt ſachlich nichts neues. Die Honorarbedingungen ſind faſt mit denſelben Worten wiedergegeben wie in dem gleichzeitig an Rochlitz geſandten Briefe; ſelbſt das Lob der Leipziger Buchbinderei kehrt dort genau ſo wieder. Wenn

Goethe ſchreibt, daß er ſeine Auffaſſung des ganzen Geſchäftes „hiemit ausdrücklich wiederhole," ſo bezieht ſich dies auf die Stelle in dem Briefe an Rochlitz vom 30. April, wo es hieß: „Es iſt hier darum zu thun meine Zuſtimmung zur neuen Auflage zu honoriren, die denn durch das beykommende Gedicht, welches auch ſeinen Werth haben mag, deutlich ausgeſprochen und vor dem Geſetz und dem Publicum legitimirt wird."

Was den zweiten Brief betrifft, ſo zeigt ein Vergleich mit einem Exemplar der Jubelausgabe, wie ſtreng die Verlagshandlung ſich an Goethes Anordnungen gehalten hat. Die „ſchwachen, veralteten Reimzeilen" ſind natürlich die beiden Strophen, welche Goethe der zweiten Wertherausgabe von 1775 beigegeben hatte: „Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben" und „Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele."

Übrigens enthält der zweite Brief einen Hörfehler des Schreibers, den Goethe beim Unterſchreiben überſehen hat und der ein Beweis für ſeine dialektiſch gefärbte Ausſprache iſt. Das letzte Blatt der erſten Abteilung der Jubelausgabe trägt die Seitenzahlen 119 und 120, das Titelblatt der zweiten, unpaginirt, vertritt Seite 121 und 122. Auf letzterem hatte nun die Druckerei, ohne Goethes Anordnung, die erwähnten Reimzeilen von ſelbſt weggelaſſen und, um den vermeintlichen Fehler wieder gutzumachen, die beiden leergebliebenen Blätter des Titelbogens dazu benutzt, für die zwei (zuſammenhängenden) Blätter S. 119 bis 122 Kartons zu drucken. Goethe diktirte alſo: „die Cartone für 119. 20. 21. 22." ſeien überflüſſig, der Schreiber aber verſtand „vier" ſtatt „für" und ſchrieb, wie oben zu leſen iſt.

Die Leipziger Stadtmuſikanten.

Zweimal kurz hinter einander iſt in den letzten Jahren Veranlaſſung geweſen, auf die Geſchichte des Leipziger Muſikweſens zurückzublicken: bei dem hundertjährigen Jubiläum der Gewandhaus-Konzerte 1881 und bei der Einweihung des neuen Konzerthauſes 1884. Dieſer doppelten Veranlaſſung verdankt die lokalgeſchichtliche Literatur Leipzigs eine Bereicherung, wie ſie ihr in Jahrzehnten nur einmal zuteil wird: die ausführliche, auf dem reichſten Quellenmaterial beruhende Geſchichte der Gewandhauskonzerte von Alfred Dörffel. Inſofern aber der Ruhm dieſer Konzerte vor allem auf den Leiſtungen des Gewandhausorcheſters beruht, und dieſes zum Teil aus den früheren Stadtmuſikanten hervorgegangen iſt, lag es nahe, bei jenen Gelegenheiten auch nach der Geſchichte

dieſer ehrſamen Körperſchaft und ihrer etwaigen Konkurrenten zu fragen. So wurden die Nachrichten zuſammengeſucht, die auf den folgenden Blättern vereinigt ſind.

Das älteſte ſtändige Muſikchor unſrer Stadt waren die Ratspfeifer oder Stadtpfeifer. Zu welcher Zeit dieſes Inſtitut eingerichtet worden iſt, läßt ſich mit voller Sicherheit angeben: es geſchah 1479. In dieſem Jahre findet ſich im Leipziger Ratsbuch folgender Eintrag: „Uf ſonnabendt nach Kiliani [10. Juli] anno etc. LXXIX haben alle drey rete eintrechtiglich zu eren der ſtadt und allen bürgern zu nutz und frommen zu ſpielleuten und dynern ufgenommen meiſter Hanſen Nayll mit zweyen ſeinen ſönen, und haben im [ihm] zu iarſolde geredt und zugeſagt ierlich 40 alte ſchog zu geben und ydem [jedem] eyn hofegewant gleich den reitenden Knechten, und yn [ihnen] geſatzt, das ſie von keynem bürger, deme ſie zu ſeyner wirtſchaft [Hochzeit] ader andern ſeynen eren pfieffen werden, nicht obir [über] 40 groſchen fordern und nehmen ſollen, und wo ſie gemeynen bürgern und armen lüten pfieffen würden, von den ſollen ſie nicht meher danne eyn halb ſchog nehmen. Und ſollen darüber nichts mehr haben, widder [weder] herberge noch holtzgelt, auch umbe das nauwe iar zu keynem bürger gehen ungeverlich [ohne Gefährde, unverbrüchlich]. Das haben ſie dem rate alſo zu halden auch geredt und gelobt, und die wapen [Wappen, Stadtwappen], die yn [ihnen] der rat wil machen laſſen, ſollen ſie dem rate widder antworten, wanne ſie von des rats dinſte ſcheiden werden."

Schon vor Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts wurde jedoch zu den anfänglichen drei Ratspfeifern ſtändig ein vierter hinzugenommen, auch wurde ihnen allen freie Wohnung gegeben und dafür ihr bisheriger Lohn etwas verkürzt, und da ſie ſich, ſo lange ſie quatemberweiſe bezahlt worden waren, fortwäh-

rend Vorſchuß „uff ihren Solt“ geholt hatten, ſo wurde von 1499 die Einrichtung getroffen, ihnen ihren Lohn wöchentlich auszuzahlen. Seit dieſem Jahre ſind regelmäßig in den Stadtkaſſenrechnungen 40 Groſchen wöchentlich für die vier Ratspfeifer gebucht. Bisweilen waren es vorübergehend wieder einmal nur drei, wie 1514, wo „eyner entrunnen,“ 1535, wo einer (Georg) an der Peſt geſtorben war; doch wurde die Lücke immer nach wenigen Monaten wieder ausgefüllt; an des verſtorbenen Georgs Stelle z. B. iſt noch in demſelben Jahre „Adam Buchdrucker vor eyn pfeyffer und Zinckenbleßer zur probe angeſtanden.“

Bei dem erwähnten Gehalt — 10 Groſchen wöchentlich für den Mann — blieb es bis über die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts hinaus. Erſt unter dem Bürgermeiſter Lotter, vom November 1556 an, wurde er von 10 auf 12 Groſchen erhöht, und gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts erfuhr er ſchnell hinter einander eine doppelte Aufbeſſerung: von Michaeli 1597 an bekamen die Stadtpfeifer wöchentlich 15, von Weihnachten 1599 an 18 Groſchen. Bei dieſer Einrichtung blieb es aber dann das ganze ſiebzehnte Jahrhundert hindurch und bis weit ins achtzehnte hinein. Erſt im Jahre 1737 muß eine größere Reorganiſation vorgenommen worden ſein, denn von 1738 an erſcheinen in den Stadtkaſſenrechnungen nicht nur zum erſten male neben den vier Stadtpfeifern drei „Kunſtgeiger“ im Solde des Rates, die nun den Wochenlohn beziehen, den bisher die Stadtpfeifer bezogen hatten — 18 Groſchen —, ſondern die Stadtpfeifer erhalten auch eine bedeutende Aufbeſſerung: von 18 Groſchen auf — 1 Thaler 18 Groſchen. So ſteigt der Aufwand der Stadt für ihr Stadtmuſikchor von 156 Thalern im Jahre 1737 auf 481 Thaler im Jahre 1738.

Die kleinen Häuſer, die man den Stadtpfeifern ſeit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als Wohnungen eingeräumt hatte, lagen auf dem im Volksmunde ſehr bald nach ihnen genannten „Stadtpfeifergäßchen“ (ſeit 1840 Magazingaſſe). Die Wappen, die ihnen der Rat als Abzeichen hatte machen laſſen, waren ſilberne Schilder, die ſie auf der Bruſt trugen. Wenn Heydenreich in ſeiner „Cronicke“ erſt unter dem Jahre 1554 die Notiz bringt, daß der Rath den Stadtpfeifern habe „ſilberne Pacem machen laſſen, die ſie bei fürnehmen Hochzeiten anzuhängen pflegen; wieget eines ein Pfund Silbers“ — ſo handelt es ſich hier entweder um neue Schilder, oder die Angabe beruht auf einem Irrtum, denn ſchon viel früher werden ſolche Schilder bei Stellenerledigungen an den Rat zurückgegeben und mit einer Summe ausgelöſt. So wurden 1514 „Thomas dem Poſauner,“ der von dem „entrunnenen“ Pfeifer den Schild abliefert, 24 Groſchen zu „Schildloſung“ gegeben, 1535 dem, „welcher Georgen des verſtorbenen Kinder bey ſich hat, als er ſeynen ſilbern Schilt dem Rathe ubirantwort hat, ex veteri consuetudine“ 1 Schock Groſchen gezahlt.

Außer für dieſe Abzeichen ſorgte der Rat aber auch für die muſikaliſchen Inſtrumente. Schon 1526 heißt es in den Rechnungen: „Es hat der Rath den Stadtpfeyffern 9 newe flöten in eynem futter [Futteral], dye ſie zu Nurmbergk beſtellet, bezalt, doch mit dem beſchiede, ob ſie weg zcihen wurden, das ſie dyeſelben alhir laſſen ſollen, vnd darvor geben 3 Schock 30 Groſchen.“

Von den Pflichten, welche die Stadtpfeifer zu erfüllen hatten, hören wir in der Eidesformel, nach der ſie bei ihrem Amtsantritt verpflichtet wurden. Die älteſte noch vorliegende Faſſung derſelben iſt aus dem Jahre 1613 und lautet wörtlich: „Dem Dienſt, darzu ich mich begeben hab, dem will ich

getreulich und vleißig vorſtehen, des Rathes Ehre fördern, und Schaden, ob ich den erfahren würde, melden, warnen und offenbahren, der Musica in der Kirchen, ſowohl [ſowie] dem Abeblaſen von dem Rathauſe vleißig abwarten, diejenigen, ſo mich und meine Geſellen zu Ehren, es ſei auf Wirdtſchaften [Hochzeiten] oder Gaſtereyen erfordern, mit dem Lohn nicht überſetzen, ſondern an dem, was verordnet, begnügen und im Auffwarten mich willig und unverdroßen erfinden laſſen. Treulich und ungefehrlich, alß mir Gott helffe."

Dreierlei war es alſo, was die Stadtpfeifer zu beſorgen hatten: die Kirchenmuſik, das Blaſen vom Rathausturm und die Muſik bei bürgerlichen Feſtlichkeiten, vor allem bei Hochzeiten. Wenn auch die vorliegende Eidesformel erſt aus dem Jahre 1613 ſtammt, ſo iſt doch kein Zweifel, daß dies ſchon früher im weſentlichen ihre Funktionen waren. Das Abblaſen vom Turm wurde im Auguſt 1599 eingeführt, nachdem bei einer Renovation des Rathauſes der noch jetzt beſtehende eiſerne Austritt zu dieſem Zwecke angebracht worden war. Die Mitwirkung bei der Kirchenmuſik geht aber ſicherlich viel weiter zurück. Die Sitte endlich, die Stadtpfeifer zur Hochzeit ins Haus zu beſtellen und ſie dort beim Schmaus und zum Tanze aufſpielen zu laſſen, beſtand, wie die Notiz über ihre erſte Anſtellung beweiſt, ſchon im fünfzehnten Jahrhundert. Seit das neue Rathaus fertig war (1556), deſſen Saal dann vielfach als Speiſe- und Tanzſaal benutzt wurde — er hieß im Volksmunde geradezu der „Tanzboden" —, wurden nicht bloß Hochzeitstänze, ſondern auch die Tanzvergnügungen der Zünfte häufig im Rathausſaale abgehalten, wo das Orcheſter der Stadtpfeifer noch heute erhalten iſt; vier Mann werden gerade darauf Platz gehabt haben. Als beſondre Merkwürdigkeit wird berichtet, daß, als kurz nach Einführung der Reformation in

Leipzig (1539) eine epidemiſche Krankheit in der Stadt ausbrach, und der Rat verordnete, daß alle Verſtorbenen „ohne Geläut, Singen und Gepränge in geheim begraben werden“ ſollten, es vorgekommen ſei, daß „ſie Tote mit den Stadtpfeifern, ſo geiſtliche Geſänge pfeifen müſſen, beſtattet haben; als nun dieſes die Widerwärtigen des Evangelii übel gedeutet und der eingeführten evangeliſchen Lehre die Schuld geben wollen, ſo haben die anweſenden Reformatores in den Predigten ſolche übele Auflage abgelehnet.“ Inſtrumentalmuſik am Grabe muß alſo damals etwas ganz Ungewöhnliches geweſen ſein.

Bei ſpäteren Verpflichtungen wurde die oben erwähnte Eidesformel mannichfach verändert und erweitert. Als z. B. am 29. März 1719 Johann Caſpar Gleditſch den Eid leiſtete, war bei der Kirchenmuſik noch der Zuſatz gemacht: „nach des Cantoris, oder wenn die Direction aufgetragen iſt, Veranſtaltung,“ und weiter unten war eingeſchoben: „auch mit Musiciren auf der Gaße, ohne ausdrückliche Vergünſtigung des Raths, mich nicht brauchen laſſen, und mich ſonſten allenthalben erbar, nüchtern und gehorſam verhalten und ohne Erlaubniß über Nacht außer der Stadt nicht bleiben will.“ Mit dieſen Zuſätzen leiſtete ihn auch am 12. Februar 1762 Andreas Chriſtoph Jonne und am 20. Mai 1798 Johann Gottlob Reiß; bei letzterem waren die „Wirthſchaften,“ die man damals ſchon anders verſtand, in „Hochzeiten“ verändert, auch der Zuſatz gemacht: „oder andern erlaubten Feierlichkeiten“ („erlaubt“ war ein Lieblingswort der rationaliſtiſchen Zeit; man ſchwelgte damals nur in „erlaubten Freuden,“ „erlaubten Vergnügungen“).

Leipzig konnte ſich auf ſeine vier Stadtpfeifer etwas zugute thun. Die Haupt- und Reſidenzſtadt des Landes begnügte

ſich bis zum Jahre 1572 mit einem einzigen Stadtmuſikanten, dem — Kreuztürmer; erſt 1572 wurden auch in Dresden „gemeiner Stadt zur Zier“ vier Stadtpfeifer angeſtellt. Zu größern Feſtlichkeiten, wie zur Johannisprozeſſion oder zu vornehmen Hochzeiten, ließ der Dresdner Rat wiederholt die Leipziger kommen. So verzeichnen die Dresdner Stadtrechnungen 1522 42 Groſchen „den Pfeifern von Leipzig geſchankt uf des Schöſſers Hochzeit, daß ſie vor dem Sacrament gepfiffen,“ 1523 wiederum 42 Groſchen, „den Pfeifern von Leipzig geſchankt, haben uf Johannis in der Prozeſſion gepfiffen.“ Andrerſeits kam es freilich vor, daß man auch nach Leipzig zu vornehmen Hochzeiten auswärtige Muſikanten kommen ließ. So wurde 1618 bei der Hochzeit des Leipziger Bürgermeiſterſohnes Dr. Jonas Möſtel, bei welcher ein großartiger Luxus entfaltet wurde, der aus mehr als hundert Reitern beſtehende Hochzeitszug von den Naumburger Stadtpfeifern angeführt. Auch in der Thomaskirche, wo die Trauung ſtattfand, blieſen die Naumburger mit Trompeten, „wie ſie bei der Naumburger Kirchenmuſik üblich, weil die Leipziger damit nicht geübt.“

Aus der langen Reihe der Biedermänner, welche im Laufe der Jahrhunderte das Stadtpfeiferamt in Leipzig bekleidet haben und deren Namen ſich aus den Akten und Stadtrechnungen vollſtändig würden zuſammenſtellen laſſen, möge hier nur einer hervorgehoben werden, der vielleicht der populärſte vor allen geweſen: Gottfried Reiche, welcher zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte. Elias Hausmann, der bekannte Leipziger Porträtmaler, hatte auch ein elegantes Porträt Reiches gemalt, das durch einen ausgezeichneten Kupferſtich Rosbachs auf die Nachwelt gekommen iſt (geſtochen 1727). Das freundliche, von der Allongeperücke um-

rahmte Geſicht mit den klugen, lebhaft blickenden Augen iſt etwas nach der Seite gewendet; die rechte Hand hält ein Jagdhorn, das ſie eben zum Munde führen will, die linke ein Notenblatt, auf dem deutlich eine Cadenz in Sechzehnteln (Allegro, C-dur) zu leſen iſt. Die Unterſchrift des Bildes lautet: Gottfried Reiche · Leucopetra-Misnicus · natus d. V. Februarii MDCLXVII · Musicorum Senatus Lipsiensis Senior. Reiche war am 11. Mai 1698 zum Stadtmuſikus verpflichtet worden (zunächſt als Subſtitut ſeines Vorgängers Tobias Gentzmar) und verwaltete das Amt bis zu ſeinem Tode. Er ſtarb am 6. Oktober 1734. Am Abend zuvor hatte er noch bei der Serenade mitgewirkt, welche die Studentenſchaft dem in Leipzig zur Meſſe anweſenden kurfürſtlichen Hofe dargebracht hatte und bei welcher eine neue Kantate Bachs („Preiſe dein Glücke, geſegnetes Sachſen") aufgeführt worden war. Am folgenden Tage wurde er auf dem Nachhauſewege von einem Ausgange in der Nähe ſeiner Wohnung im Stadtpfeifergäßchen vom Schlage gerührt — wie die Leute ſagten: „weil er Tags vorhero bey der königl. Musique wegen des Blaſens große strapazzen gehabt und auch der Fackelrauch ihm ſehr beſchwerlich geweſen." Reiche iſt der einzige Stadtpfeifer, von dem wir wiſſen, daß er auch als Komponiſt ſich verſucht hat. In einer im Jahre 1747 gemachten Inventaraufnahme über die Inſtrumente und Notenbücher, die in einem Behältnis des Rathausturmes zum Turmblaſen aufbewahrt wurden, werden auch fünf Choralbücher und „122 Stück Abblaſe-Stückchen" erwähnt, „dem ehemaligen Stadtpfeifer Gottfried Reichen, welcher die letzteren nach und nach ſelbſt componiret," zuſtändig.

Aber iſt es denn denkbar, wird der Leſer fragen, daß Jahrhunderte lang in Leipzig das öffentliche muſikaliſche Bedürfnis durch vier „Pfeifer" beſtritten worden ſei? Waren

es wirklich nicht mehr? Was für Inſtrumente „pfiffen“ ſie denn? Und gab es gar keine Streichmuſik?

Auf die letzte Frage wollen wir zuerſt antworten. Selbſtverſtändlich gab es außer der Blasmuſik ſchon im ſechzehnten Jahrhundert auch Streichmuſik in Leipzig, und zwar waren neben den vier Stadtpfeifern ſchon damals drei „Kunſtgeiger,“ wie ſie ſich zum Unterſchiede von den Bier- und Dorffiedlern nannten, im ſtädtiſchen Dienſt, von denen einer die Violine, einer das Cello und einer den Baß ſpielte. Da dieſe aber öffentlich nur bei der Kirchenmuſik beſchäftigt waren, ſo wurden ſie auch nur aus den Kirchenkaſſen beſoldet. Erſt von 1738 an bezogen ſie, wie ſchon oben erwähnt, auch einen regelmäßigen Gehalt aus der Stadtkaſſe. Daß aber aus dieſen ſieben Mann thatſächlich das Leipziger Stadtmuſikchor offiziell beſtand, und zwar noch zu Sebaſtian Bachs Zeit, ja noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, daran iſt nicht im mindeſten zu zweifeln. Wiederholt abgedruckt worden iſt die berühmte Eingabe Bachs an den Leipziger Rat vom Auguſt 1730 (Original auf der Stadtbibliothek), worin er die traurigen Zuſtände der damaligen Leipziger Kirchenmuſik ſchildert und dringend um Abhilfe bittet. Da ſetzt er auseinander, daß er zu ſeinen Kirchenmuſiken in der Regel achtzehn Muſiker brauche: vier für die erſte und zweite Violine, vier für die erſte und zweite Viola, zwei für das Violoncello, einen für das Violon, zwei für das Hautbois, einen für das Baſſon, drei für die Trompeten, einen für die Pauken. Dann zählt er die gegenwärtige Beſetzung auf, und da zeigt ſich, daß von den vier Stadtpfeifern zwei (Reiche und Gentzmar) die erſte und zweite Trompete blaſen, einer (Gleditſch) das erſte Hautbois, der vierte (Rothe) gar nicht bläſt, ſondern die erſte Violine ſpielt, von den drei Kunſtgeigern einer die zweite

Violine ſpielt, die beiden andern wiederum garnicht geigen, ſondern blaſen, nämlich einer das zweite Hautbois, der andre das Baſſon. Bei allen übrigen Inſtrumenten ſteht in der Eingabe Bachs ein — Vacat.

Nun hat es nichts beſonders Auffälliges, daß die Stadtpfeifer und die Kunſtgeiger hier mehrfach ihre Rollen vertauſchen; jeder Muſikus mußte damals, wie ein Schweizerdegen, doppelt zu brauchen ſein, bei der Streich- und bei der Blasmuſik. Im höchſten Grade auffällig aber ſind die Lücken des Orcheſters. Wer füllte dieſe aus? Bach ſelbſt antwortet: „Dieſer ſich zeigende Mangel hat bißhero zum Teil von denen Studiosis, meiſtens aber von denen Alumnis müſſen erſetzt werden.“ Und ſo war es noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, wo Hiller an Gerber ſchreiben konnte (28. September 1796): „Kämen Sie doch bald einmal zu uns, daß ich Ihnen das letzte, aber größte Werk Mozarts, ſein Requiem, von meinen Schülern aufgeführt, könnte hören laſſen! Wundern würden Sie ſich, wenn Sie meine Trompeter, Pauker, Waldhorniſten, Oboiſten, Clarinettiſten, Fagottiſten, Geiger und Baßſpieler, alle in ſchwarzen Röcken ſähen, wobei ich immer noch ein Chor von vierundzwanzig Sängern übrig behalte; ſogar die Poſaunen werden jetzt in der Kirche von Schülern geblaſen.“

Hiermit iſt zugleich zum Teil eine andre oben aufgeworfene Frage beantwortet. Es wäre abenteuerlich, glauben zu wollen, daß ſelbſt im ſechzehnten Jahrhundert zur Befriedigung des öffentlichen muſikaliſchen Bedürfniſſes unſrer Stadt ſieben Muſikanten ausgereicht hätten. Es gab deren ſchon damals weit mehr. Abgeſehen von der Pflege, welche die Inſtrumentalmuſik vielfach in den Studentenkreiſen fand, gab es in und um Leipzig, wenigſtens im ſiebzehnten Jahr-

hundert nachweislich, eine beträchtliche Anzahl kleiner Muſikbanden, von denen ſogar die eine am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts neben den Stadtpfeifern und Kunſtgeigern in den Schutz des Rates genommen und mit einem kleinen feſten Gehalt angeſtellt wurde, nämlich die, welche in der 1698 wiederhergeſtellten Barfüßerkirche (Neukirche) die Kirchenmuſik beſorgte und im Volksmunde kurzweg die „Neukirchner" oder je nach dem wechſelnden Prinzipal die „Scheinertſche," „Schubertſche" oder „Aaronſche" Bande genannt wurde. Und hierzu kam endlich noch als ein ſchon damals nicht unwichtiger Faktor die Militärmuſik: im ſechzehnten Jahrhundert die „Feldpfeifer," im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die „Hautboiſten" der in der Pleißenburg liegenden kurfürſtlichen Beſatzung.

Zwiſchen allen dieſen Elementen gab es, wie man ſich denken kann, unaufhörliche Feindſeligkeiten um des lieben Brotes willen. Die zunftmäßige Einrichtung und privilegirte Stellung der Stadtpfeifer und Kunſtgeiger erregte den Neid aller übrigen, aber auch die Unzünftigen lagen fortwährend mit einander in Fehde. Es war ein bellum omnium contra omnes, deſſen Flammen wohl durch Vergleiche und Verträge dann und wann auf kurze Zeit gedämpft wurden, aber dann nur umſo heftiger wieder aufloderten. Den Streitpunkt bildete jahrhundertelang namentlich die „Hochzeitsmuſik," die wichtigſte und ergiebigſte Einnahmequelle der Stadtpfeifer neben ihrem Wochenlohne. Der Hochzeitszug zur Kirche, dem die Stadtpfeifer früher vorangeſpielt hatten, kam zwar zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ab; ſchon 1683 klagen ſie, daß es neuerdings Sitte werde, daß Braut und Bräutigam „auf Kutſchen" zur Kirche führen, aber es blieb ihnen doch die Brautmeſſe und vor allem die Tiſch- und Tanzmuſik im Hochzeitshauſe, die nicht zu verachten war, da es ſelbſt in den

ärmeren Kreisen Sitte war, mindestens zwei Tage lang Hochzeit zu halten. Nun drängten sich die Hochzeiten in die Wochen vor Advent und vor Fasten zusammen, während sonst bisweilen ein Vierteljahr ohne Hochzeit verging. Da reichten dann die Kräfte der Stadtpfeifer nicht aus, und die „Störer" und „Pfuscher" hatten Gelegenheit genug, ihnen gegen das Ratsprivileg mit billigen Preisen Konkurrenz zu machen.

Schon am 2. September 1587 wurde zwischen den vier Stadtpfeifern, den zwei Feldpfeifern und den Trommelschlägern ein „Innungsbrief aufgerichtet wegen der Hochzeiten und Wirtschaften, weil bishero in solcher geschwinden Zeit durch etliche Landläufer und fremde Personen große Unordnung mit Abschneidung und Schmälerung unserer Nahrung eingerissen." Sie vereinigten sich „freundlich und gütlich" auf folgende Artikel. Erstens sollte eine Innungslade eingerichtet werden. Dann wurde festgesetzt, daß bei einer Hochzeit nie mehr als vier Pfeifer und zwei Trommelschläger „aufwarten" sollten. Durch Losen war eine Reihenfolge gebildet worden, an die sie sich in Zukunft halten wollten; die Lose 1 und 3 hatten je zwei Stadtpfeifer, die für *einen* gelten sollten, die Lose 2 und 4 je einen Feldpfeifer getroffen. Die Trommelschläger sollten „die Hochzeiten annehmen" und demjenigen Pfeifer, der an der Reihe war, „ankündigen." Wenn Braut und Bräutigam „einem mehr geneigt als dem andern" wären und „denjenigen, welchen sonst die Ordnung nicht betreffen thäte, zu ihren Freuden brauchen wollten," so sollte das gestattet sein, aber die betreffenden Musikanten sollten sich mit der Mahlzeit begnügen; der baare Verdienst sollte an den abgeliefert werden, der an der Reihe war. Von jeder Hochzeit sollte der Trommelschläger vier Groschen in die Lade geben, der Pfeifer nur einen Groschen, „weil es ihme etwas saurer

wird." Wer „in obgeſetzten Artikeln brüchig befunden" werden würde, ſollte „eine gewiſſe, doch ziemliche Geldſtrafe in die Laden zu erlegen ſchuldig oder, wofern er ſich widerſätzig machen würde, eines ehrbaren Rats Erkenntnis gewärtig ſein."

Wie lange dieſer Vertrag zwiſchen den Stadtpfeifern und den Feldpfeifern vorgehalten hat, wiſſen wir nicht. Nach den endloſen Kämpfen zu ſchließen, die, wie die Akten ausweiſen, von der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts an bis in das unſrige herein ſich um die Hochzeitsmuſik und andre Muſik bei Privatfeſtlichkeiten ausgefochten worden ſind, wird der Friede nicht lange gedauert haben. Häufiger Perſonenwechſel ließ die abgeſchloſſenen Vergleiche immer bald wieder in Mißachtung und Vergeſſenheit kommen.

Einen beſtändigen Rivalen hatten die Stadtpfeifer ſeit 1701 in den Muſikanten der Neukirche. Als „Scheinertſche Bande" hatten ſich dieſe ſchon 1694 direkt an den Kurfürſten gewandt und mit Berufung darauf, daß ſie „in hieſiger Stadt die ordentlichen Tanzböden der Studioſorum und andrer Vornehmen bei der Stadt und Univerſität zu bedienen" gehabt hätten, um die Erlaubnis gebeten, auch „bei Hochzeiten und anderen ehrbaren Zuſammenkünften ihre Profeſſion zu brauchen," und dieſe Erlaubnis hatten ſie auch vom Kurfürſten erhalten, wobei ſich freilich die Stadtpfeifer ſchwerlich beruhigt haben werden. Nach der Eröffnung der Neukirche (1698) hatten ſie ſich dann verpflichtet, die Kirchenmuſik in der Neukirche zu beſorgen. Dafür war ihnen 1701 vom Rate zugeſichert worden, daß ihnen ſchlechterdings alle Hochzeiten, bei denen die Stadtpfeifer nicht ſelbſt aufwarten könnten, überlaſſen werden ſollten; nur ſollten ſie von jeder Hochzeit einen Thaler an die Stadtpfeifer abgeben. Dieſe Ratsverordnung ſuchten die letztern nun dadurch zu umgehen, daß ſie zahlreiche Hilfs-

kräfte aus den Kreiſen der Studenten, der Dorfbanden, ja ſelbſt aus Nachbarſtädten, wie Lützen und Zwenkau, heranzogen. Wenn es verlangt wurde — und in vornehmen Familien wollte man immer ſtärker beſetzte Muſik haben —, ſo ſtellten ſie zu zwei Hochzeiten bis zu zwanzig Mann. Den „Neukirchnern" ſchoben ſie immer nur die zu, bei denen nicht viel zu verdienen war. Bei einer der zahlreichen Zänkereien, zu denen es infolgedeſſen kam, büßte 1701 der Führer der Scheinertſchen Bande ſein Leben ein. „Den 19. April frühe Morgens um 2. Uhr — erzählen Vogels »Annalen« — ward Chriſtian Scheinert, aus Leipzig, ein beruffener Instrumental-Musicus, beym Krebſe im Brühl von Heynemannen einen Studenten, mit deme er ſich wegen fernerer Aufwartung halben veruneiniget hatte, erſtochen." 1735 ſetzten es die Stadtpfeifer gegen die armen Schlucker, die „Neukirchner," durch, daß vom Rate angeordnet wurde, daß überhaupt erſt, wenn drei Hochzeiten gleichzeitig fielen, eine den „Neukirchnern" zufallen ſollte. Dabei blieb es auch in einer neuen Abmachung von 1750, während für andere Feſtlichkeiten, wie „Ehrengelage, Bälle, Ausrichtungen, Schmäuße u. dergl.," es jedem überlaſſen bleiben ſollte, welches Muſikchor er nehmen wolle, „und würde es lediglich darauf ankommen, welcher Teil es mit den Leuten am billigſten machte."

Während ſo die Stadtpfeifer und die „Neukirchner," die privilegirte und die halbprivilegirte Compagnie, einander befehdeten, mußten ſie gleichzeitig gemeinſchaftlich Front machen gegen zahlloſe Störer. Schon 1694 berufen ſich die Stadtpfeifer auf die Bittſchriften, die ſie und ihre Vorfahren „überhäuft" gegen die „Bierfiedler und Schalmeypfeifer" eingegeben hätten, und auf die von 1640 bis 1687 vom Rate dieſerhalb erteilten „Verwarnungs- und Strafabſchiede." So ging

es aber durch das ganze achtzehnte Jahrhundert fort. Bald beschweren sie sich über „die allhier studirenden Studenten," bald über eine der zahlreichen Dorfmusikbanden, die es um Leipzig gab (die „Gohlitzer Bande" oder die „aus der Gohliser Wasserschenke," die „Eutritzscher," die „vom Brandvorwerk," die „Funkenburgische," die „kleine Kohlgärtner," die „Reidnitzer"), bald über die Defensioner oder Stadtsoldaten, die sich mit Musikmachen etwas nebenbei verdienen wollten, bald über herumziehende Bergleute, bald über sogenannte „Prager Musikanten," die sich außer der Messe in Leipzig festzusetzen suchten („Prager" war ganz zum Appellativum geworden; 1776 wird auch eine Regensburger Bande als „Prager" bezeichnet). Natürlich waren es fast immer kleine Leute, welche die teure Stadtpfeifermusik zu umgehen suchten. Wurden die Beklagten vor den Rat gefordert, so kehrte immer dieselbe Ausrede wieder. Die Hochzeitsleute sagten, die Musik sei garnicht bestellt worden, die Musikanten hätten sich angeboten — was freilich in den meisten Fällen richtig war; oder man leugnete, daß die Musikanten bezahlt worden seien, es seien gute Freunde gewesen, welche die Musik umsonst gemacht hätten. Die Musikanten ihrerseits brauchten mit Vorliebe die Ausrede, sie hätten garnicht gewußt, daß es eine Hochzeit sei. Trotz aller Warnungen und Geldstrafen ließen sich diese Verhältnisse nicht ändern.

Der gefährlichste Rival aber erwuchs den Stadtpfeifern wie den übrigen Musikbanden im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in „den beim hiesigen Feldregiment stehenden Hautboisten." Bei feinen Gastereien, wie sie im Hotel de Saxe (bei Wölbling), im „Joachimsthal" (bei Zimmermann), in der Weinhandlung von Artopé und anderwärts abgehalten wurden, wurde es immer mehr Mode, Militärmusik zuzuziehen; wie die Wirte sagten, weil das Publikum sie durchaus verlange,

und „weil ſie accurater und genügſamer in ihrer Aufführung wären," wie die „Neukirchner" 1774 in einer Beſchwerde an den Rat behaupten, „weil ſie durch ihr öfteres Blaſen, Trompeten- und Paukenſchall die Gäſte ohne Unterſchied zum vielen Trinken animiren, wir hergegen uns nach E. E. Rats weiſer Verordnung richten und nur bei graduirten Perſonen Trompeten und Pauken nehmen, jene aber vor jeden, der es bezahlt, gebrauchen." Anfangs hatte man ſich darauf berufen, daß Offiziere bei der Geſellſchaft wären, daß es eine „melirte Geſellſchaft" ſei. Später fragte man darnach nicht mehr, und der Rat — der die Hautboiſten auch lieber gehört zu haben ſcheint als die Stadtpfeifer — ordnete 1773 an, daß die Benutzung der Hautboiſten nicht verwehrt ſein, daß aber jedesmal beſonders um Erlaubnis eingekommen werden und in jedem Falle von den Hautboiſten an die Stadtpfeifer eine Entſchädigung von drei Thalern gezahlt werden ſollte. Von dieſer Einrichtung wurde reichlich Gebrauch gemacht. Selbſt die Hautboiſten fingen jetzt an, „ſich zu teilen," und holten Sukkurs von der Garniſon in Eilenburg, wenn ſie ſelbſt nicht genug waren.

Von einer Verwendung findet man in der ganzen bisher geſchilderten Thätigkeit der Leipziger Muſikanten keine Spur: nämlich zu Konzerten im heutigen Sinne, man müßte denn das Turmblaſen, das mehreremal in der Woche ſtattfand, als eine Art von Volkskonzert betrachten wollen. Bei allen andern Gelegenheiten, bei denen die Muſik in den angeführten Fällen verwendet wird, ſpielt ſie nur die Rolle einer Begleiterin: in der Kirche, beim Aufzug, beim Schmaus, beim Tanz. Und auf dieſe Rolle blieb ſie auch in den bis jetzt beſprochenen Kreiſen beſchränkt. Das Konzert, eine Vereinigung von Muſikern und Hörern, bei der die Muſik als Selbſtzweck erſcheint, hat ganz andre Wurzeln gehabt. Nicht in den Kreiſen der

handwerks- und profeſſionsmäßigen Muſikanten, ſondern in den Schul- und Univerſitätskreiſen ſind dieſe Wurzeln zu ſuchen.

Die Lateinſchulen waren ſchon im ſechzehnten, noch mehr im ſiebzehnten Jahrhundert auch Pflegeſtätten der Poeſie und der Muſik; in den damals ſo beliebten „Schulkomödien" vereinigte ſich beides. Was aber auf den Schulen getrieben wurde, pflanzte ſich in die Univerſitäten hinein fort. So hatte ſich die berühmte „Deutſche Geſellſchaft" an der Leipziger Univerſität, an deren Spitze Gottſched ſtand, aus einer „Görlitzer Geſellſchaft" entwickelt, die ihre Mitglieder vom Görlitzer und andern ſchleſiſchen Gymnaſien bezog. Aber auch an Muſikvereinen fehlte es auf den Univerſitäten nicht, und dieſe akademiſchen Muſikvereine — Collegia musica genannt — waren es, in denen die Muſik in höherer, kunſtmäßiger Weiſe und um ihrer ſelbſt willen gepflegt wurde. Ein weiterer Schritt war dann bald gethan. „Zu den Ausführenden — ſchreibt Dörffel — geſellten ſich die Zuhörer, die häuslichen Bezirke wurden mit ermieteten Sälen vertauſcht, die Vergünſtigung, zuzuhören, trug ſich gegen ein zu entrichtendes Eintrittsgeld auf jedermann über," und die Konzerte im heutigen Sinne waren da.

Spuren ſolcher akademiſchen Collegia musica finden ſich ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert in Leipzig, greifbar treten ſie aber erſt mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hervor. Das bedeutendſte unter ihnen, das ſich jahrzehntelang verfolgen läßt, war das, welches 1702 von dem damaligen Studenten der Rechte, Georg Philipp Telemann, dem nachmals ſo berühmt gewordenen Komponiſten, gegründet wurde. Telemann wurde 1704 Organiſt an der Neukirche; als er bald nach ſeiner Anſtellung von Leipzig weggerufen wurde, übernahm die Leitung ſeines Kollegiums der Muſikdirektor an der Neukirche Melchior Hoffmann (1705—1715) — ſein Amt

iſt nicht zu verwechſeln mit der Prinzipalſchaft der „Neukirchner.“ Nach Hoffmann dirigirte es Vogler, Organiſt an der Neukirche (1715—1719), dann deſſen Amtsnachfolger Balthaſar Schott (1719—1729), dann Bach (1729—1736), Gerlach, Schotts Amtsnachfolger (1736—1746), endlich Trier. Wie man ſieht, ſtand dieſes „Hoffmanniſche“ oder „Gerlachiſche“ oder „Schottiſche“ Collegium musicum in ſteten Beziehungen zur Neukirche; in der That half es bei den dortigen Kirchenmuſiken mit.

Bald nach Telemann ſtiftete ein andrer studiosus juris, Johann Friedrich Faſch, ein Schüler Kuhnaus, ein zweites Collegium musicum, das dann zur Paulinerkirche in dieſelben Beziehungen trat, wie das Telemannſche zur Neukirche. Denn es iſt offenbar dasſelbe, an deſſen Spitze ſpäter der Univerſitätsmuſikdirektor und Thomasorganiſt Görner ſtand.

Von dem Hoffmannſchen Kollegium heißt es ſchon im „Florirenden Leipzig“ von 1713: „Das Collegium musicum, ſo ſchon vor einigen Jahren von denen Herrn Studiosis, unter Direction Herr Melchior Hoffmanns, floriret, wird nunmehro von Ihm an Marckte in Schlaffs-Hauſe [ſpäter Café National], bey Herr Johann Lehmannen, Königl. Poln. und Churf. Sächß. Hof-Chocolatier, Mittwochs und Freytags, Abends von 8 biß 10 Uhr continuiret.“ In den dreißiger und vierziger Jahren waren beide Kollegien neben einander in Flor. Aus einer Nachricht in Mizlers „Muſikaliſcher Bibliothek“ von 1736 ſehen wir, daß das erſte, damals von Bach dirigirt, ſeine öffentlichen Konzerte im Zimmermannſchen Kaffeehauſe auf der Katharinenſtraße (jetzt Europäiſche Börſenhalle) abhielt, und zwar außer der Meſſe Freitags abends von 8 bis 10 Uhr, in der Meſſe Dienſtags und Freitags zu denſelben Stunden. Das andre, damals von Görner geleitet, ſpielte im Schel-

haferiſchen Saale auf der Kloſtergaſſe (ſpäter Hotel de Saxe genannt), außer der Meſſe Donnerſtags, während der Meſſe Montags und Donnerſtags von 8 bis 10 Uhr. „Die Glieder — heißt es in dieſer Nachricht —, ſo dieſe muſikaliſchen Concerten machen, beſtehen mehrentheils aus den allhier Herrn Studirenden, und ſind immer gute Muſici unter ihnen, ſo daß öfters, wie bekannt, nach der Zeit berühmte Virtuoſen aus ihnen erwachſen. Es iſt jedem Muſico vergönnet, ſich in dieſen muſikaliſchen Concerten öffentlich hören zu laſſen, und ſind auch mehrentheils ſolche Zuhörer vorhanden, die den Werth eines geſchickten Muſici zu beurteilen wiſſen."

Die letzten Worte ſcheinen auf eine erträgliche Lage dieſer Studentenmuſikchöre zu deuten. Aber auch ſie mögen oft mit derſelben Not und Sorge zu kämpfen gehabt haben wie die Stadtpfeifer und ihresgleichen. Marianne Ziegler, die muſikaliſch feingebildete Freundin Bachs in Leipzig, klagt um 1730 in einem Briefe an einen auswärtigen Freund: „Die meiſten von denen Zuhörern bilden ſich ein, als ſchütteten die beſchäftigten Muſenſöhne die Noten bei dem Spielen nur aus dem Ermel; die Belohnung, ſo ſie vor ihre Mühe haben, iſt insgemein ſchlecht, und müſſen ſie öfters froh ſein, wenn man ſelbigen vor ihre Mühwaltung einiger Stunden und muſikaliſcher Bedienung ein magres Bein abzuklauben vorſetzet. Rathen Sie ja keinem muſikaliſchen Geiſte, ſein Brot hier zu ſuchen."

Gehen wir nur um zehn Jahre weiter vor und ſchlagen das „Jetzt lebende und florirende Leipzig" von 1746 auf, ſo finden wir die Notiz: „Der ordinairen Collegiorum musicorum ſind dreie." Es wird das Bachſche, damals Gerlachſche, und das Görnerſche erwähnt, dann heißt es weiter: „3. Wird auch Donnerſtag eines von 5—8 Uhr unter Direction der Herren Kaufleute und anderer Perſonen in drei Schwanen im

Brühl gehalten, allwo ſich die größten Maîtres, wenn ſie hierher kommen, hören laſſen, deren frequenz anſehnlich, auch mit großer attention bewundert wird."

Dieſes dritte Collegium musicum „unter Direction der Herren Kaufleute" iſt der Vorläufer der Leipziger Gewandhauskonzerte. Über ſeine Gründung haben wir in der im Ratsarchiv aufbewahrten handſchriftlichen Riemerſchen Chronik folgende Nachricht: „Den 11. [März 1743] wurde von 16 Perſonen ſowohl adeligen als bürgerlichen Standes das große Concert angeleget, wobei jede Perſon jährlich zu Erhaltung desſelben 20 Thlr., und zwar vierteljährig 1 Louisd'or erlegen müſſen. Die Anzahl der Musicirenden waren gleichfalls 16 auserleſene Perſonen, und wurde ſolches erſtlich in der Grimmiſchen Gaſſe bei dem Herrn Bergrath Schwaben, nachgehends in vier Wochen drauf, weil bei erſterm der Platz zu enge, bei Herr Gleditzſchen dem Buchführer [Buchhändler] aufgeführet und gehalten."

Mit Gründung dieſes Konzertinſtituts traten zum erſten male die bürgerlichen Kreiſe in dem Konzertweſen Leipzigs hervor, und zwar ſofort mit ſolchem Erfolg, daß das Inſtitut bald im Volksmunde den Namen des „Großen Konzerts" erhielt und die akademiſchen Collegia musica dahinter zurücktraten. Schon im zweiten Jahre ſeines Beſtehens mußte das „Große Konzert" aus den Wohnungen der Mitglieder gleichfalls in einen öffentlichen Saal überſiedeln; ein paar Wochen verſuchte man es im „Ranniſchen Schießgraben," dann ging man in den Gaſthof zu den „Drei Schwanen" im Brühl, in deſſen Hinterhauſe ſich ein Saal befand, und dort blieben die Konzerte, ſo lange ſie beſtanden. Die muſikaliſche Leitung hatte im erſten Jahre wahrſcheinlich Doles, der aber ſchon 1744 Leipzig verließ und erſt 1756 als Thomaskantor zurück-

kehrte. Von den Dirigenten der folgenden Jahre ist nichts bekannt. Während des siebenjährigen Krieges pausirte das Konzert, wie auch die Collegia musica einschliefen. Erst 1763 wurde es wieder eröffnet, und zwar unter Hillers Leitung. Im Oktober 1765 that sich auch wieder ein neues Collegium musicum auf, das „Universitätskonzert," dessen Aufführungen Mittwochs abends im Kramerhause stattfanden, das aber nur wenige Jahre bestanden zu haben scheint.

In den siebziger Jahren geriet Hiller zur Direktion des „Großen Konzertes" in einen gewissen Gegensatz (er war, wie ein Leipziger Student 1779 in seinen Aufzeichnungen sagt, „von den Entrepreneurs disjustirt worden"), gründete, während er die Leitung der Konzerte noch beibehielt, einen eignen Chorgesangverein (die „Musikübende Gesellschaft"), der im Apelschen Hause am Markte seine Übungen und bald auch Konzerte veranstaltete. Im Jahre 1778 ging das „Große Konzert" ein, und Hiller rückte von selbst mit seinem Chorgesangverein an den Platz desselben. Zwei Jahre später beantragte der Bürgermeister Müller, der mit Hiller eng befreundet und Mitglied seines Vereins war, beim Rate die Erbauung eines städtischen Konzertsaales im alten Zeughause, an der Stelle, wo sich bis 1756 die Ratsbibliothek befunden hatte. Der Antrag fand Beifall, der Saal wurde 1780 und 1781 erbaut, und am 25. November 1781 veranstaltete darin eine neugegründete Konzertgesellschaft, die sich natürlich an den Hillerschen Gesangverein anlehnte und an deren Spitze der Bürgermeister Müller stand, das erste „Gewandhauskonzert."

Mit wenigen Worten sei noch der Beziehungen der ältern Leipziger Musikchöre zum Theater gedacht. Im Jahre 1693 erbaute der kurf. sächs. Kapellmeister Strungk aus Dresden mit kurfürstlichem Privileg ein Opernhaus im Brühl (auf dem

Areal der jetzigen Kreditanſtalt). Von da an gab es über drei Jahrzehnte lang während der Meſſen neben der Komödie, die regelmäßig auf dem „Fleiſchhauſe“ aufgeführt wurde, auch Opernvorſtellungen. Die Muſik dazu hat nachweislich viele Jahre das Telemannſche Collegium musicum geſtellt, anfangs unter Telemann ſelbſt, dann unter Melchior Hoffmann. Aber auch die Opernſänger waren zum guten Teil Studenten. Iccander ſchreibt noch 1725 in ſeiner Beſchreibung Leipzigs, daß im Opernhauſe „alle Meſſen von denen unter denen Studenten befindlichen Virtuoſen die ſchönſten Opern präſentirt werden.“ Und auch hier zeigt ſich wieder der Zuſammenhang mit der Schule. Die erſte Oper, mit der am 8. Mai 1693 das Opernhaus eröffnet wurde, war eine „Alceſte.“ Den Text derſelben hatte ein Lehrer der Thomasſchule verfaßt, Paul Thiemich, componirt hatte ihn Kapellmeiſter Strungk, als Sängerin wirkte mit — Thiemichs Frau!

Wer zu den Opern, die von italieniſchen Operiſtentruppen in den vierziger Jahren im Reithauſe veranſtaltet wurden, und in den fünfziger Jahren zu den Weiße-Hillerſchen Singſpielen die Muſik geſtellt hat, wiſſen wir nicht. In ſpäterer Zeit, nachdem Leipzig ein beſondres Schauſpielhaus erhalten hatte (1765), ſcheinen ſich die Stadtpfeifer beim Rate ausbedungen, aber ſich auch dazu verpflichtet zu haben, dort regelmäßig in und außer der Meſſe die Muſik zu machen, wobei ſie von den Mitgliedern des „Großen Konzerts“ unterſtützt wurden. Als 1770 neben der Kochſchen Truppe noch in einer beſondern Bude vor dem grimmiſchen Thore die Wäſerſche Truppe ſpielte und Wäſer ſich ſeine Muſik von den Studenten machen ließ, beſchwerten ſich die Stadtpfeifer beim Rate; der Rat ſchritt aber nicht ein, weil „in der Meſſe Einſchränkung zu machen bedenklich“ ſei. Fünf Jahre ſpäter,

1775, war die Koberweinſche Truppe da und verlangte die Stadtpfeifer. Da weigerten ſie ſich zu ſpielen unter dem Vorgeben, ſie allein wären zu ſchwach, und die Muſici, die im „Großen Konzert" ſpielten, wollten ihnen diesmal nicht helfen. Der Rat forderte aber kategoriſch, daß ſie die Muſik übernähmen, widrigenfalls er ihnen ihre Beſoldung vorenthalten würde.

Als Stadtrat Einert im September 1805 den Antrag ſtellte und auch durchbrachte, das bisherige Stadtmuſikchor von ſieben Mitgliedern auf acht zu erhöhen, nämlich einen Stadtpfeifer mehr anzuſtellen, die drei Kunſtgeigerſtellen aber „mit einem Violiniſten in der Perſon des Herrn Matthäi, der in den nächſten Tagen aus Paris zurückkehren wird, dann mit einem Violoncelliſten in der Perſon des Herrn Dotzauers, bisherigen Kammermuſici aus Coburg, und einem Violoniſten in der Perſon des Herrn Wach zu beſetzen" und jedem derſelben 2 Thaler wöchentliche Beſoldung und 25 Thaler jährliches Logisgeld zu zahlen, trat damit das uralte Inſtitut der Leipziger Stadtpfeifer und Kunſtgeiger in noch engere und nun die folgenreichſte Verbindung mit dem Leipziger Konzertinſtitut: Matthäi, Dotzauer und Wach waren und blieben zugleich viele Jahre lang Zierden des Leipziger Gewandhausorcheſters.

Vom Thomaskantorat.

Wenn der Konverſationslexikonſchreiber von heute um biographiſche Notizen über einen Lebenden in Verlegenheit iſt, ſo ſchickt er ſeinen gedruckten Fragebogen aus, und in wenigen Tagen iſt beiden geholfen, dem Frager und dem Gefragten. Hält es der Gefragte für ſeine Pflicht, den Bogen auszufüllen und zurückzuſenden, ſo kommt er ins Konverſationslexikon und wird ein berühmter Mann; wirft er den Fragebogen in den Papierkorb, ſo bleibt ſein Name aus dem Lexikon weg, und mit der Berühmtheit iſt es nichts. Wenn du nicht willſt, ſo läßt du's bleiben, mir kann's recht ſein — denkt der Lexikonsmacher.

Weniger bequem iſt das Verfahren, wenn ſichs um Verſtorbene handelt, deren Berühmtheit nicht in dem Belieben des Lexikographen ruht. Was gäbe man da manchmal — voraus-

geſetzt, daß man ein genauer Arbeiter iſt — für ein einziges ſicheres Datum! In ältern gedruckten Quellen finden ſich wohl die oder jene Nachrichten, aber nicht eine einzige ſtimmt vollſtändig mit der andern überein — welcher ſoll man glauben? Da gilt es, Küſter und Standesbeamte zu befragen, Tauf-, Trau- und Leichenregiſter durchzuſehen, Bürger- und Univerſitätsmatrikeln aufzuſchlagen, Vitae aus Schulprogrammen und Doktordiſſertationen oder gar vergilbte Magiſterpanegyrici und Leichenpredigten zur Stelle zu ſchaffen, und wie geringfügig iſt dann oft das Ergebnis wochenlanger mühevoller Nachforſchungen!

Durch Zufall ſind wir noch auf eine andre Quelle für biographiſche Nachrichten aufmerkſam geworden: auf ſchriftliche Bewerbungen um öffentliche Ämter, denen ja in der Regel in früherer Zeit ausführlichere Mitteilungen über den bisherigen Lebensgang der Bewerber beigefügt wurden. In Staats- und Stadtarchiven lagern gewiß Maſſen ſolcher Anhalteſchreiben aufgeſpeichert, denn wie viele mögen ſich oft zu einem Amte gedrängt haben, das doch nur einer erhalten konnte! Von Zeit zu Zeit ſind wohl, um Platz zu gewinnen, ganze Konvolute oder „Kollekten“ ſolcher Schreiben in die Papiermühle gewandert, und manches intereſſante Schriftſtück mag dabei vernichtet worden ſein in einer Zeit, wo das Makuliren in unſern Archiven noch ſummariſch und von kenntnißloſen Leuten beſorgt wurde; wie manches Goldkörnchen mag aber auch hie und da noch in den erhaltenen Maſſen verſteckt liegen!

Eines der umworbenſten Ämter iſt ſeit alter Zeit das Leipziger Thomaskantorat geweſen. Schon vor Johann Sebaſtian Bach haben tüchtige Meiſter auf der Orgelbank der Leipziger Thomaskirche geſeſſen und haben den Taktſtock über

dem altberühmten Knabenchor geſchwungen; ſeit Bachs Zeiten vollends iſt das Amt trotz ſeines beſcheidenen irdiſchen Lohnes von einem ſolchen Glanz des Ruhmes und der Ehre umfloſſen geweſen, daß, ſo oft es erledigt war, die beſten Muſiker es nicht verſchmähten, ſich um den ſchlichten Kantorpoſten zu bewerben. Bekleidet haben das Amt ſeit Bach unter anderm Männer wie Hiller, Schicht, Hauptmann. Wie viele aber haben vergebens die Hände darnach ausgeſtreckt!

Als Schicht am 16. Februar 1823 geſtorben war, meldeten ſich zehn Bewerber um das Thomaskantorat: außer dem Breslauer Theaterkapellmeiſter, einem Berliner Muſikdirektor und zwei Kantoren aus Gera und Nordhauſen der Organiſt an der Domkirche in Bremen Friedrich Wilhelm Riem, der Muſikdirektor am Leipziger Gewandhauskonzert Philipp Chriſtian Schulz, der Chordirektor des Weimarer Theaters Auguſt Ferdinand Häſer, der geweſene Kantor der Kreuzſchule in Dresden Chriſtian Theodor Weinlig, der junge Reißiger, der ſpäter Kapellmeiſter am Dresdner Hoftheater wurde, endlich der nachmals ſo berühmt gewordene Balladenkomponiſt Löwe, damals Muſikdirektor in Stettin.

Im folgenden teilen wir aus den Bewerbungsſchreiben einiger der Genannten die Angaben mit, die ſie ſelbſt darin über ihren Lebens- und Bildungsgang gemacht haben. Intereſſant iſt es dabei zu ſehen, wie die meiſten — ſehr im Gegenſatz zu unſrer heutigen Künſtlerbildung — erſt von der akademiſchen Laufbahn hinweg ſich zur Kunſt gewandt hatten, merkwürdig, wie damals Italien noch allgemein für die hohe Schule des muſikaliſchen Studiums galt, rührend, wie faſt bei allen die Bewerbung zugleich ein Zurückſtreben nach der Stätte war, wo ſie einſt als Knaben den Grund zu ihrer muſikaliſchen Ausbildung gelegt hatten. Riem, der erſte der genannten, ſchreibt:

Meine zu Cölleda lebenden Eltern ſtarben in meiner früheſten Jugend, und nur durch Unterſtützung einiger edeldenkenden Verwandten kam ich ſo weit, mich zum Studiren vorbereiten zu können. Im Jahre 1795 ward mir das Glück zu Theil, in die Thomasſchule in Leipzig aufgenommen zu werden. Ohnerachtet ich daſelbſt dem Studiren zur Zufriedenheit meiner Lehrer oblag, ſo trieb mich doch meine Neigung eben ſo ſehr zur Muſik, und ich genoß in der letzten Zeit meines daſigen Aufenthaltes der beſondern Zuneigung des würdigen Hiller, welcher auch privatim meine Beſtrebungen leitete. Bei meiner Dürftigkeit mußte ich, während ich ſpäterhin auf der dortigen Univerſität die Rechtswiſſenſchaft ſtudirte, durch Muſik-Unterricht einen Theil meines Unterhaltes zu verdienen ſuchen; und da mehrere Clavier- und Geſang-Compoſitionen, welche ich zum Theil herausgab, nicht ohne Beyfall aufgenommen wurden, die Ausſichten zu meinem Fortkommen als Juriſt ſich aber getrübt hatten, ſo entſchloß ich mich, der Muſik mich völlig zu widmen, um meinen ganzen Eifer auf Ein Studium ungehindert richten zu können. Ich ſuchte nun zwar mich auf dem Fortepiano möglichſt zu vervollkommnen, und trat ſpäterhin in den Winterconcerts dort öfterer auf; allein mit beſonderer Liebe widmete ich mich dem Geſang, vorzüglich dem Kirchengeſang; ich ſuchte beſonders unter meinen Schülerinnen den Geſchmack dafür zu erhöhen, und bildete ſo im Zeitlauf mehrerer Jahre einen Stamm zu dem Inſtitut, welches ich mit Hülfe mehrerer Freunde errichtete, und welches, mit einem ſpäter ebenfalls von dem würdigen Schicht begonnenen gleichmäßigen Inſtitute vereint, jetzt in der vollen Blüthe ſteht, und bey manchen beſonderen Gelegenheiten nicht nur nützlich geworden iſt, ſondern auch der Stadt zu beſonderer Ehre gereicht: nehmlich die Sing-Academie. — Aufgeregt

durch den Eifer, den ich bald bei den Theilnehmern an jenem Institute fand, versuchte ich mich in größeren Kirchencompositionen, und auch deren günstige Aufnahme lohnte meine Bestrebungen. — Nur die Rücksicht auf einen festen Posten ließ mich, wiewohl höchst ungern, aus dem schönen Zirkel meines damaligen Wirkens und aus jener Stadt, dem Mittelpunkte der musikalischen Welt, scheiden und einem Rufe als Organist an der hiesigen Domkirche folgen. Und ohnerachtet mein Streben, ein ziemlich unbebautes Feld zu bearbeiten, durch den besten Erfolg gekrönt worden ist, indem auch hier unter meiner Leitung eine Sing-Academie erschaffen wurde, welche bey öffentlichen Festen ebenfalls mit Beyfall aufgetreten ist; ohnerachtet man auch meine Bestrebungen mit der größten Aufmerksamkeit, und durch wiederholte Beweise von Zufriedenheit, ausgezeichnet: so kann man mir doch den Wunsch, in den Kreiß meiner früheren Verbindungen zurückzukehren, nicht verargen.

Schulz war hinreichend in Leipzig bekannt und konnte sich deshalb kurz fassen. Er schreibt:

Auf derselben Laufbahn, die den verstorbenen Schicht zu einem so ausgezeichneten Musiker und verdienstvollen Lehrer bildete, habe auch ich mich gebildet und bin sein Nachfolger in den Ämtern eines Musikdirectors bei hiesiger Universität sowie bei dem Concert auf dem Gewandhause geworden. Ämter, die ich seit einer Reihe von Jahren und — wie man mir oft versichert hat — mit dem Beifall der hiesigen Stadt verwaltet habe. Seit 1783 in Leipzig, habe ich fünf Jahre den Unterricht auf der Thomasschule unter Hofmann, Thieme, Fischer und Hiller genossen, bin seit 1787 im hiesigen Concert und Theater angestellt, war von 1795 an Musikdirector bei dem Theater des Herrn Franz Seconda, und bin seit 1810

Musikdirector des hiesigen Concerts. Keine Behörde sowie kein Privat-Verein hat sich für meine weitere musikalische Ausbildung verwendet. . . . Über meine Leistungen in der Kunst entscheide das Urtheil der Kenner. Wenn man größere musikalische Compositionen allerdings vermißt, so wird jeder, [der] mit meinen Verhältnissen bekannt, billig erwägen, daß ein Mann, der seinen und seiner alten Mutter Lebensunterhalt durch Gesang-Unterricht erwerben muß, seine Zeit in mühseeligen Abwarten der Lehrstunden versplittert sieht, und der Muße und Ruhe ermangelt, die zu Hervorbringung größerer Werke unentbehrlich sind. Eine Erfahrung, die auch der seelige Schicht gemacht hat.

Häser hatte ein bescheidnes Anhalteschreiben von wenigen Zeilen eingesandt, dem auf einem besondern Bogen eine kleine biographische Skizze beigegeben war, so abgerundet und fertig, wie sie sich ein Lexikonschreiber jener Tage nur hätte wünschen können. Sie lautet:

August Ferdinand Häser, geboren in Leipzig 1779, war 3 Jahre als Alumnus auf der Thomasschule daselbst, studirte dann Theologie, ging aber schon nach einem Jahre Aufenthaltes auf der Universität, durch häusliche Verhältnisse genöthigt, als Cantor und vierter Lehrer am Gymnasium nach Lemgo, wo er von 1800 bis 1806 zugleich den Unterricht in Mathematik in den beiden oberen Classen übernahm. Im Jahre 1806 ging er mit seiner Schwester, der bekannten Sängerin Charlotte Häser, auf Reisen und beschäftigte sich von jener Zeit an fast ausschließend mit Musik, vorzüglich mit wissenschaftlicher Kenntniß derselben im Allgemeinen, mit Compositionen und dem Studium des Gesanges. Vom Jahr 1806 bis 1813 verlebte er 6 Jahre in Neapel, Rom, Siena, Florenz, Bo-

logna, Mailand und 1½ Jahr in Wien, München u. a. O. Als ſich 1813 ſeine Schweſter in Rom verheirathete, ging er nach Lemgo zurück, wo er bis Anfang 1817 in ſeinen frühern Verhältniſſen lebte, außerdem aber noch mit den Schülern der beiden obern Claſſen einige italiäniſche Dichter und Proſaiker las. Anfang 1817 ward er nach Weimar berufen, um ein neu zu errichtendes Theater-Chor zu bilden, angehenden Sängern des Theaters in ihrem Studium behülflich zu ſeyn, bei den italiäniſchen Opern zu wirken und den beiden Prinzeſſinnen Unterricht in Muſik zu ertheilen.*) Dieſe Geſchäfte verſieht er bis jetzt zur Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten und würde keine Urſache haben, eine Veränderung ſeiner Lage zu wünſchen, wenn ihn nicht beſondere Neigung zu der ernſtern Gattung der Kirchenmuſik hinzöge, für welche er aber eben in ſeinen jetzigen Verhältniſſen wenig thätig ſeyn kann. Uebrigens hoft er noch, daß es ihm gelingen werde, an einem großen Orte in einem größeren Wirkungskreiſe nützlicher zu ſeyn.

Starke Hoffnungen auf die erledigte Stelle ſcheint ſich Reißiger gemacht zu haben, wiewohl er damals erſt 25 Jahre alt war. Er war, wie er ſelbſt in ſeinem Anhalteſchreiben erwähnt, bis 1819 Schichts Schüler in Leipzig geweſen, hatte auf deſſen Verwendung von Leipziger Kunſtfreunden auf drei Jahre je 500 Thaler Unterſtützung zur Fortſetzung ſeiner Studien erhalten und war dann nach Wien und München gegangen. In Wien hatte er ſich namentlich dem Klavierſpiel, in München unter Winter der dramatiſchen Kompoſition und dem Geſangunterricht zugewandt. Schließlich hatte Schicht während ſeiner letzten Krankheit ihn aufgefordert, von München

*) Die beiden Prinzeſſinnen waren die nachmalige Prinzeſſin Karl von Preußen und die gegenwärtige deutſche Kaiſerin.

nach Leipzig zu kommen und seine Stelle zu vertreten. „Seinem Gebote — schreibt er —, das er mir leider erst so spät kommen ließ, sogleich folgend, langte ich dennoch erst wenige Tage vor seinem Tode hier an, und hatte nur die Freude, ihm noch einmal mündlich meinen heißen Dank für seine Lehren sagen zu können."

Eine eigentümliche Form hatte Löwes Bewerbung. Löwe meldete sich nicht selbst, sondern sein Schwiegervater, der Staatsrat und Professor Dr. Ludwig Heinrich von Jakob in Halle, unternahm es, die Aufmerksamkeit des Leipziger Rates „auf ein Subjekt zu lenken, das bei näherer Prüfung vielleicht der Beachtung nicht unwert gefunden werden dürfte." Bescheidenheit halte Löwe ab, seine Wünsche unmittelbar auszusprechen; er werde jedoch seine Bitte selbst vortragen, sobald er „seiner Berücksichtigung gewiß sein" könne. Den ausführlichen Mitteilungen über den Lebensgang seines Schwiegersohnes hatte Jakob ein Schulprogramm des Stettiner Gymnasiums beigefügt, in welchem sich Schulrat Koch anerkennend über Löwe ausgesprochen hatte. Außerdem bezog er sich auf Hofrat Rochlitz, Hofrat Keil und Professor Arndt in Leipzig, denen Löwe persönlich und auch hinsichtlich seiner musikalischen Talente bekannt sei; in den Händen des letztern befänden sich auch einige Kompositionen Löwes; zwei Kirchenstücke lagen dem Gesuch in Partitur bei.

Der glückliche Sieger im Wettlauf war Weinlig, der über seinen Lebensgang folgende Mitteilungen gemacht hatte:

Nachdem ich im Jahre 1800 von E. Hochlöbl. Juristenfacultät zu Leipzig pro Candidatura examinirt, und mit der Censur prae ceteris beehrt worden war, auch dann bis zum Jahre 1803 in meiner Vaterstadt Dresden Praxin juridicam

ausgeübt hatte, bewog mich die vorwaltende Liebe zur Muſik, die Jurisprudenz mit der Kunſt zu vertauſchen, und ſowohl zu Dresden, unter Leitung meines Onkels, des verdienſtvollen Muſikdirektors Ehregott Weinlig, als zu Bologna in der Schule des bekannten Pater Stanislas Mattei, die Compoſition zu ſtudiren.

Nach vollbrachten Studien erhielt ich von der Academia de' Filarmonici zu Bologna das Diplom als Maestro, und beſuchte dann die noch übrigen, für die Muſik wichtigen Städte Italiens, theils um in den melodiſchen Theil der Setzkunſt noch tiefere Einſichten zu gewinnen, theils aber und vorzüglich um mich in der wahren Methode des italieniſchen Geſangs durch die beſten Sänger zu unterrichten; in welcher letzteren Rückſicht auch die Namen eines Velluti, David und Tacchinardi mir immer in dankbarer Erinnerung bleiben werden.

Bei meiner Rückkehr nach Dresden fand ich meinen geliebten Onkel und Lehrer, den oben genannten Muſikdirector Weinlig, ſchon ſehr kränklich; ſo daß ich bis zu ſeinem Tode faſt jedes Jahr bei der Aufführung des Charfreitags-Oratorii für ihn vikarirte. Uebrigens lebte ich, als privatiſirender Muſiker, meinen Compoſitionsarbeiten; vollendete ein, zur Zeit nur noch dem Privatunterrichte meiner Schüler gewidmetes Manuſcript über die geſammte Theorie der Setzkunſt; und ſuchte nebenbei, als Geſanglehrer, die in Italien erworbenen Kenntniſſe und Fertigkeiten nutzbar zu machen.

Im Jahre 1814 übertrug E. E. Magiſtrat zu Dresden, mit gänzlicher Uebergehung der ſonſt gewöhnlichen Cantorprobe, mir das Cantorat der Kreuzſchule ſelbſt, welches Amt ich auch bis zum Schluſſe des Jahres 1817 bekleidete, dann aber es niederlegte, und wieder in den Stand eines privatiſirenden Künſtlers zurücktrat. . . .

Als Privatlehrer der Compoſition, des Geſanges und des Pianoforts, blieb mir, nach meinem Rücktritte vom Amte, nichts weiter von öffentlichen Leiſtungen übrig, als die Direction der vom verſtorbenen Hoforganiſt Dreißig geſtifteten, Dresdner Singacademie; die ich aber auch ohne zu erröthen nennen kann, da ſich ſolche, vorzüglich was den guten edlern Vortrag anlangt, wohl mit jedem andern Chore zu meſſen vermag; wie dieß der H. Profeſſor Zelter mir oft, zu meiner nicht geringen Freude, verſichert hat.

Eine beſondre Auseinanderſetzung widmet Weinlig dem Rücktritt von ſeinem Dresdner Amte. Um falſchen Deutungen zu begegnen, erklärt er, einzig und allein der Umſtand, daß ihm die Ausübung ſeiner ihm über alles heiligen Dienſtpflicht zur Unmöglichkeit gemacht worden ſei — wo ſeine Ehre als Menſch und als Künſtler auf dem Spiele geſtanden habe —, ſei der Grund ſeines von einem Gatten und Vater gewiß nur notgedrungen gethanen Schrittes geweſen, bittet aber verſchweigen zu dürfen, wie jener Umſtand herbeigeführt worden ſei.

Daß Weinlig die Stelle Schichts erhielt, hatte er wohl namentlich zwei Empfehlungen zu danken, von denen die eine von keinem geringern kam als von Carl Maria von Weber. Nachdem nämlich Weinlig ſein Geſuch bereits eingereicht hatte, bat er nachträglich noch Weber um ein Zeugnis über ſeine Leiſtungsfähigkeit. Weber erfüllte dieſe Bitte indirekt, indem er folgende Antwort an Weinlig ſchickte, die dieſer ſich beeilte ſeinem Anhalteſchreiben nachträglich noch beizulegen:

Ew. Wohlgebohren

haben mich gefälligſt von Ihrer Bewerbung um die Stelle des hochverehrten ſel. Schicht, in Kenntniß geſezt, und glauben

daß eine von mir ausgesprochene Anerkennung Ihrer Talente, Ihnen dabei förderlich sein könnte.

So sehr Sie diese Bescheidenheit, und mich, Ihr Vertrauen ehrt, so wenig glaube ich doch hoffen zu dürfen der Darlegung meiner Privatmeinung hinlängliche Bedeutung geben zu können, da ich weder die Ansprüche jener Stelle genau zu beurtheilen vermag, noch den ganzen Umfang Ew. Wohlgebohren Kunstkräfte kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Wo aber die öffentliche Meinung schon so günstig entschieden hat, wie sie es in Dresden für Ew. Wohlgebohren gethan, kann der Einzelne nur gerne aussprechen, daß er ihr vollkommen beipflichte. Ihre Leitung der SingAkademie hat sich durch den Erfolg selbst bewährt. Es ist anerkannt, daß Sie der Kunst mit Ernst in ihren Tiefen folgen, und der gründlichsten Einsicht mächtig sind. Ueberdieß hat die Direktion der Kreuzschule Ihnen schon die nöthige Erfahrung in gleichem Geschäftskreise verschafft.

Ich glaube es der wirklichen Achtung die ich für Ew. Wohlgebohren hege, schuldig zu sein, wenn ich das Aussprechen meiner wahren Ueberzeugung die sich der allgemeinen Stimme anschließt, hier aus oben berührten Gründen begränze; und sie nur schließlich bitte die Gesinnungen der vorzüglichen Anerkennung zu genehmigen, mit welchen ich zu sein die Ehre habe

Ew. Wohlgeboren

Dresden d. 14. März 1823. ganz ergebener

Carl Maria von Weber.

Inzwischen scheint sich einer der Leipziger Ratsherren an Christian Gottfried Körner in Berlin (den Vater Theodor Körners) mit der Bitte um Auskunft über Weinlig gewandt zu haben. Körner hatte bis 1815 in Dresden gelebt, war

ein eifriger Musikliebhaber, hatte sich selbst als Komponist versucht, und so war von ihm über Weinlig nicht bloß als Menschen, sondern auch als Künstler ein zuverlässiges Urteil zu erwarten. Die Auskunft, welche Körner gab, lautete folgendermaßen:

Ew. Wohlgebohren

haben mich durch einen schätzbaren Beweis Ihres Vertrauens erfreut, und ich eile Ihre Frage nach meinem besten Wissen und so unbefangen und ausführlich, als es die Wichtigkeit der Sache erfodert, zu beantworten. Daß Herr Weinlig als Theoretiker sich auszeichnet, ist Ihnen schon bekannt. Von seinen Compositionen für die Kirche wird er wohl Proben eingereicht haben. Was ich von seinen früheren Arbeiten kenne, war ernst und tüchtig, und durch einen zweyjährigen Aufenthalt in Italien sind seine Formen gefälliger geworden. Von seinem Persönlichen kann ich Folgendes bezeugen. Sein Vater wünschte ihn zum Juristen auszubilden, er überwand seine Neigung zur Musik, studirte Rechtswissenschaft mit Fleiß und Erfolg, gestand aber dem Vater, der Hofrath in Dresden war, daß es ihm schwer werde den früheren Trieb zur Kunst zu unterdrücken. Der Vater hoffte ihn noch durch Schwierigkeiten abzuschrecken und trug seinem Bruder (dem Cantor in Dresden) auf, dem jungen Weinlig den Unterricht nicht leicht zu machen. Dieß geschah, aber der junge Mann harrte aus, und gieng so vorbereitet nach Italien, daß er in die philharmonische Academie zu Bologna aufgenommen wurde. Er ist eine ächt deutsche Natur von stiller Kraft, die sich nicht glänzend und mit Geräusch ankündigt. In seinen Verhältnissen gegen die andern Lehrer und gegen die Schüler wird er sich männlich aber ruhig betragen. Daß er bey der Creuzschule

seine Lage unerträglich fand, gereicht ihm bey den Umständen, die Ihnen schon bekannt sind, nicht zum Vorwurf. Seit sieben Jahren habe ich ihn nicht gesehen, aber damals war er körperlich gesund und kräftig, auch keineswegs mürrisch, sondern in heitrer Gesellschaft von gutem Humor. Er ist nicht ohne eignes Vermögen, und seine Stunden werden ihm gut bezahlt, da er besonders als Gesanglehrer sich die italiänischen Kunstvortheile zu Bildung des Organs zu eigen gemacht hat. Eine Schülerin von ihm, die sich durch Wohlklang der Stimme, reine Intonation und schönen Vortrag auszeichnete, habe ich selbst gekannt. Ein sicheres Einkommen mag allerdings für den Familienvater anziehend seyn, auch reizt ihn wohl die Aussicht, einem brauchbaren Chore vorzustehen, und zu eignen Arbeiten mehr Muße zu haben. Kurz, nach meiner Überzeugung, würde ich keine Bedenken haben, ihn zu einem Nachfolger Schichts zu empfehlen. Es fehlt ihm auch nicht an gelehrter und geselliger Ausbildung um in jedem Zirkel zu seinem Vortheil erscheinen zu können. —

Die guten Nachrichten von dem Kunzischen Hause freuen mich sehr. Sagen Sie beyden viel Herzliches von mir und den Meinigen. Daß Sie sich in Berlin so selten machen ist nicht löblich. Bessern Sie sich und vergessen Sie unser Haus nicht.

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgebohren

ganz ergebenster

Berlin den 8. März 1823. Körner.

Weinlig zählt nicht zu den besonders hervortretenden Thomaskantoren Leipzigs. Er soll ein stilles, zurückgezogenes, ganz seinem Amte und Berufe gewidmetes Leben geführt haben. Daß er aber ein ausgezeichneter Lehrer gewesen, dafür

haben wir ein Zeugnis, das viele andre aufwiegt: ein Schüler von ihm war — Richard Wagner, der in der autobiographiſchen Skizze, die er 1843 in der „Zeitung für die elegante Welt“ veröffentlichte, ihm folgendes ehrenvolle Denkmal geſetzt hat: „Ich fühlte die Notwendigkeit eines neu zu beginnenden, ſtreng geregelten Studiums der Muſik, und die Vorſehung ließ mich den rechten Mann finden, der mir neue Liebe zur Sache einflößen und ſie durch den gründlichſten Unterricht läutern ſollte. Dieſer Mann war Theodor Weinlig. Nachdem ich mich wohl ſchon zuvor in der Fuge verſucht hatte, begann ich jedoch erſt bei ihm das gründliche Studium des Kontrapunktes, welches er die glückliche Eigenſchaft beſaß den Schüler ſpielend erlernen zu laſſen.... Mein Studium bei Weinlig war in weniger als einem halben Jahre beendet: er ſelbſt entließ mich aus der Lehre, nachdem er mich ſoweit gebracht, daß ich die ſchwierigſten Aufgaben des Kontrapunktes mit Leichtigkeit zu löſen imſtande war.“

Weinlig verwaltete das Thomaskantorat bis zu ſeinem Tode. Er ſtarb in Leipzig am 7. März 1842. Sein Nachfolger wurde im September darauf Moritz Hauptmann.

Der Bürgermeiſter Müller.

In den Parkanlagen Leipzigs, dem Magdeburger Bahnhofe gegenüber, ſteht ein einfaches Denkmal in antiken Formen mit einem Porträtmedaillon an der Stirnſeite, das die Unterſchrift trägt: C. W. Müller. Auf der linken Seitenwand lieſt man Geburts- und Todestag, auf der rechten die Worte: Von den dankbaren Bürgern Leipzigs. Das Denkmal wurde im Juli 1819 vollendet und eingeweiht; ſeine Entſtehung aber reicht viel weiter zurück. Schon 1801 lieferte Tiſchbein, Oeſers Nachfolger an der Leipziger Zeichenakademie, den Entwurf dazu; das Medaillon hat kein Geringerer als Schadow gefertigt. Der Mann, deſſen Gedächtnis dies Denkmal bewahren ſoll, war der Bürgermeiſter Leipzigs vom Ende des vorigen Jahrhunderts, deſſen Name nächſt dem des Bürgermeiſters Hieronymus Lotter aus dem ſechzehnten Jahrhundert wohl zu den populärſten Namen in der Geſchichte des Leipziger Stadtregiments zählt.

Karl Wilhelm Müller wurde am 15. September 1728 in Knauthain geboren, wo sein Vater freiherrlich Dieskauischer Schösser, später Gerichtsdirektor war. Nachdem er den ersten Unterricht im Elternhause genossen hatte, wurde er im dreizehnten Jahre (15. Juni 1741) nach Schulpforte gebracht. Zu Michaeli 1746 bezog er die Universität Leipzig (immatrikulirt nach der Sitte jener Zeit bereits zwei Jahre früher, am 17. Juni 1744), um Jura, Geschichte und Philosophie zu studiren. Sein Vater war inzwischen von Knauthain nach Leipzig übergesiedelt und verwaltete hier das Amt eines kurfürstlich sächsischen Steuerprokurators. Nach vierjährigem Studium bestand der junge Müller 1750 die juristische Kandidatenprüfung, 1752 (13. April) erwarb er sich mit einer Dissertation De crimine termini moti (Über das Verbrechen der Grenzsteinverrückung) die juristische Doktorwürde und praktizirte nun in Leipzig als Sachwalter. Er wurde dann Advokat beim Oberhofgericht und beim Konsistorium, und 1759 wurde er in den Rat der Stadt gewählt. Hier stieg er allmählich bis zum ersten Bürgermeister auf und starb als solcher am 28. Februar 1801, also im 73. Lebensjahre.

Müllers Leben gewährt, was freilich wenig bekannt ist, ein über die bloße Lokalgeschichte hinausgehendes Interesse durch die Berührungspunkte, die er mit der deutschen Literaturgeschichte hat. An dem jungen Müller interessirt vor allem der Schriftsteller.

Der Herausgeber des Leipziger Musenalmanachs hat den nicht übeln Einfall gehabt, im Kalender die Heiligennamen durch Schriftstellernamen zu ersetzen. Die hervorragenderen Schriftsteller stehen bei den Sonn- und Festtagen und sind fett gedruckt. Da stehen denn im ersten Jahrgange, 1770, bei den drei Pfingstfeiertagen die Namen: Weiße, Thümmel,

Müller. Im folgenden Jahre heißt die Pfingstgruppe: Weiße, Uz, Thümmel; aber verschwunden ist Müller deshalb nicht, er hat seinen Platz bei Mariä Heimsuchung (2. Juli) erhalten. Man hat gefragt: Wer ist der Müller, der hier in so guter Gesellschaft erscheint? alle irgend nennenswerten fallen ja später als 1770. Wie die Zusammenstellung mit den beiden andern Leipzigern zeigt, kann kein Zweifel sein, daß mit diesem Literaturheiligen unser Leipziger Ratsherr gemeint ist.

Müllers Studentenjahre fallen in die literarisch bedeutendste Zeit, die Leipzig je gehabt hat. Als er 1746 seine Studien begann, war der Stern Gottscheds, der ein Jahrzehnt lang alle Welt geblendet hatte, schon seit mehreren Jahren im Niedergange begriffen. 1744 hatten eine Anzahl der talentvollsten Schriftsteller und Dichter, die damals in Leipzig lebten: Gellert, Rabener, Zachariae, Gärtner, Joh. Adolf Schlegel, Ebert, Cramer, Giesecke, die meist früher Mitarbeiter an den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" gewesen waren, welche Schwabe, ein Schüler Gottscheds, in dessen Sinn und Parteiinteresse herausgab, eine eigne, von Gottsched unabhängige Zeitschrift gegründet, die „Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (Bremer Beiträge). Im Juni 1746 war der junge Klopstock, der ein Jahr vor Müller in Pforte abgegangen war, von Jena nach Leipzig gekommen und hatte sich dem Kreise der Genannten angeschlossen; die ersten drei Gesänge seines „Messias" erschienen 1748 in den „Bremer Beiträgen." Von jüngeren, die gleichzeitig mit Müller in Leipzig studirten, mögen nur zwei genannt sein: Weiße und Lessing. Weiße wurde im Mai 1745, Lessing im September 1746 inskribirt. Man sieht schon aus diesen Namen, welche Luft Müller damals in Leipzig geatmet hat.

Er soll als Schriftsteller mit keinem der Genannten verglichen werden. Er gab 1755 bei Wendler, dem Verleger Gellerts, anonym unter dem bescheidenen Titel: „Versuch in Gedichten" ein Bändchen Gedichte heraus, von denen er einzelne schon 1751—53 in der „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Bremischen neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" hatte drucken lassen. Aber jedes Blatt dieses Bändchens beweist doch, daß Müller eine warmfühlende und phantasievolle Natur und entschieden dichterisch angelegt war, ferner daß er durchaus auf den Pfaden der „Bremer Beiträge" wandelte, und daß, wenn er sonst verdiente, in der Literaturgeschichte genannt zu werden, er nur dem gefeierten Leipziger Dichterkreise zugezählt werden könnte.

Der Stoffkreis seiner ernsten Gedichte ist beschränkt: Liebe und Freundschaft und die Freude an der Natur sind es, denen er Ausdruck giebt. Die Einkleidung ist ganz die der Schäferpoesie: der Jüngling heißt Thyrsis, die Mädchen Phyllis, Daphne, Doris. Dazwischen stehen dann ein paar Übersetzungen aus Anakreon, Tibull, Molière, Milton, einige innig empfundene Gelegenheitsgedichte (besonders schön: „Empfindungen an einem Frühlingsabend in K[nauthai]n"), und den Schluß bilden „scherzhafte" Lieder, wie man damals sagte. Die Form zeigt große Mannichfaltigkeit: neben sangbaren Strophen stehen gereimte Oden, mit Vorliebe ist der Hexameter mit dem Auftakt, wie er durch Kleists „Frühling" bekannt geworden, und in den scherzhaften Liedern der aus der Operette beliebt gewordene Refrain verwendet. Aber überall waltet Geschmack, Grazie, Wohllaut. Als Probe sei nur eins von den scherzhaften Liedern mitgeteilt, das die — damals sehr beliebte — Überschrift trägt: „Wünsche"; man mag sich vorstellen, daß es auf der vielgepriesenen Promenade Leipzigs

oder in einem der berühmten Leipziger Gärten jener Zeit, in Boſes oder Apels Garten, entſtanden ſei.

Strenge Mütter ſchöner Mädchen,
Warum ſeid ihr denn ſo neidiſch?
Warum wehrt ihr euern Töchtern
Frohe Gärten zu beſuchen?
Warum wehrt ihr euern Töchtern
In Alleen ſich zu zeigen,
Wo ſie Jünglinge vermiſſen,
Die im Schatten traurig wandeln?
Strenge Mütter, ſeid gelinder!
Zeigt uns doch die ſchönen Töchter,
Laßt ſie in Alleen finden,
Laßt ſie in die Gärten kommen
Und durch ſie den Lenz verſchönern!
Gleicht doch jenen guten Müttern,
Die, nicht neidiſch, ihre Töchter
Mit den häßlichſten Geſichtern
Ungebeten ſehen laſſen.
Möchte der gerechte Himmel
Allen liebenswürdgen Mädchen
Doch die beſten Mütter ſchenken.
Allen ungeſtalten Mädchen
Möchte der gerechte Himmel
Immer ſtrenge Mütter geben.

Noch ein Jahr zuvor, ehe dieſes Gedichtbändchen erſchien, 1754, ſtiftete Müller mit mehreren Freunden ein literariſches Kränzchen, das über vierzig Jahre beſtanden haben ſoll. Zu den Mitgliedern zählten unter andern Käſtner und Weiße. Nicht recht glaublich klingt es, daß auch Schwabe, der Hauptſchildträger Gottſcheds, ihm angehört habe; denn Müller war ein entſchiedener Verächter Gottſcheds. Er verſpottet ihn wiederholt in ſeinen Gedichten unter dem Namen Stentor. An Käſtner richtet er im Januar 1755, als Gottſched in ſeiner Zeitſchrift „Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit“ ein wiſſenſchaftliches Werk Käſtners (Vollſtändiger Lehrbegriff der Optik) günſtig hatte rezenſiren laſſen, das Epigramm:

Der du ſo viel Satiren macheſt
Und Stentors Dummheit oft belacheſt,
Sieh, Stentor rächet ſich.
Denn in den feingedruckten Blättern,
Die ihn und ſein Gefolg' von Mond zu Mond vergöttern,
Spricht er von dir und lobet dich.

Und in einem Gedichtchen „Gute Werke" heißt es:

Daß unſre Dichter denken lernen
Und weit vom Bathos ſich entfernen,
Bringt Stentorn faſt in Wuth.
Die Nachwelt, ſchreit er, wird einſt leſen,
Daß ich daran nicht ſchuld geweſen!
Das macht er gut.

Vielleicht iſt dieſem literariſchen Kränzchen der Gedanke zu einer Zeitſchrift entſprungen, die Müller — wiederum anonym — eine Reihe von Jahren herausgegeben hat, und die ihn wieder ganz auf den Pfaden der Gegner Gottſcheds zeigt: der „Brittiſchen Bibliothek." Auch ſie erſchien im Wendlerſchen Verlage und zwar in den fünf Jahren 1756 bis 1760 regelmäßig einen Monat um den andern, ſodaß ſechs Hefte einen Jahrgang bilden. Dann geriet ſie ins Stocken; 1761 und 1762 pauſirte ſie ganz, in den fünf Jahren von 1763 bis 1767 erſchienen noch ſechs Hefte, die letzten drei im Verlage von Fritſch, Wendlers Geſchäftsnachfolger. Die Abkehr von den franzöſiſchen Muſtern, an die man ſich bisher ausſchließlich gehalten hatte, zu engliſchen Vorbildern, bei denen man Natur und Wahrheit der Empfindung zu finden glaubte, gehört zu den Haupteigentümlichkeiten der Gegner Gottſcheds — in der Schweiz wie in Leipzig. Die „Brittiſche Bibliothek" verfolgte den Zweck, ihre Leſer mit den wichtigeren Erſcheinungen der engliſchen Literatur, älteren wie gleichzeitigen, wiſſenſchaftlichen wie belletriſtiſchen, bekannt zu machen. Sie brachte biographiſche Aufſätze über engliſche Schriftſteller,

auch Künſtler — im fünften Bande ſteht eine ausführliche Biographie Händels —, Beurteilungen engliſcher Schriften und Auszüge daraus, Überſetzungen engliſcher Gedichte und Dramen. Müller war ſchon in der Jugend — damals noch eine Seltenheit — in die engliſche Literatur eingeführt worden. In einer Ode an ſeine Schweſter ſingt er:

Auch dann, wenn, freudig vereint, uns Steelens und Addiſons Weisheit
Und Lieder göttlicher Dichter entzückt,
Empfand ich immer mehr Luſt an einem edlen Gedanken,
Wenn ihn dein Mund mir, o Schweſter, erhob.

Er war denn auch jedenfalls die Seele der „Brittiſchen Bibliothek.“ Leider läßt ſich ſein Anteil daran im einzelnen nicht feſtſtellen; doch ſollen die meiſten Auszüge aus engliſchen Büchern von ihm verfaßt ſein.

In lebhaftem brieflichen Verkehr war Müller einige Jahre mit Leſſing. Ihr Briefwechſel bezog ſich wohl zunächſt auf eine Privatangelegenheit Leſſings, nämlich auf den bekannten Prozeß, den er nach der verunglückten Reiſe nach den Niederlanden gegen den jungen Winckler in Leipzig führte. In dieſem Prozeß, den Leſſing nach einem Urteile der Leipziger Juriſtenfakultät bereits verloren hatte, nahm ſich Müller ſeiner an und brachte es dahin, daß das Urteil von der Landesregierung abgeändert wurde und Winckler 600 Thaler an Leſſing herauszahlen mußte. Im Oktober 1764 fand der Prozeß nach mehr als ſiebenjähriger Dauer ſein Ende. Schade, daß die Briefe Leſſings an Müller, die der letztere bis an ſeinen Tod ſorgfältig aufbewahrt hatte, ſpurlos verſchwunden ſind! Denn es iſt kaum denkbar, daß nicht auch literariſche Fragen darin berührt worden ſein ſollten.

Auch mit Ewald Chriſtian von Kleiſt, dem Sänger des „Frühlings,“ iſt Müller in Berührung gekommen; als Kleiſt

in Leipzig krank lag, beſuchten ihn, wie er an Gleim berichtet (22. April 1757), Leſſing, Weiße und Müller.

Das langſame Tempo, in welchem die letzten Hefte der „Brittiſchen Bibliothek“ erſchienen, zeigt, wie die belletriſtiſchen Neigungen Müllers immer weniger gegen ſeine amtliche Thätigkeit aufkommen konnten. Als Weiße zu Michaeli 1759 den jungen Grafen von Geyersberg, deſſen Hofmeiſter er war, nach Paris begleitete, bat er Müller, inzwiſchen die Herausgabe der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften,“ die er ſelber eben erſt von Mendelsſohn und Nicolai übernommen hatte, für ihn zu beſorgen. Müller ſagte es ihm auch zu. Als aber Weiße im Mai 1760 aus Paris zurückkehrte, fand er, daß Müller nicht ein einziges Heft hatte zuſammenſtellen können. Auch die verſprochene Mitarbeiterſchaft für die Zukunft blieb aus. In den ſechziger Jahren bereitete Müller noch ein zweites Bändchen Gedichte für den Druck vor, die Handſchrift war auch ſchon zum Teil in den Händen des Buchhändlers Fritſch; gedruckt worden iſt aber nichts davon. Erſt 1782 hat er noch einmal eine Anzahl Epigramme im Göttinger Muſenalmanach auf 1783 veröffentlicht,*) darunter eins auf die Leipziger Kunſtausſtellung von 1781:

Wenn Kenner nicht der Kunſt gerechtes Lob bezahlen,
Sitzt unſer Adam traurig ſtill,
Und — Himmel ach! — und will nicht malen;
Und, was noch ſchlimmer iſt, ihr Götter — Neuhaus will!

und das grauſame Epigramm auf den professor poëseos Bel, der am 4. April 1782 freiwillig aus dem Leben geſchieden war:

*) Sie ſind ſämtlich mit zwei Sternen unterzeichnet (**). Der „Adam“ in dem erſten Epigramm iſt Adam Friedrich Oeſer, der für die Ausſtellung von 1781 nichts geliefert hatte, während ein gewiſſer Neuhaus, wohl ein Mitglied der Kaufmannsfamilie dieſes Namens, „ein vier Ellen hohes allegoriſches Bild“ ausgeſtellt hatte.

Ihm, dem es nie in seinem ganzen Leben
Durch die Begeisterung gelang,
Drei Spannen hoch vom Boden sich zu heben,
Ihm glückt das noch durch einen Strang.

Ein paarmal hat sich Müller auch noch als Übersetzer bethätigt: 1768 gab er eine Bearbeitung von Beaumarchais' „Eugenie" heraus, 1776 eine Übertragung der Gedichte und Briefe von H. Gray (nach der Ausgabe von W. Mason*); aber mehr und mehr mußte er doch der eignen Produktion entsagen und sich darauf beschränken, die neuen Erscheinungen der schönen Literatur mit Anteil zu verfolgen; die Aufgaben seines Amtes nahmen ihn immer ausschließlicher in Anspruch.

Es war eine schwere Zeit für Leipzig, als im August 1759 der junge, damals einunddreißigjährige Oberhofgerichtsadvokat mit noch zwei andern in den Leipziger Rat gewählt wurde und im Kollegium unten antrat. Drei Jahre dauerten nun schon die Drangsale des Krieges; die Truppendurchzüge, die Einquartierungen, die Kontributionen nahmen kein Ende. Wiederholt waren Ratsherren und reiche Kaufleute, wenn die Stadt nicht schleunig die geforderten Summen aufbrachte, als Geiseln fortgeschleppt oder im Rathause tagelang in Arrest gehalten worden. Aber das Schlimmste sollte gleich am Anfange seiner neuen Würde Müller mit erleben. Als zu Bartholomäi 1759 die Ratswahl stattfand, war man zwar zum erstenmale seit drei Jahren die Preußen wieder los, und Reichstruppen lagen in Leipzig. Aber die Freude war auch keine ungetrübte und währte nur kurze Zeit. Mitte September waren die Preußen bereits wieder Herren der Stadt, und die Bedrückungen begannen ärger als je zuvor. Ende Dezember

*) Eine ihm zugeschriebene Übersetzung von F. Hutchesons „Sittenlehre der Vernunft," 1756 bei Wendler erschienen, ist wahrscheinlich von Lessing.

wurden eine Anzahl Kaufleute und der gesamte Rat auf die Pleißenburg in Verwahrung gebracht, und dort blieben sie bis in den Februar hinein, aufs scheußlichste behandelt, mitten im Winter ohne Betten, ohne Licht und Holz, der Unsauberkeit preisgegeben. Kästner scherzte damals in einem Epigramm mit Bezug darauf, daß kein Barbier zu den Gefangenen gelassen wurde:

Mein Leipzig, dir wird einst, o möcht' es bald geschehen!
Von überstandner Noth das Bild noch übrig bleiben.
In ewigem Lateln soll Platner dann beschreiben,
Wie Amor und Mercur mit Bärten ausgesehen.

Wie eine Anmerkung lehrt, waren unter Amor und Mercur „ein paar junge Ratsherren" zu verstehen, also jedenfalls Müller mit, Kästners guter Freund. Dann wäre der Spott freilich recht übel angebracht gewesen, denn Müller zog sich in diesem Arrest eine Hautkrankheit zu, an der er lange litt, und die ihm schon wegen seines empfindlichen Schönheitssinnes höchst peinlich war.

Die Amtsthätigkeit Müllers in den ersten beiden Jahrzehnten seiner Stellung im Rate entzieht sich unsrer genaueren Kenntnis. Er stieg im Laufe der Jahre die übliche Stufenleiter hinan, wurde 1771 Stadtrichter, 1776 Baumeister, auch Vorsteher der Ratsbibliothek, 1777 Prokonsul. Daß man seine Kraft zu schätzen wußte, geht daraus hervor, daß der Kurfürst mehrfache Versuche machte, ihn nach Dresden in die Regierung zu ziehen, ihm 1778 auch den Titel eines Geheimen Kriegsrates verlieh, und daß Müller in demselben Jahre zum dritten Bürgermeister Leipzigs und damit zugleich zum Beisitzer des Schöppenstuhls gewählt wurde, und zwar trat er gleich das erstemal als regierender Bürgermeister an. Er hat dann in den Jahren 1778 bis 1800, als dritter, zweiter

und erster Bürgermeister, anfangs aller drei Jahre, seit 1785 aber, von wo an die Wahl eines dritten Bürgermeisters unterblieb, ein Jahr ums andre das Amt des regierenden Bürgermeisters bekleidet. Dieser Zeitraum von etwas über zwei Jahrzehnten ist es, in welchen die Schöpfungen fallen, mit denen in der Geschichte Leipzigs sein Name für immer verknüpft ist.

Es kann nicht wundernehmen, daß bei einem Manne, der so ausgesprochen höhere geistige Interessen hatte, diese Schöpfungen vor allem auf idealen Gebieten zu suchen sind. Zwar ist er bei den vielseitigen Aufgaben, die im Stadtregiment, in der Rechtspflege und in der Verwaltung ihm entgegentraten — bekleidete er doch, wenn nicht dem Namen nach, so doch der Sache nach, auch lange Jahre das Amt des Polizeidirektors —, überall auf Verbesserungen, auf Beseitigung veralteter Zustände, auf den Schutz, das Behagen und die Zufriedenheit der Bürgerschaft bedacht gewesen. Wenn er unermüdlich auf Mittel und Wege sann, dem herrschenden Bettler- und Verbrecherwesen zu steuern, wenn er dem nach dem siebenjährigen Kriege zur Hebung des Handels und Gewerbes vom Grafen Hohenthal gegründeten Intelligenzkomtoir und Intelligenzblatt seine Förderung angedeihen ließ, wenn er der Universität entgegenkam durch Errichtung eines kliniſchen Instituts im Jakobshospitale, wenn er die Beerdigungen in der Paulinerkirche abschaffte, wenn er die verhaßte Einrichtung des nicht ganz zu entbehrenden Thorgroschens durch milde Praxis erträglich machte, wenn er dem Vogelschießen auf der Pfingstwiese mit den unausrottbaren Rohheiten, die sich daran geheftet hatten, ein Ende machte — immer waren es Maßregeln, für welche die Bürgerschaft ihm aufrichtig dankbar sein konnte. Aber diejenigen Fortschritte,

deren die Zeitgenossen sich am lebhaftesten bewußt wurden, lagen doch auf andern Gebieten: auf den Gebieten des kirchlichen Lebens, der Jugenderziehung und der Kunstpflege. Auf den ersten beiden waren der Superintendent Rosenmüller und der Lehrer Plato, auf dem letzten der Direktor der Zeichenakademie, Oeser, und der städtische Baudirektor Dauthe seine Berater.

Vor allem vom ästhetischen Gesichtspunkte, mehr noch als von dem der Gesundheit, wurde von den Zeitgenossen die totale Umgestaltung aufgefaßt, die Müller in der äußern Erscheinung der Stadt herbeiführte durch die Beseitigung der Festungswerke und die Schöpfung der ersten Promenadenanlagen.

Alleen um die Stadt aus Weiden, Linden und Eibischbäumen waren schon 1702 und 1703 angepflanzt worden. Schon in den zwanziger Jahren spazierte man im Sommer, oft in greulichem Staube, „ums Thor." Das beliebteste Stück, wo die feine Welt promenirte, war jahrzehntelang die kleine Strecke zwischen der Thomas- und der Barfüßerpforte, speziell die „Promenade," im Volksmunde die „Muhmenbörse" genannt, wegen der zahlreichen Kindermuhmen, die sich auf den schon damals dort aufgestellten Bänken versammelten. Nach dem Hubertusburger Frieden hatte der Kurfürst fast die ganzen Festungswerke der Stadt, da sie sich im siebenjährigen Kriege als völlig zwecklos erwiesen hatten, dem Rate zur Verfügung gestellt, unter der Bedingung, sie nach und nach zu beseitigen und den Platz „gemeinnützig" zu machen. Man hatte auch von Zeit zu Zeit ein Stück dieser Bedingung erfüllt; aber erst seit 1776 wurde Ernst damit gemacht und Müller, der sich am meisten dafür interessirte, mit der Ausführung beauftragt. So wurde im letzten Viertel des Jahrhunderts das Bild der Stadt vollständig verändert. Blieben auch die festen

Baſteien noch ſtehen, die Außenwerke, die Ravelins, wurden ſämtlich abgetragen, das Erdreich zur Ausfüllung oder wenigſtens Verengerung des Feſtungsgrabens verwendet und auf dem ſo gewonnenen Terrain teils neue Alleen, teils Obſt- und Gemüſegärten angelegt. Die Krone aber wurde dem allen aufgeſetzt, als Müller von 1785 an die vor dem Georgenhauſe liegende Schanze, die „Katze," abtragen, damit den Waſſergraben vom grimmiſchen bis ans halliſche Thor ausfüllen und auf dieſem ganzen Raume einen kleinen Park im „engliſchen" Geſchmack anlegen ließ.

Auch in der Gartenkunſt nämlich war ſchon ſeit der Mitte des Jahrhunderts der franzöſiſch-holländiſche Geſchmack, welcher die Regelmäßigkeit der Architektur in die Landſchaft getragen hatte, und in welchem die großen Privatgärten Leipzigs am Ende des ſiebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts angelegt worden waren, allmählich von England aus verdrängt worden. Auch auf dieſem Gebiete erſcholl der Ruf nach Rückkehr zur Natur. Die ſteife Symmetrie wich einer abſichtlichen Regelloſigkeit, an die Stelle der von ſchnurgraden Wegen durchſchnittenen Fläche trat wechſelndes Terrain mit Teich und Hügel und ſanft geſchwungenen Wegen, die verſchnittenen Baumreihen und Hecken wurden durch maleriſche Buſch- nnd Baumgruppen, die verſchnörkelten Blumenbeete durch glatte Raſenplätze (bowling-green), die Pavillons, Treibhäuſer und Springbrunnen durch kleine Baulichkeiten aller Art, künſtliche Ruinen, Brückchen und Waſſerfälle, die geradlinigen Perſpektiven durch unerwartete lauſchige Ausblicke verdrängt. Kurz: der Garten ſollte nichts als die durch die Kunſt verſchönerte Landſchaft ſein. So erhielt Leipzig ſeinen „Schwanenteich," ſeinen „Schneckenberg," ſein „gothiſches Portal"; auf dem geebneten Raume vor dem grimmiſchen

Thore wurden zwei große kreisrunde Rasenplätze angelegt, von Bäumen umgeben. Die gesamten Erdarbeiten leitete Dauthe, die Anpflanzungen der von Müller berufene gräflich Vitzthumsche Kunstgärtner Mansa.

Während sich diese Arbeiten jahrelang hinzogen, dafür aber auch der ganzen Bürgerschaft Nutzen und Annehmlichkeit gewährten, kam eine zweite Schöpfung Müllers verhältnismäßig rasch zustande, aber freilich auch nur engeren Kreisen zu gute: die Erbauung eines städtischen Konzertsaales. Als im April 1780 der Herzog von Weimar bei einem Aufenthalte in Leipzig nach dem Besuche eines Konzertes der Hillerschen „Musikübenden Gesellschaft" im Apelschen Hause seine Verwunderung über den höchst unzulänglichen Raum äußerte, brachte Müller schleunig beim Rate den Antrag ein, über dem alten Zeughause einen eignen städtischen Konzertsaal zu erbauen, um ihn an die Hillersche Musikgesellschaft zu vermieten. Bald darauf wurde auch mit dem Bau begonnen. Dauthe hatte den Plan entworfen, Oeser schmückte die Decke des Saales wie des Vorsaales mit Gemälden, und am 25. November 1781 wurde der neue Saal durch das erste Konzert eingeweiht. Da der Eingang zum Saale durch das Treppenhaus der im Gewandhause befindlichen Ratsbibliothek führte, so setzte sich bald im Publikum der Name „Gewandhauskonzert" fest.

Der mehrerwähnte Baumeister Dauthe war damals Lehrer für Architektur an der Zeichenakademie, war aber schon seit Ende der siebziger Jahre neben dem alten „Obervogt" Matthiesen, der die Kirchen verfallen ließ und das Wenige, was er baute, teuer baute, vom Rate beschäftigt worden. Ende 1780 wurde Matthiesen pensionirt und Dauthe als „Baudirektor" — er war der erste, der diesen Titel führte — ange-

ſtellt, beiläufig: mit einem ſehr beſcheidenen Gehalt (200 Thaler und 100 Thaler Zulage), da ſein Vorgänger bis zu ſeinem Tode (1793) 300 Thaler als Penſion bezog. In dieſer Stellung begann er 1785 in Müllers Auftrage die umfangreiche Arbeit, durch die er mehr als durch alle ſeine ſonſtigen Leiſtungen ſeinen Namen auf die Nachwelt gebracht hat: die Erneuerung der Nikolaikirche.

Von der früheren Beſchaffenheit der Nikolaikirche läßt ſich in der Kürze ſchwer eine Vorſtellung geben. Sie war im Innern wie im Äußern ein Konglomerat aller Stilperioden des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts. Erbaut in der Reformationszeit (1513 bis 1525) in gothiſchen Formen, hatte ſie in der Renaiſſance- und Barockzeit zahlreiche Ein- und Umbauten erfahren. Die Emporkirchen, die Kapellen, Orgel, Altar, Chorgeſtühl, Kanzel, Taufſtein gehörten den verſchiedenſten Zeiten an, doch überwog ſchließlich der Barockſtil. Nach mehrfachen Renovationen im ſiebzehnten Jahrhundert ſtrotzte die Kirche von Schnitzwerk, Farbenpracht und Vergoldung. Dabei hatten ſich alle Wände, im Chor, auf den Emporen, in der Sakriſtei, im Beichthaus, mit Epitaphien, Bildern, Porträts und Gedächtnisſchriften angefüllt, zu denen wiederum alle Arten der Technik — Malerei, Holz- und Steinſkulptur, Metallguß — und alle Stilgattungen beigeſteuert hatten. Dies alles war aber im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in traurigen Verfall geraten. Das Gebäude ſelbſt, namentlich der Turm, war in hohem Grade „wandelbar“ geworden, ſodaß man ſchon längſt nicht mehr das volle Geläute zu benutzen wagte; in dem Holzwerk der Kirchenſtühle und Epitaphien hauſte der Wurm, und über der ehemaligen Farbenpracht lag ein undurchdringlicher grauer Schleier.

Sobald Müller zum Vorſteher der Kirche gewählt war,

1783, beſchloß er eine durchgreifende Erneuerung derſelben. Die Kirche war reich, ſie hatte, obwohl man die Kirchenkaſſen damals zu allen möglichen Dingen heranzog, große Kapitalien geſammelt, und um die Koſten brauchte er ſich keine Sorge zu machen. Im Juni 1784 brachte er ſeine erſte große Vorlage ein, in der der Umbau, ohne Altar, Taufſtein und Orgel und ohne alle Maler- und Bildhauerarbeit, auf 13836 Thaler angeſchlagen war, 1785 bis 1787 folgten weitere Vorlagen, und ſo begann denn der Bau, der ſich dann volle elf Jahre, bis 1797, hinzog und deſſen Koſten die Anſchläge weit überſtiegen.

Es konnte kein Zweifel ſein, in welchem Geſchmack die Erneuerung auszuführen ſei. Nach den herrſchenden Anſchauungen der Zeit war das einzige Heil für die Kunſt in der Rückkehr zur Antike zu ſuchen, ſo wie man die Antike damals kannte und auffaßte. In architektoniſchen Lehrbüchern wurde allen Ernſtes die Frage behandelt, auf welche Weiſe gothiſche Kirchen am beſten nach dem modernen Geſchmack umgeſtaltet werden könnten. So wurde denn zunächſt die ganze Maſſe der Bildwerke, die ſich im Laufe der Zeit in der Kirche angeſammelt hatten, ohne Rückſicht auf künſtleriſchen Wert oder Unwert hinausgeworfen. Nachdem das Gebäude gründlich geleert war, verwandelte man, indem man in ausgedehntem Maße Stuckmarmor zu Hilfe nahm, die achteckigen Pfeiler in kanellirte Säulen mit annähernd ägyptiſchen Kapitälen; über den Kapitälen wurden Palmblätter und Fruchtzweige angebracht, die ſich an die aufſteigenden Rippen bald anſchmiegten, bald davon herabhingen, ſodaß das Gewölbe wie von Palmbäumen getragen erſchien (!), und das Rippennetz am Gewölbe ſelbſt wurde in eine Art von Kaſettendecke verwandelt, deren Felder man mit Roſetten ausfüllte. In die Seitenſchiffe wurden neue, von korinthiſchen Säulen getragene

Emporen eingebaut, über dem Haupteingange ein gleicher Orgelchor. Den Eingang ſelbſt geſtaltete man zu einer größeren Mittelhalle mit zwei kleineren Seitenhallen (Taufhallen) um, alle drei von Kuppeln abgeſchloſſen. Der Chorraum wurde mit verſchiedenfarbigem Stuckmarmor bekleidet und durch korinthiſche Säulen und Pilaſter gegliedert, das gothiſche Gewölbe hier in ein Tonnengewölbe verwandelt. An die Stelle des alten hölzernen trat ein marmorner Altar. So weit war die Erneuerung Dauthes Werk. Den geſamten neuen Bilderſchmuck der Kirche lieferte Oeſer. Er malte das Altarbild (eine Auferſtehung), die ſechs für die Seitenwände des Chors beſtimmten Gemälde und, unterſtützt von dem jungen Schnorr von Carolsfeld, zahlreiche größere und kleinere Bilder an Wand und Decke des Chors, der Vorhalle mit ihren Seitenhallen, der Kanzel und der Sakriſtei. Die Orgel wurde von den Gebrüdern Trampeli aus Adorf neu erbaut.

Noch wichtiger aber als dieſe Renovation der Kirche war die Erneuerung des Gottesdienſtes und des ganzen kirchlichen Lebens, die Müller gleichzeitig herbeiführte. Am 4. Januar 1785 war der Superintendent Körner (der Großvater Theodor Körners) geſtorben. Zur Wiederbeſetzung ſeiner Stelle richtete ſich Müllers Augenmerk auf zwei der hervorragendſten Vertreter des Rationalismus, auf Seiler in Erlangen und Roſenmüller in Gießen. Seiler lehnte ab, Roſenmüller zeigte ſich, namentlich im Hinblick auf den ausgedehnteren Wirkungskreis, der ihn in Leipzig erwartete, geneigt, die Stelle anzunehmen. Aber die Entſcheidung zog ſich lange hin. Um gewiſſe Bedenken Roſenmüllers zu heben, reiſte Müller im Mai ſelbſt nach Gießen — damals nichts Kleines: er reiſte am 7. Mai früh in Leipzig ab, war am 10. nachmittags in Gießen und am 20. zurück — und bewog Roſenmüller zur endgiltigen

Annahme der Wahl. Aber kaum war die Nachricht von Müllers Besuch nach Darmstadt gedrungen, so erhielt Rosenmüller, noch ehe er um seine Entlassung gebeten hatte, vom Landgrafen Ludwig den Titel eines Kirchenrates und eine glänzende Gehaltszulage. Die ganze Berufung hätte sich unfehlbar zerschlagen, wenn nicht Müller alles aufgeboten hätte, die Gewissensskrupel, in die Rosenmüller geriet, zu beseitigen und selber beim Landgrafen um seine Entlassung gebeten hätte, die denn auch nach einigem Hinhalten in etwas ungnädiger Weise bewilligt wurde. Im September 1785 trat Rosenmüller in Leipzig an.

Das kirchliche Leben Leipzigs lag bei seiner Ankunft sehr im argen. Die lutherischen „Gestikulatores und Schreier" predigten vor halbleeren Bänken. Wer sich wirklich erbauen wollte, ging zu Zollikofer in die reformirte Kirche. In den kirchlichen Gebräuchen fand Rosenmüller eine Menge Dinge vor, die sich zum Teil noch aus katholischer Zeit erhalten hatten und anderwärts längst nicht mehr bestanden: das Absingen der Evangelien und Episteln, das Herumreichen des Klingelbeutels während der Predigt, das Anlegen der Meßgewänder beim Abendmahl, das Ziehen des „Wandelglöckchens" (Verwandlungsglöckchens) bei den Einsetzungsworten, den Exorzismus bei der Taufe und die Ohrenbeichte. Alle diese Reste aus alter Zeit fielen in den ersten Jahren von Rosenmüllers Amtsthätigkeit einer nach dem andern hinweg. Dabei sammelte er durch seine schlichten, faßlichen und herzlichen Kanzelvorträge einen immer größeren Zuhörerkreis um sich. Als Hauptverdienst aber auf kirchlichem Gebiete rechnete man ihm und Müller die Einführung eines neuen Gesangbuches an.

Erneuerungen unsrer kirchlichen Liedersammlungen haben sich nach zwei, drei Menschenaltern immer wieder notwendig

gemacht. Als Paul Fleming und Heinrich Albert, Paul Gerhard und Georg Neumark dem Gottvertrauen in den Nöten des dreißigjährigen Krieges rührenden Ausdruck verliehen hatten, wollte das Volk sich nicht mehr mit den alten, aus der Reformationszeit herrührenden Liederbüchern begnügen. Als dann die Mystiker und die Pietisten kamen, verlangte man auch nach den Liedern von Terstegen, Spener, Spangenberg, Zinzendorf. Dann kam der Rationalismus, dem auch ein so frommer, bibelgläubiger Mann wie Gellert sich nicht entziehen konnte. Gellert hatte schon 1757 seine ersten geistlichen Lieder herausgegeben, die rasch, wie seine Fabeln, ins Volk gedrungen waren; auch Cramer hatte in verwandtem Sinne Lieder gesungen, auch Klopstock einige für die Kirche brauchbare. Das Volk wußte die Lieder auswendig, Gellert war schon zwanzig Jahre tot, und noch stand nicht ein einziges seiner Lieder („Mein erst Gefühl sei Preis und Dank," „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte," „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht," „Auf Gott und nicht auf meinen Rat" u. a.) im Leipziger Gesangbuche. Nur die reformirte Gemeinde hatte schon 1766 durch Zollikofer ein neues Gesangbuch erhalten, das zwar bei seinem Erscheinen sofort verboten, aber doch wieder freigegeben wurde, nachdem die Vorrede beseitigt und auf dem Titelblatte der Ausdruck „reformirte Gemeinde" in „reformirte Religionsverwandte" geändert worden war. Die Lutherischen aber benutzten noch immer das Gesangbuch, welches 1734 der damalige Prediger an der Peterskirche, Hofmann, der Verfasser der bekannten Reformationsgeschichte Leipzigs, zusammengestellt und welches das bis dahin gebrauchte Gesangbuch des Nikolaikantors Vopelius von 1682 verdrängt hatte.

Müller hatte schon 1780, nach dem Erscheinen des neuen Berliner Gesangbuches, eigenhändig aus diesem und einigen

andern neuen Sammlungen eine Anzahl von Liedern ausgewählt und seinem Freunde, dem Professor Morus, und mehreren Leipziger Predigern die Auswahl zur Prüfung vorgelegt. 1785 entwarf Professor Schwarz einen selbständigen Plan zu einem neuen Landesgesangbuche, und als Schwarz starb, wurde Rosenmüller mit der Vollendung der Arbeit betraut. Aber nach mannichfachen Erwägungen gab man den Plan schließlich wieder auf und überließ es den einzelnen Städten, selbständig vorzugehen. Infolge dessen nahmen Ende 1793 Müller und Rosenmüller die Sache für Leipzig in die Hand, und am ersten Weihnachtsfeiertage 1796 konnte endlich das längst erwartete neue Gesangbuch in den Leipziger Kirchen eingeführt werden. Die Liederzahl war von 1015 auf 871 erniedrigt; trotzdem hatten eine Menge neue Lieder Aufnahme gefunden, und viele Rohheiten und Geschmacklosigkeiten der alten Sammlung waren getilgt.

Bei der Berufung Rosenmüllers hatte Müller aber noch einen andern Zweck im Auge gehabt: die Hebung des Leipziger Schulwesens. Rosenmüller sowohl, wie Seiler hatten sich in ihren bisherigen Stellungen namentlich auch auf dem Gebiete des Jugendunterrichts einen geachteten Namen erworben.

Das Schulwesen Leipzigs war gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in trauriger Verfassung, in den gelehrten Schulen wie in den Volksschulen. Am besten waren die Zustände noch an der Nikolaischule, die wie die zugehörige Kirche unter Müllers besondrer Obhut stand, und wo Martini, wenn auch ein größerer Archäolog als Pädagog, doch auf Zucht und Ordnung hielt.*) Schlimm dagegen sah es an der Thomasschule aus.

*) Beiläufig sei erwähnt, daß es Müller gelang, die schöne, namentlich an kostbaren archäologischen Werken reiche Bibliothek Martinis nach dessen

Hier ſchleppten ſich unter dem Rektor Fiſcher und dem Kantor Hiller die verrottetſten Zuſtände fort. Unordnung und Unfug, wohin man blickte. Im Kollegium herrſchte Uneinigkeit, nicht bloß, was faſt das Herkömmliche war, zwiſchen den beiden Spitzen, dem Rektor und dem Kantor, ſondern auch unter den übrigen Lehrern, ſodaß gegenſeitige Sticheleien in den Lektionen nichts ſeltenes waren. Die Schulordnung war gänzlich veraltet, niemand fragte nach ihr, ſelbſt mancher Lehrer hatte ſie nie gedruckt geſehen. Einen Lehrplan für die ganze Schule gab es nicht, ebenſowenig Konferenzen; jeder Lehrer machte ſich ſeinen Stundenplan ſelbſt zurecht, und keiner kümmerte ſich um den andern. In Quarta wurden oft dieſelben Lektionen gehalten wie in Secunda, manche Schriftſteller wurden faſt durch alle Klaſſen, andre, nicht minder wichtige nirgends geleſen. Einzelne Unterrichtszweige, wie Mathematik, Naturwiſſenſchaften, Franzöſiſch, hatten gänzlich, andre, wie Geſchichte und Geographie, ziemlich ganz aufgehört. Die Lektionen dauerten eine halbe Stunde, oft noch kürzere Zeit. Von Diſziplin war keine Rede; es wurde geſchimpft und ge-

Tode der Ratsbibliothek zuzuführen. Schon bei Lebzeiten des Beſitzers hatte er den Gedanken angeregt, da Martini ohne Leibeserben war. Auf mehrfaches Drängen (semel iterumque desiderabas, quin flagitabas) reichte Martini im Dezember 1790 einen vollſtändigen Katalog ſeiner Bibliothek ein. Doch ſcheint es damals zu keiner Einigung gekommen zu ſein; denn als Martini im Auguſt 1791 ſein Teſtament machte, ſetzte er die Wittenberger Univerſität zur Erbin ein. Acht Tage ſpäter jedoch fügte er, offenbar auf Müllers Betrieb, ein Kodizill hinzu, worin er ſeine ſämtlichen Bücherſchätze der Ratsbibliothek vermachte, unter der Bedingung, daß der Rat dafür ein Kapital von 1500 Thalern ſtifte, deſſen Zinſen alljährlich zu gleichen Teilen an die ſechs Kollegen der Nikolaiſchule verteilt werden ſollten. Würde der Rat auf dieſe Bedingung nicht eingehen, ſo ſollte die Wittenberger Univerſität die Erbin bleiben. Die Angelegenheit wurde darauf noch bei Lebzeiten des Rektors kontraktlich durch Müller geordnet, und ſo wanderten nach ſeinem Tode (23. Dezember 1794) ſeine Bücher in die Ratsbibliothek.

prügelt. Alljährlich erhielt die Schule vom Rate ihren Erlaubnisſchein „zu Schneidung eines Schockes Haſelnußſtöcke im Roſenthal.“ Die Schülerzahl war in den neunziger Jahren ſo geſunken, daß die Schule faſt nur noch aus dem Alumneum, das Alumneum faſt nur noch aus Auswärtigen beſtand, keine anſtändige Leipziger Familie ihre Knaben mehr hingeben wollte, und der Anſpruch des Kantors, daß die Thomasſchule gar keine Vorbereitungsanſtalt für die Univerſität, ſondern vor allem ein seminarium musicum ſei, und daß über die Aufnahme eines Alumnus lediglich der Kantor zu entſcheiden habe, beinahe ſeine Berechtigung erhielt. Noch immer beſtanden aus alter Zeit neben dem Kirchendienſt mit ſeinen zahlreichen Proben und neben dem Leichenſingen die wöchentlichen Kurrenden und die großen Umgänge zu Neujahr, Gregori, Michaeli und Martini, bei denen die kleinen „Büchſenträger,“ oft zum Schaden ihrer Geſundheit, während der Chor durch die Straßen zog, treppauf treppab jagen mußten, um vor den Thüren die Groſchen und Dreier zuſammenzubetteln, von denen zum Teil die Lehrergehalte beſtritten wurden. Noch immer mußten die Alumnen jeder ein Inſtrument ſpielen lernen, um ſich zur Mitwirkung in Virtuoſenkonzerten und in der Komödie gebrauchen zu laſſen. In kurzer Zeit waren drei Alumnen, verlockt durch den häufigen Theaterbeſuch, Komödianten geworden. Auf dem Alumneum herrſchte Unſittlichkeit, Lüderlichkeit, Unreinlichkeit: die Knaben bekamen ſchlechte Koſt und wußten ſich noch ſchlechtere Lektüre zu verſchaffen. Und auch hier fehlte es an aller Diſziplin. Was der eine Inſpektor anordnete, hob der andre wieder auf; kam etwas zur Anzeige, ſo wußte Hiller von nichts und trat ſeinen Alumnen die Brücke.

Von dem Rektor Fiſcher war keine Verbeſſerung zu erwarten, er machte gelegentlich Verſprechungen, aber dabei blieb

es. Wie er mit dem Rate umsprang, dafür ein Beispiel. Als im Februar 1775 nach reiflicher Erwägung durch Ratsverordnung die Unzahl der Feiertage an der Thomasschule beschnitten wurde, legte er die Verordnung ruhig ins Pult und stellte zu Ostern den Abiturienten zum deutschen Aufsatz das Thema: „Über die Notwendigkeit derer Schulferien." Wenn Müller wollte, daß die Lehrer etwas von seinen Verordnungen erführen, so mußte er auf die Adresse schreiben: „An sämtliche Lehrer der Thomasschule."

So alten, eingewurzelten Mißständen gegenüber mußte Müller mit großer Behutsamkeit verfahren. Im Laufe der Jahrhunderte war für die Alumnen eine Unmasse von Freitischen, Geld-, Hosen- und Hemdenlegaten gestiftet worden. Der kleine Mann in der Stadt wußte das und bestand auf seiner Kurrende. Müller war auch nicht selbst Vorsteher der Schule, er war außerdem von Jugend auf mit Hiller befreundet. 1793 gelang es ihm, eine Äußerlichkeit zu beseitigen: die Perücken und Chormäntel der Alumnen; das Kurrendesingen und alles, was sich daraus ergab, abzuschaffen, ist ihm nicht gelungen. Erst seit 1796, als er den jungen Rost von Plauen zum Konrektor berufen hatte, gewann er in diesem einen bereitwilligen Helfer zur Durchführung seiner Absichten. Aber bis zu Fischers Tode (1799) blieben die Zustände doch im wesentlichen dieselben.

Wirklich epochemachend sind dagegen Müllers Verdienste um das Volksschulwesen Leipzigs, ja sie bilden wohl überhaupt das glänzendste Kapitel der Geschichte seines Stadtregimentes.

Die Volksschule war im vorigen Jahrhundert allerwärts, nicht blos in Leipzig, noch ziemlich unentwickelt, doch mögen wohl die Zustände in Leipzig besonders kläglich gewesen sein.

In einer Stadt von 32000 Einwohnern, darunter 6000 Kindern, gab es 1790 noch keine öffentliche Volksschule! Die beiden einzigen öffentlichen Schulen waren die Thomas- und die Nikolaischule. Der ganze Volksschulunterricht lag in den Händen von Privat- oder, wie man sie nannte, Winkelschulen. Durch ein Ratspatent von 1711 war zwar dieses Winkelschulwesen, das bis dahin völlig sich selbst überlassen gewesen war, unter die Aufsicht der Behörde gestellt worden, aber mehr im Interesse der Kirche als der Erziehung und des Unterrichts. Es gab im vorigen Jahrhundert in Leipzig gegen vierzig — bald drüber, bald drunter — vom Rate konzessionirte Winkelschulen. Die „Schulhalter" waren meist Studenten oder Kandidaten der Theologie, die sich mit „Kinderinformiren" ihren Lebensunterhalt verschaffen wollten, bis die gehoffte Pfarre sich finden würde, welche in vielen Fällen niemals kam, daneben aber auch Juristen und Mediziner, die in ihrer Karriere Schiffbruch gelitten hatten. Sie standen unter der Aufsicht von vier Geistlichen, von denen jeder ein Stadtviertel zu überwachen hatte. Daneben tauchten aber auch fortwährend wilde auf, die keine Konzession hatten, darunter Buchdrucker, Apotheker, abgedankte Soldaten. Fast alle fristeten in der kümmerlichsten Weise ihr Leben. Die kleinen Schulstuben lagen in Hinterhäusern, dunkeln Höfen, Dachwohnungen und waren nicht selten zugleich Wohn- und Schlafstuben des Präzeptors und seiner Familie. Das Schulgeld, das wöchentlich einen Groschen betrug, ging unregelmäßig ein, die Lehrer unterboten einander und machten sich die Kinder gegenseitig abspenstig; fortwährend zogen die Kinder von einer Schule zur andern, in allen Gassen und Gäßchen waren ja die Schulen zu finden. Der Unterricht war im allgemeinen kläglich. Die einzigen Lehrgegenstände waren „Christentum" und Lesen, in

den beſſern Schulen auch noch Schreiben und Rechnen. Erſt in den ſiebziger Jahren kamen auch die Anfänge der ſogenannten „gemeinnützigen“ Kenntniſſe hinzu. Von Unterrichtsmethode oder gar von vernünftiger Erziehung war nicht die Rede. Vereinzelt wurde zwar, wie die zahlreichen erhaltenen Berichte der inſpizirenden Geiſtlichen zeigen, gutes geleiſtet, aber meiſt lief der Unterricht auf geiſtloſes Auswendiglernen und Herplärren namentlich religiöſen Memorirſtoffes hinaus. In der Diſziplin herrſchte barbariſche Strenge neben gänzlicher Zuchtloſigkeit.

Trotz ſolcher kläglichen Zuſtände bediente ſich der Rat ſelbſt dieſer Schulen. Seit der Einrichtung des Almoſenamtes nämlich, ſeit 1704, zahlte der Rat für Kinder armer Eltern das Schulgeld und die Koſten für die Schulbücher. Im Jahre 1791 z. B. gab es 161 „Almoſenkinder,“ 66 Knaben und 95 Mädchen. Untergebracht aber waren ſie bei Winkelſchulhaltern, wenn auch der Rat natürlich die beſten ausſuchte. Im Jahre 1774 hatte Graf Hohenthal vor dem halliſchen Thore eine Armenſchule errichtet, worin 60 Kinder, 30 Knaben und 30 Mädchen, auf ſeine Koſten unterrichtet wurden; aber die Zuſtände waren dort faſt genau dieſelben wie in den Winkelſchulen.

Die traurigen Ergebniſſe einer ſolchen Unterrichts- und Erziehungsweiſe hatte Müller in ſeinem Richteramt hundertfältige Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen. Andrerſeits hatte er die Fortſchritte der Pädagogik, die anderwärts in letzter Zeit gemacht worden waren, mit lebhaftem Intereſſe verfolgt. Auch hier half nun Roſenmüller.

Er hatte kaum ein Jahr in Leipzig zugebracht, als er die Mängel des Leipziger Schulweſens durchſchaut hatte. Schriftlich und mündlich nahm er Gelegenheit, das Werk der Schul-

verbesserung, über das seit Jahren „so viel gesagt und geschrieben worden sei," einflußreichen Personen zur Förderung zu empfehlen. Schon 1787 stiftete denn auch der Buchhändler Wendler, ein Landsmann Rosenmüllers, der durch den Verlag der Gellertschen Schriften zu einem ansehnlichen Vermögen gekommen war, mit einem Kapital von 10000 Thalern in seinem eignen Hause an der Ecke der Johannisgasse*) für sechzig arme Kinder eine Freischule, die schon eine wesentlich bessere Einrichtung als die Winkelschulen erhielt. Tiefer aber und umfassender griff Müller die Sache an, als eine günstige äußere Veranlassung sich darbot.

Im April 1787 starb eine Frau Assessor Deyling, die dem Almosenamte 4000 Thaler ausgesetzt hatte zu „Annehmung und Bestellung eines Schulhalters oder Informators, welcher zwanzig arme Kinder und Waisen, als 10 Knaben und 10 Mägdgen, im Christenthum, Lesen, Schreiben und Rechnen, auch anderen nöthigen Wissenschaften, frei und unentgeltlich unterrichte." Augenscheinlich angeregt hierdurch, vermachte im Juni 1787 ein Fräulein Born ebenfalls 4000 Thaler „zu Schulgelde und Büchern für ganz arme oder elternlose Kinder," und da ein paar ähnliche Legate schon aus früherer Zeit beim Almosenamte verwaltet wurden, unter andern seit 1742 1200 Thaler von Frau Hohmann zu „Anrichtung einer Mägdleinschule," so trug Müller im März 1789 darauf an, „die Vorsorge für den Unterricht armer Kinder dem Almosenamt ganz zu entnehmen und eine Freischule für Kinder beiderlei Geschlechts zu errichten, auch dieselbe einem eignen Vorsteher aus dem Mittel des Rats zu untergeben"; Rosenmüller ließ durch seinen damaligen Hauslehrer, den

*) Im April und Mai 1885 abgebrochen.

zweiunddreißigjährigen Plato, der ſich in der pädagogiſchen Literatur der Zeit gründlich umgethan hatte und ein geſchickter Lehrer war, einen ausführlichen Schulplan entwerfen. Bald darauf ſchritt man denn auch zur Errichtung eines Schulgebäudes für — die erſte öffentliche Volksſchule Leipzigs! Im Zwinger, zwiſchen Thomaspförtchen und Pleißenburg, ſtanden ſeit 1725 die alten Baracken der Schloßmiliz, in denen noch eine Anzahl Invaliden hauſten. Der Rat hatte ſchon 1786 dieſe Baracken von der Regierung gekauft, jetzt wurden ſie abgebrochen und an ihrer Stelle ein Haus mit Schulſtuben und Lehrerwohnungen erbaut, an das noch heute der Name der Schulgaſſe erinnert. Zwei der tüchtigſten unter den bisherigen Winkelſchulhaltern, die ſchon bisher den Unterricht der Almoſenkinder beſorgt hatten, wurden zu Lehrern der neuen Schule beſtimmt, als dritter der damalige Amanuenſis Roſenmüllers angeſtellt, und ſo konnte denn die neue Freiſchule, wie ſie zunächſt hieß — Ratsfreiſchule nannte man ſie erſt ſpäter, um Verwechslungen mit der Wendlerſchen zu vermeiden —, am 16. April 1792 mit 171 Kindern eröffnet werden.

Die Ratsfreiſchule iſt nicht bloß als erſte öffentliche Volksſchule Leipzigs von Bedeutung, ſondern vor allem auch wegen der Reformen des Schulweſens, die zugleich mit ihr ins Leben gerufen worden. Mit dem Schlendrian der Winkelſchulen wurde vollſtändig gebrochen. Die Kinder waren zum erſtenmale in Altersklaſſen — vorläufig freilich nur drei — geteilt, Knaben und Mädchen geſchieden. Der Schulplan war weſentlich erweitert, namentlich ausgedehnt auf die „gemeinnützigen Kenntniſſe." An Stelle des geiſtloſen Auswendiglernens trat eine vernünftige Unterrichtsmethode; vor allem wurde im Religionsunterricht — in der Schule ſelbſt wie in den ſonntäglichen

Katecheſen — auf wirkliche Erbauung und ſittliche Hebung hingearbeitet. Die Seele der Schule war Plato. Er überwachte ſie und nahm, ſoweit ihm ſeine Stellung in Roſenmüllers Hauſe Zeit ließ, freiwillig am Unterrichte teil. Da aber die Schule über Erwarten ſchnell wuchs, ſo halfen unentgeltlich die Mitglieder von Roſenmüllers katechetiſchem Seminar aus. Im Januar 1795 wurde Plato als beſoldeter Direktor angeſtellt. Unter den freiwilligen Helfern der erſten Jahre befanden ſich auch Roſt, der ſpätere Rektor der Thomasſchule, und Dolz, der ſpätere Direktor der Ratsfreiſchule. Daß die geſellſchaftliche Stellung der Lehrer durch die Gründung einer von der Behörde geleiteten Volksſchule mit einem Schlage eine andre geworden war, bedarf wohl nicht der Erwähnung.

Noch aber ſtand Müller ein weiterer wichtiger Schritt bevor. Für die Armen war geſorgt; umſo dringender mußten jetzt die mittleren Klaſſen, die gern ein mäßiges Schulgeld bezahlt hätten, den Mangel einer öffentlichen Schule empfinden. Im Februar 1795 richteten fünfundzwanzig Leipziger Innungen ein Schreiben an den Rat, worin ſie die flehentliche Bitte ausſprachen, der Rat möge ihnen „eine allgemeine Bürgerſchule ſchenken," in welcher ihre Kinder „gegen ein billiges Schulgeld einen ebenſo wohlthätigen und zweckmäßigen Unterricht als die armen Kinder in hieſiger Freiſchule genießen könnten." Müller machte die Angelegenheit ſofort zu der ſeinigen — wenn ſie es nicht von vornherein ſchon geweſen war —; im März 1796 legte Dauthe den Plan zu einem großen Bürgerſchulgebäude vor, das auf der Moritzbaſtei errichtet werden ſollte, in deren Mauerwerk man den tüchtigſten Baugrund zu finden hoffte. Leider erwies ſich dieſe Hoffnung als trügeriſch. Der Bau verurſachte große Schwierigkeiten,

da die Bastei so gut wie hohl war und ausgebaut werden mußte, die Kosten überstiegen alle Erwartungen, und so wurde binnen fünf Jahren nur der eine Flügel, kaum ein Drittel des Ganzen, unter Dach gebracht. Die Vollendung sollte Müller nicht erleben: 1801 wurde er von diesem Werke, das den Schlußstein seines gemeinnützigen Wirkens gebildet hätte, abgerufen. Erst zu Michaeli 1803 wurde in dem inzwischen ausgebauten einen Flügel versuchsweise mit der Schule ein Anfang gemacht.

Müllers Tod rief die allgemeinste Teilnahme hervor. Am 1. März, der ein Sonntag war, gedachten die Prediger, vor allen Rosenmüller, des Abgeschiedenen auf der Kanzel. Am 3. März fand unter großartiger Beteiligung der Bürgerschaft das Begräbnis statt; Müller war der erste, der in dem kurz zuvor erbauten „Ratsschwibbogen" beigesetzt wurde. Das Gewandhauskonzert am 5. März gestaltete sich zu einer Gedächtnißfeier für ihn; es wurde Mozarts „Requiem" aufgeführt, das Müller selbst drei Wochen zuvor noch zum Einstudiren bestimmt hatte. Eine sinnige Totenfeier veranstaltete am 8. März die Ratsfreischule. Eine ausführliche Beschreibung derselben erschien im Druck. Andre Schriften schlossen sich an. Ein ehemaliger Theolog und Schulmann, J. G. Ch. Höpfner, der als Schriftsteller in Leipzig lebte und Müller nahe gestanden haben muß, veröffentlichte — anonym — „Blicke auf Karl Wilhelm Müllers Leben, Charakter und Verdienste" (1801), Schlichtegrolls „Nekrolog der Teutschen" brachte im Jahre 1802 einen Lebensabriß des Verstorbenen, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" im 65. Bande als Titelbild sein Porträt. Seit dreißig Jahren, seit Gellerts Tode, hatte vielleicht niemand in Leipzig sich einer solchen Popularität zu erfreuen gehabt wie der „Kriegsrat" Müller.

Daß Müller eine geniale Natur war, ein phantasievoller Kopf, ein weitblickender Mann, der seiner Zeit in vielen Stücken vorauseilte und immer die Zukunft im Auge hatte, lehrt seine ganze Wirksamkeit. Durch die erwähnten Schriften gewinnen wir auch in seinen Charakter manche Einblicke, und seine Persönlichkeit wird uns menschlich nähergerückt. Ein Zug sticht vor allem hervor: seine Einfachheit, Natürlichkeit, Vorurteilslosigkeit. Alle Unnatur, aller Zopf, alle Pedanterie war ihm ein Greuel. Auch insofern war er ein Apostel der Aufklärung. Wie er den mit Fremdwörtern gespickten Kanzleistil haßte und noch mehr die Geschmacklosigkeit, die Fremdwörter mitten im deutschen Text mit lateinischen Buchstaben zu schreiben, wie er darauf drang, daß die Schreibung Leipzigk abgeschafft wurde, wie es ihm zuwider war, wenn die Leute ihn mit „Magnificenz" anredeten, dem damals noch üblichen Titel des Bürgermeisters, wie er denjenigen unterbrach, der ihm ein Anliegen vortrug und dabei unnötige Weitläufigkeiten machte, so war er im gesellschaftlichen Verkehr ein solcher Feind aller Etikette, daß er selbst vor gesellschaftlichen Verstößen nicht zurückschreckte. „Er war nicht imstande, schreibt Höpfner, die bei gewissen Gelegenheiten gewöhnlichen Glückwünsche auszusprechen, wenn er an der Angelegenheit, welche sie betrafen, nach seiner Überzeugung keinen Anteil nehmen konnte." Dagegen war er von peinlichem Ordnungs- und Schönheitssinn, in seiner ganzen Thätigkeit — es ist eine Lust, in den Akten seinen sorgfältig und fast korrekturfrei geschriebenen Konzepten zu begegnen —, aber auch in seiner äußern Erscheinung und in der Einrichtung seiner Häuslichkeit.

Müller war unverheiratet, obgleich er ein großer Verehrer geistvoller Weiblichkeit war. Sein Cölibat war ein

Opfer, das er ſeinen Neigungen brachte. „In ſeinen früheren Jahren, ſchreibt Höpfner, ſoll ein gewiſſer Unfall ſein Herz hart angegriffen haben, und ſelbſt die Zeit hatte eine leiſe Spur ſeines ſtillen Grames nicht ganz aus ſeinem Geſichte vertilgt.“ Es bezieht ſich das darauf, daß Müller der ſchönen und vielumworbenen Sängerin Corona Schröter, die von 1765 bis 1776, wo ſie nach Weimar berufen wurde, beim „Großen Konzert“ engagirt war, ſeine Hand antrug, aber als Vierziger von der über zweiundzwanzig Jahre jüngeren Künſtlerin verſchmäht wurde. Was er einſt in ſeiner „Ermahnung an die Schönen“ geſungen hatte:

Es kömmt ein Tag noch, da ihr liebt;
Nichts iſt, das ſich dem Reiz der Liebe
Nicht endlich willig noch ergiebt

ſollte für ihn ſelbſt nicht in Erfüllung gehen. Er hat dann keinen zweiten Verſuch gemacht, ſich zu verheiraten und bezog 1778 als Hageſtolz das ſchöne Haus auf der Bettelgaſſe (Johannisgaſſe, jetzt Einhorns Haus), das er ſich dort neu hatte erbauen und von Oeſer in allen Stockwerken mit Deckenmalereien verzieren laſſen. Aber auch ſo pflegte er eine heitere Geſelligkeit, an der ein kleiner Freundeskreis — Roſenmüller und Profeſſor Morus, der Juriſt und Phyſiker Gehler, der Herausgeber des bekannten „Phyſikaliſchen Wörterbuchs,“ Weiße und Thümmel, Oeſer, der Kupferſtecher Bauſe und der kunſtſinnige Kaufmann Kreuchauf, Oeſers Prophet — teilnahm, und zu der nicht ſelten auch Schauſpieler und Muſiker und — für jene Zeit etwas unerhörtes — die Lehrer der Freiſchule herangezogen wurden.

Trotz ſeiner literariſchen und künſtleriſchen Neigungen und obgleich er z. B. bis ins Alter der Gewohnheit treu blieb, die erſten Morgenſtunden den griechiſchen und römiſchen Schrift-

ſtellern zu widmen, ſeine ſtattliche Privatbibliothek und ſeine auserleſene Kupferſtichſammlung pflegte, Klavier und Violine ſpielte, ſich lebhaft für das Theater intereſſirte — ging er doch ſelbſt einmal auf die Suche, um eine gute Komödiantentruppe für Leipzig aufzutreiben —, war Müller in ſeinen Ämtern vom regſten Pflichtgefühl beſeelt, und nie hätten ſeine Liebhabereien über ſeine Amtspflichten die Oberhand gewinnen können. Als jemand einen Lehrer, über deſſen Gleichgiltigkeit im Amte geklagt worden war, mit der Entſchuldigung verteidigte, daß er ſich mit dem für ſeinen Geiſt anziehenderen Studium der alten Klaſſiker beſchäftige, erwiederte Müller: „Ich läſe auch lieber im Plato als in den Akten, aber man muß ſeine Pflicht thun.“ Er ſelbſt erfüllte die ſeine in raſtloſer Thätigkeit; überall griff er am liebſten ſelber zu, kümmerte ſich am liebſten um alles perſönlich — bis herab zu den Konzertzetteln der Gewandhauskonzerte, deren Korrektur er eigenhändig beſorgte, damit in den italieniſchen Arientexten keine Druckfehler ſtehen blieben! Nur ſo erklärt ſich ſchließlich auch ſein Einfluß und ſeine Wirkung. Während er im Grunde eine anſpruchsloſe Natur war, ungern mit ſeiner Perſon in den Vordergrund trat und z. B. bei aller ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit nicht ein einziges mal ſeinen Namen genannt hat, imponirte er doch im Rate durch ſein überlegtes, zielbewußtes Vorgehen, das keinen Widerſpruch aufkommen ließ.

Daß Müllers Wirkſamkeit bei ſeinen Lebzeiten verſchieden beurteilt wurde, daß er nicht bloß bewundert, ſondern auch angefeindet wurde, iſt wohl begreiflich. In der Bürgerſchaft fehlte es ihm nicht an Tadlern. Die einen ſtießen ſich an ſein geſellſchaftliches Auftreten — er habe „kein recht burgermeiſtermäßiges Anſehen,“ hieß es —, andre legten ihm die ſtrenge Gerechtigkeit, die er in ſeinen richterlichen Ämtern

walten ließ, als Härte aus, noch andre beſchwerten ſich über ſeine parteiiſche Armenpflege, weil er namentlich die „verſchämten“ Armen bedachte — bei den gänzlich unentwickelten Penſionsverhältniſſen jener Zeit eine wahre Wohlthat. Es gab Philiſter, die über die Parkanlagen räſonnirten und es lieber geſehen hätten, wenn er auch dort Obſt und Gemüſe angepflanzt hätte. Die mannichfachſte Kritik erfuhr der Umbau der Nikolaikirche. Nur wenige freilich nahmen Anſtoß an der ſtiliſtiſchen Verballhornung; faſt allgemein war man des Lobes voll, daß hier ein „gothiſcher Steinhaufen“ in einen „prächtigen Tempel“ verwandelt worden ſei. Aber man jammerte über die Koſten, von deren Höhe man doch nichts Rechtes erfuhr, und die Geiſtlichkeit war bekümmert über den weltlichen Charakter der Renovation; „ein ſchönes Schauſpielhaus!“ ſoll ein Prediger ausgerufen haben, als er die Kirche wieder betrat, Müller aber hinzugefügt haben, als ihm die Äußerung hinterbracht wurde: „Nur ſchade, daß die Akteurs nicht beſſer ſind.“ Von der neuen Orgel, durch deren Klänge ſich die einen an Silbermanns Meiſterwerke erinnert fühlten, behaupteten andre, ſie leide an permanentem „Schnupfen.“ Nicht anders erging es ihm mit ſeinem Geſangbuche und ſeiner Freiſchule. Mit dem Geſangbuche war die ſtrenggläubige Geiſtlichkeit nicht einverſtanden, aber auch Freund Weiße war verſtimmt, daß ihm ſeine Lieder hie und da geändert worden waren. Die Freiſchule aber wurde nicht bloß von den Winkelſchulhaltern aus Brotneid angefeindet, ſondern war auch der Geiſtlichkeit ein Dorn im Auge; ſie erſchien den geiſtlichen Herren auch noch in anderm Sinne als „Freiſchule.“ Kam es doch vor (1795), daß ein Horcher in eins der ſonntäglichen Katechismusexamina geſchickt wurde, der nachſchreiben mußte, und deſſen Niederſchrift dann zur Unterlage diente, die Schule

beim Konsistorium in Dresden zu denunziren, sodaß sämtliche Lehrer, da sie nur vom Rate angestellt waren, nachträglich zur Prüfung und Konfirmation präsentirt werden mußten. Und was sind die Zustände Leipzigs trotz Müllers Bemühungen verspottet und karikirt worden in der üppig sprießenden Pasquill-Literatur der achtziger und neunziger Jahre, in Büchern, wie dem „Tableau von Leipzig" (1784), den „Freyen Bemerkungen über Berlin, Leipzig und Prag" (1785), „Leipzig im Profil" (1799) und vor allem in den „Vertrauten Briefen über den politischen und moralischen Zustand von Leipzig," die ein durchtriebener Hungerleider, halb Student, halb Buchhandlungsgehilfe, namens Degenhard Pott, unter dem Pseudonym Detlev Prasch 1787 in die Welt schickte! Zwar schonten die Skribenten Müller selbst; Prasch spricht sogar mit höchster Anerkennung von ihm und klagt, daß die Bürgerschaft garnicht wisse, was sie an ihrem Bürgermeister habe. Dennoch berührten Müller derartige Machwerke unangenehm, und als wenige Tage nach dem Erscheinen der „Vertrauten Briefe" sein Jugendfreund Cramer, damals Professor in Kiel, ihm eine Ode auf Leipzig zusandte, in der auch Müllers Verdienste besungen wurden, beeilte er sich, diese drucken und in der Bürgerschaft verbreiten zu lassen, in der Hoffnung, daß das „mit jenem Geschmiere gut kontrastiren" werde.

Aber auch im Rathause wurde ihm das Leben nicht immer leicht gemacht. Eine vielbeklagte Kalamität jener Zeit war der Hochmut der niedern Ratsoffizianten, die meist aus Lakaienstellungen durch Empfehlung in den Dienst der Stadt gelangt waren und nun gegen das Publikum, namentlich gegen die kleinen Geschäftsleute und Gewerbtreibenden sich anmaßlich geberdeten und die Herren spielen wollten. Müller verfuhr mit unerbittlicher Strenge, so oft ihm Fälle der Art zu Gehör

kamen, und machte sich dadurch Feinde in nächster Nähe. Und solche hatte er auch unter seinen Amtsgenossen, die vielfach am Alten hingen und ihm namentlich in den ersten Jahren seiner Thätigkeit Hindernisse in den Weg legten. Später, als er dem Ratskollegium frisches Blut zugeführt, den überflüssigen dritten Bürgermeister stillschweigend eliminirt und sich so die Herrschaft gesichert hatte, wurde es besser. Seit 1785 hat er wohl ziemlich als unumschränkter Stadtkönig das Regiment geführt.

Wie sehr Müller das treibende Element und der gefürchtete Herrscher gewesen war, zeigte sich sofort nach seinem Tode in den erneuten Angriffen, die vonseiten der Geistlichkeit die Freischule, und in der ängstlichen und kurzsichtigen Behandlung, die vonseiten des Rats der Bürgerschulbau erfuhr. Man bezweifelte plötzlich die Bedürfnisfrage, die Winkelschulen waren auf einmal über jedes Lob erhaben und vollständig ausreichend, und der Bau blieb liegen. Rosenmüller zog deshalb in einer Predigt, die er zu Mariä Verkündigung 1802 hielt und die, wie man schon damals sagte, „Sensazion" erregte, derart gegen den Rat los, daß der Kirchenrat in Dresden sich ins Mittel schlagen und zur Versöhnung sprechen mußte. Am deutlichsten aber trat die Gesinnung gewisser Kreise zutage in der unerquicklichen Entstehungsgeschichte von Müllers Denkmal, dessen Errichtung, gleich nach seinem Tode von einer großen Zahl der angesehensten Bürger Leipzigs ins Werk gesetzt und durch eine glänzende Subskription garantirt, vom Rate unter den nichtigsten Vorwänden und in wahrhaft kleinlicher Weise hintertrieben wurde, und das endlich nach seltsamen Schicksalen — die Fundamente dazu haben jahrelang im Hofe der ersten Bürgerschule im Erdboden gelegen — im Jahre 1819 an seinem jetzigen Standorte aufgestellt wurde.

„Aus der Ferne zeigt ſich alles reiner.“ Hundert Jahre ſind jetzt verfloſſen, ſeit Müller die hervorragendſten ſeiner Schöpfungen in Angriff nahm. Seine Gegner und Tadler ſind längſt vergeſſen — Müllers Name aber wird in Ehren gehalten werden.

Das Roſenthal.

Als Papſt Alexander der Fünfte im Jahre 1409 ſeinen Segen zur Gründung einer Univerſität in Leipzig gab, führte er unter den Vorzügen der Stadt, die ihm gemeldet worden waren, auch den mit an, daß Leipzig von „vielen begehrenswerten und anmutigen Orten“ (multa loca desiderabilia et amoena) umgeben ſei. Dies Lob ſeiner freundlichen Lage wird — neben dem ſeiner feinen Sprache und ſeiner hübſchen Frauen — Leipzig geſpendet in allen deutſchen Landbeſchreibungen und Chroniken vom ſechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert. Unter all jenen „begehrenswerten und anmutigen Orten“ aber erringt ſich im Laufe der Zeit den erſten Platz der uralte, Ende der dreißiger Jahre unſers Jahrhunderts mit verhältnismäßig geringen Geld- und Kunſtmitteln zu einem prachtvollen Park umgeſchaffene Laubwald, der, umfloſſen von Elſter und Pleiße,

dicht vor der Stadt nach Nordwesten sich erstreckt: das Rosenthal oder, wie man noch vor hundert Jahren allgemein im Volksmunde sagte: der Rosenthal. Es ist ein Schatz und es ist die Freude und der Stolz der Stadt.

Fragt man nach der Geschichte dieses herrlichen Fleckchens Erde, so sieht man sich freilich sofort vor eine dürre Einöde gestellt. Die paar Nachrichten, die in den gewöhnlichen Ortsgeschichten Leipzigs immer wieder aus der einen in die andre herübergenommen worden sind, würden sich bequem in sechs Zeilen zusammenfassen lassen, und von diesen sechs Zeilen würden zwei — falsch sein. So rechtfertigt sich wohl der vorliegende Versuch, einmal eine etwas eingehendere Darstellung der Geschichte des Rosenthals auf Grund urkundlichen Materials zu geben.

Die früheste nachweisbare Erwähnung des Rosenthals, in der auch schon der Name begegnet und ausdrücklich als volkstümlich bezeichnet wird, stammt aus dem Jahre 1318. In diesem Jahre belehnte Markgraf Friedrich den Bürger zu Leipzig Johann von Mockau mit „dem im Volksmunde sogenannten Rosenthale" (Johanni de Mockow civi in Lypcz .. concedimus agros et rubeta prope civitatem Lypcz sita, quae vulgariter daz Rosintayl nuncupatur). Dreißig Jahre später, 1349, hatte, nach Markgraf Friedrichs Lehnbuch, ein Bürger Hermann von Freiburg „60 Acker Holz im Rosenthale" (LX agros lignorum in Valle rosarum) zu Lehen. Wiederum zehn Jahre später, in einer Urkunde von 1359, heißt es, Markgraf Friedrich habe den beiden Richtern oder Schultheißen zu Leipzig Wernher von Halle und seinem Eidam Hans Tammenhain, die auch die Mühle in Schönefeld besaßen, zu Lehen gegeben „den Rosental, der etteswenne [etwan, ehemals] Heinr. von Mockow burgers zcu Leipczig gewest ist, den sie

redelichen gekouft haben, mit wizewachſe, eckern, holcze, hoppfgarten, erbin, mit den wege, der durch die Angermul get vnde allez [daz] darczu gehoret, wie daz namen mag gehaben." 1367 endlich ging das Lehen der beiden Genannten, ſowohl die Mühle in Schönefeld wie das Roſenthal — letzteres cum pratis, agris et via, quae transit molendinum dictum die Angirmul —, an Nikolaus genannt Lamprechz zu Leipzig über und wurde ihm von den Markgrafen Friedrich und Wilhelm beſtätigt.

Dieſe urkundlichen Nachrichten ſcheinen zum Teil einander zu widerſprechen. Von einem Gebiete, welches die Mockau augenſcheinlich ununterbrochen von 1318 bis 1359 beſeſſen haben, können nicht zugleich 1349 60 Acker im Beſitz eines andern geweſen ſein. Jedenfalls waren aber auch die Mockau nur mit einem Teile davon belehnt, mit einem andern Hermann von Freiburg. Es iſt das umſo wahrſcheinlicher, als auch in ſpätern Nachrichten wieder das Ganze mit einem Teil verwechſelt wird. Eine Nachricht, die immer und immer wieder nachgeſchrieben worden iſt — zugleich die einzige Nachricht, die ſich über das Roſenthal außer der über den Ankauf desſelben durch die Stadt in der gewöhnlichen lokalgeſchichtlichen Literatur Leipzigs vorfindet —, ſagt, daß das Roſenthal ſchon im fünfzehnten Jahrhundert einmal in den Händen der Stadt Leipzig geweſen ſei. Aber auch da handelt es ſich nur um einen kleinen Teil. Im Jahre 1380 nämlich ſchenkten die Markgrafen Wilhelm, Friedrich und Balthaſar dem Barfüßerkloſter wegen „des merklichen und großen Gebrechens, den die armen Brüdere, die Barfußen des Convents in dem Kloſter zu Leipzig Sanct Francisci Ordens ſchwerlichen an Feuerwerke leiden und gelitten haben lange Zeit... ſechsunddreißig Acker unſers eigen Holzes in dem Roſenthal

vor unſer Stadt zu Leipzig, die wir ihnen haben laſſen abemeſſen, und die da treten an der Prediger Holz." Da aber den Franziskanern ihre Ordensregel vorſchreibe, daß ſie „kein eigen Gut haben noch beſitzen ſollen," ſo eigneten die Markgrafen dieſe ſechsunddreißig Acker „den geiſtlichen Jungfrauen zu Seuſelitz des Kloſters Sanctae Claren Ordens" zu, doch alſo, daß die Mönche „des Holzes genießen, hauen und gebrauchen ſollen." Dafür gelobten die Mönche, an den vier Weihfaſten regelmäßig Seelenmeſſen für die Stifter zu leſen. Dies Beſitzverhältnis dauerte bis 1458. In dieſem Jahre kehrten die Franziskaner zu einer ſtrengeren Beobachtung ihrer Ordensregeln zurück, machten ſich Gedanken über ihren Grundbeſitz und baten den Kurfürſten Friedrich II., ihr Holz der Stadt Leipzig zu verſchreiben. Infolgedeſſen übergab der Kurfürſt nun die erwähnten ſechsunddreißig Acker „dem Bürgermeiſter, Rate und ganzen Gemeine und ihren Nachkömmelingen unſer Stadt Leipzig zu rechtem Eigenthum, Genieße und Stadtrechte," die Mönche verpflichteten ſich, die für die Vorfahren des Kurfürſten geſtifteten Seelengedächtniſſe auch ferner zu begehen, und der Rat übernahm die Verpflichtung, über der Erfüllung dieſes Gelöbniſſes zu wachen und den Mönchen die Nutzung des Holzes zu des Kloſters Notdurft zu geſtatten. Dies ſind die Vorgänge, aus denen ſpäter die Fabel entſtanden iſt, daß die Stadt Leipzig ſchon im fünfzehnten Jahrhundert einmal Beſitzerin des Roſenthals geweſen ſei.

Als nach der Einführung der Reformation im Herzogtum Sachſen die Klöſter aufgehoben wurden, zog der Landesherr ſelbſtverſtändlich ſeine Lehen zurück und verfügte anderweit darüber. Wie Kurfürſt Moritz das Predigerholz 1550 dem Hofgerichtsprotonotarius Wolf Seidel überließ, ſo verkaufte er in demſelben Jahre 15 Acker und 1553, kurz vor

seinem Tode, für 1000 Gulden auch noch die übrigen 21 Acker des Barfüßerholzes an seinen Rat, den Ordinarius der Juristenfakultät und Bürgermeister zu Leipzig Dr. Ludwig Fachs. Das Predigerholz wurde von Seidel und seinen Nachkommen allmählich niedergeschlagen, zu Wiesen und Gärten vereinzelt und bebaut. Von dem Barfüßerholz kaufte Kurfürst August 1577 20 Acker für 2000 Thaler zurück; das übrige wurde von Fachs und seinen Nachkommen gleichfalls abgeholzt und zu Wiesen gemacht. Es wurden aber auch sonst von der Regierung zu verschiedenen Zeiten kleine Parzellen an Private abgelassen, so 1557 an den Bürgermeister Hieronymus Lotter, der bereits von Fachsens Erben ein Stück Holz gekauft hatte, „der Platz zwischen seinem und des Rosenthälers Hause an der Pleiße, so ferne er solchen ohne Nachteil der Aus- und Einfahrt des Rosenthals befrieden kann." 1565 gestattete Kurfürst August dem Leipziger Rate, „weil sich das Sterben hin und wieder anläßt, ein neu Pestilenzhaus im Rosenthal, etwa an Wolf Seidels Rain, zu erbauen, doch daß sie durch die Fischergassen einen Gang, domit man mit den Kranken und Todten durchkommen möge, fertigen, domit man also den Rosenthal nicht berühren dörfe," und kurz darauf wies er noch einen Platz an „zum Gottsacker, darauf sie die Leichen, so in Sterbensläuften in dem Pestilenzhaus mit Tode abgehen, begraben können."

Zum richtigen Verständnis aller dieser Nachrichten bedarf es wohl einiger Erläuterungen. Das Areal des Rosenthals reichte noch während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts bis dicht an die Stadt heran, bis an die heutige Rosenthalbrücke; von einer Rosenthalgasse war noch keine Rede. Auf der ältesten Abbildung von Leipzig, dem großen Holzschnitt von 1547 mit der Belagerung, ist dies deutlich zu sehen. Nach

einer Vermeſſung vom Jahre 1565 ſollte das Roſenthal etwas über 222 Acker betragen, bei ſpäteren Vermeſſungen aber wird verſichert, daß dieſe Angabe viel zu niedrig geweſen ſei, und es werden etwa 300 Acker als das Richtige angegeben. Das Predigerholz nun, d. h. der Wald der Dominikaner oder Pauliner, der etwa 50 Acker umfaßte, gehörte nicht zum Roſenthal; es lag zwiſchen der Elſter und dem Elſtermühlgraben, alſo zwiſchen dem Roſenthal und dem heutigen Ranſtädter Steinwege und der Frankfurter Straße. Die Funkenburg iſt das ehemalige Seidelſche Vorwerk. Da das Franziskanerholz an das Predigerholz ſtieß, ſo bildete es den vorderſten Theil des Roſenthals; von den 15 Ackern, die Dr. Fachs 1550 kaufte, heißt es, ſie ſeien ihm „am Waſſer, dem Paulerholz gegenüber" abgemeſſen worden. Der Zugang zum Roſenthal führte noch während der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts durch die Angermühle; erſt 1548 wurde die Roſenthalbrücke gebaut. Der Garten und das Haus Hieronymus Lotters aber lag auf der ſogenannten alten Burg, es war die ſpätere „Blaue Mütze." Schon 1548, jedenfalls infolge der Erbauung der Roſenthalbrücke, hatte er ſich mit Bewilligung des Rates eine beſondre Thorbrücke aus ſeinem Garten ins Roſenthal gebaut. Was er 1557 dazukaufte, war ein Stück der Roſenthalgaſſe; daher die Bedingung, die ihm betreffs der Einfahrt ins Roſenthal geſtellt wurde. Der Anbau auf der Roſenthalgaſſe begann erſt 1612; erſt da gab die Regierung einzelne Parzellen vorn an der Brücke zur Färberei und Tuchbereitung an Private ab.

Abgeſehen von ſolchen kleinen Gebietsabtretungen war das Roſenthal bis in die zweite Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts im Beſitz des Landesherrn und wurde von dem „Roſenthäler," dem fürſtlichen Förſter, verwaltet. Schon 1384

erscheint „grose Heyncze voerster yn dem Rosental“ mit als Zeuge bei einem Schiedsgericht in Streitigkeiten zwischen dem Barfußmüller und dem Angermüller. 1458 wird der Befehl, den Rat in den Besitz des Barfüßerholzes zu setzen, vier kurfürstlichen Beamten: „vnnserm voyte, gleitzmann, hußschreiber vnd forster zcu Liptzk“ erteilt. 1485 überlassen die Landesherrn „Nickel Richter holczforster im Rosental ein hawß vor dem Rosental bey der mole an dem slage vor Lipczk vnd dem Ranischen thore gelegen“ zu einem Erbgute. Als Dr. Fachs 1553 das Barfüßerholz vollends kaufte, sicherte ihm Kurfürst August zu, daß „unsere Rosenthäler oder Holzförster ihme und seinen Erben und Nachkommen das Thor, so ofte es ihre Nothdurft erfordert, öffenen und den Weg zur Nothdurft und Gebrauch des Holzes gestatten sollen.“ Das Försterhaus lag ziemlich am Eingange der heutigen Rosenthalgasse, links, wenn man über die Brücke kam, das Rosenthalthor dicht dahinter, etwa in der Mitte der heutigen Rosenthalgasse.

Wie nicht anders zu erwarten, deutet alles darauf hin, daß das Rosenthal damals durchaus ein gewöhnlicher Nutz- und Wirtschaftswald war. Das Holz wurde in regelmäßigen Zwischenräumen geschlagen, die Wiesen und auch der Wald dienten zur Viehweide. Den besten Beweis dafür liefert eine Episode aus dem Jahre 1591, über die sich die Akten noch im Leipziger Ratsarchiv befinden. Der damalige „Rosenthäler,“ Melchior Lincke, hatte sich eine jahrelang fortgesetzte Mißwirtschaft zu schulden kommen lassen, die endlich dem Kurfürsten Christian I. zu Ohren gekommen war. Es war dem Kurfürsten hinterbracht worden, daß Lincke „das Unterholz bishero seines Gefallens abgetrieben und nicht alleine vor sich eine große Anzahl Viehes gehalten, sondern auch noch fremde Viehe und Schweine zur Mieth eingenommen, die jungen

Schläge ohne Unterschied damit betrieben, darbeneben auch die größten Eichen ohne Vorwissen vor sich angewiesen, gefället, stamm- und klafterweise zu Wassertrögen und sonsten verpartiret, die Stöcke nachmals ausgegraben, die Gruben wieder mit Steinen und Rasen gefüllt und gleich gemacht, den Goldschmieden, Handels- und Handwerksleuten, die ihme vorschiener [verwichener] Jahre zu seiner Hochzeit Waaren folgen lassen und gearbeitet, und sich dazumalen über zweihundert Gulden alleine erstrecket, mit anderst nichts als eitelm Holze aus dem Rosenthal bezahlet, aber nichts davon in Rechnunge vorschrieben."

Der Kurfürst beauftragte mit der Untersuchung der Sache seine „Kommission zur Holzbeziehung," diese fand sich, im Juni 1591 in Leipzig ein, hatte am 21. Juni „früh 7 Uhr" in der „Goldnen Gans" eine Konferenz mit einigen Ratsmitgliedern, und der Rat mußte dann eine große Anzahl von Handwerkern und Arbeitern verhören, deren Aussagen denn auch in allen Stücken die Anklagen gegen Lincke bestätigten. Er hatte es ganz toll getrieben; sogar die Fuhrleute, die das unterschlagene Holz abgefahren hatten, hatte er wieder mit Holz bezahlt.

Aber obgleich das Rosenthal augenscheinlich ein reiner Wirtsschaftswald war, durch den damals noch nicht ein einziger gebahnter Weg führte, so lag der schöne Laubwald doch viel zu nahe an der Stadt, als daß er nicht im Sommer auch zu Spaziergängen gedient, daß nicht Dichter und Denker, Verliebte und Traurige sich einsame Plätze darin gesucht, daß nicht das Volk und die Studenten, die des Sonntags nach Gohlis in die Schenke zogen, ihren Weg durchs Rosenthal genommen haben sollten. Schon in der 1495 durch Dr. Johannes Fabri unter dem Titel Libellus formularis veranstalteten

Sammlung akademiſcher Geſetze für die Univerſität Leipzig wird den Studenten und den Univerſitätsmitgliedern überhaupt unterſagt, Bäume, Sträucher, Felder und Wieſen zu beſchädigen, Obſt und Feldfrüchte zu ſtehlen, im Roſenthal oder im Tiergarten das Wild zu hetzen oder andern Unfug zu treiben (nec loca Rosental et Thiergarthen vulgariter appellata feras fugando aut alia illicita ibidem perpetrando subintret), in den Flüſſen oder im Feſtungsgraben Fiſche zu fangen oder zu baden.*) Paul Fleming, der von 1628 bis 1633 in Leipzig ſtudirte, ſingt in einer ſeiner Oden von einem, der nach fünfjähriger Anweſenheit in Leipzig ſich mit trüben Abſchiedsgedanken trägt:

Damon ging in tiefen Sinnen
Üm der ſanften Pleißen Rand,
Wo ſie und der Elſter Strand
Holdreich in einander rinnen.

Die Freunde befragen Damon um ſeine Traurigkeit; da verrät er ihnen ſeinen Abſchiedskummer und bricht dann in die Worte aus:

Grünet wohl, ihr bunten Matten,
Seid, ihr Lüfte, ſeid geküßt,
Roſenthal du ſehr gegrüßt,
Sehr ihr Bäche, ſehr ihr Schatten,
Und du dreibeſtrömte Stadt,
Die mich wohl bewirtet hat.

In einem andern Gedichte fordert er im Mai die Freunde auf, Bücher und Studien zu laſſen und ihm ins Roſenthal und in die Dörfer um Leipzig zu folgen; da werden Gohlis, Schönefeld und Pfaffendorf mit ihren Gaben geprieſen, und dann heißt es vom Roſenthal:

*) Der „Tiergarten“ war ein eingefriedigter, mit Eichen bewachſener Teil der großen fürſtlichen Schloßwieſe, die ſich der Pleißenburg gegenüber von der Pleiße bis an die Elſter erſtreckte. Heute geht die Weſtſtraße hindurch.

Itzund laß dich von mir führen
In den feuchten Roſenthal,
Daß wir ſehn die Flora zieren
Ihren langen Wieſenſaal,
Wie ſie üm die Bäume tanzt
Und manch ſchönes Blümlein pflanzt.

Der geſunde Thau ſinkt nieder,
Das gezogne Kind der Nacht,
Der der matten Kräuter Glieder
Wieder ſteif und ſaftig macht.
Der die welken Blumen tränkt
Und in ihre Schoß ſich ſenkt.

Zynthius ſtreckt her von oben
Seines Goldes reinen Schein,
Wenn er itzt ſein Häupt erhoben
Und fängt munter an zu ſein,
Wenn er ſeine Gluth aufſteckt
Und die faule Welt erweckt.

Vor ihm her kömt hergegangen
Die Zertreiberin der Nacht
In den purpurbraunen Wangen
In der Anemonen Tracht
Die denn balde, wenn er kömmt,
Schamrot ihren Abſchied nimmt.

Und itzt iſt vor zweien Stunden,
Als es noch war tiefe Nacht,
Eh es jemand hat empfunden,
Schon die Nachtigal erwacht,
Welche denn verführet ſchon
Manchen lieben, ſüßen Ton.

Und die ausverſchämten Fröſche
Haben Hochzeit ſchon gemacht,
Treiben ihr Koargewäſche
Von früh an bis in die Nacht.
Von der Nacht bis wieder früh
Höret man ſie ſchweigen nie.

Und von Leibnitz erzählt M. L. de Neufville (Jaucourt) in ſeiner der „Theodicee" vorgedruckten Lebensbeſchreibung Leib-

nitzens (Amſterdam, 1734), daß er ganze Tage im Roſenthal zugebracht und über die „Verſöhnung“ des Platon und Ariſtoteles nachgedacht habe.*) Die Zeit, auf die ſich das bezieht, ſind die Jahre 1664 bis 1666.

Ob man ein Recht hat, auch den Namen des Roſenthals als Beweis für ſeine frühzeitige Verwendung als Luſtwald geltend zu machen, iſt zweifelhaft. Unkundige haben viel über den Namen gewitzelt; das Roſenthal ſei genannt, hat man geſagt, wie lucus a non lucendo, weil es weder ein Thal ſei, noch Roſen drin wüchſen. Dem gegenüber ſchreibt ſchon Vogel in ſeinem „Leipzigiſchen Chronicon“ (1697) ſehr verſtändig: „Das Roſenthal hat den Nahmen von anmuthigen, ſchattichten und luſtigen Spatziergängen, gleich wie anderweit luſtige und annehmliche Oerter den Namen des Paradieſes führen, oder wie die Weinberge zu Jena, diſſeits des Saalſtroms, wegen der Anmutigkeit, die Roſenberge heißen.“ Nur trifft dieſe Auffaſſung möglicherweiſe nicht den eigentlichen und letzten Sinn des Wortes. Die deutſche Altertumswiſſenſchaft hat nachgewieſen,**) daß die zahlreichen über ganz Deutſchland verbreiteten Lokale, welche von uralter Zeit her die Namen Roſengarten, Roſenau, Roſenfeld, Roſenheim, Roſenthal, Roſenberg führen — bald ſind es chriſtliche Friedhöfe oder heidniſche Grabſtätten, bald Luſtorte oder Wirtshäuſer, bald Gehöfte oder Dörfer — urſprünglich großenteils heidniſche, einer Gottheit des Lebens und des Todes geweihte Kultus-

*) Il lut les anciens philosophes Grecs, et ses réflexions l'amenèrent à ne pas regarder comme chimérique la réconciliation de Platon et d'Aristote .... et il lui arrivoit souvent de passer des journées entières dans un petit bois agréable qui est proche de Leipzig (nommé le Rosendal) à méditer sur ce sujet.

**) Vergl. Hugo Meyer, „Die Roſengärten“ (in den Verhandlungen der deutſchen Philologenverſammlung in Leipzig, 1872).

stätten gewesen sind. Die Rose deutet dabei nicht, wie sonst vielfach, auf den Tod, sondern der Rosengarten ist das Sinnbild der himmlischen Morgenröte, zu der die von den irdischen Fesseln befreite Seele emporstrebt. Da der Name des Rosenthals schon 1318 als ein altüberlieferter volkstümlicher Name vorkommt, so ist es nicht unmöglich, daß auch er auf heidnisch mythologische Vorstellungen zurückweist. Freilich ist der Name deutsch, und Leipzig war ursprünglich slavisch; aber es ist ja durch nichts bewiesen, daß mit den ersten deutschen Ansiedlern auch gleich das Christentum gekommen sei. In christlicher Zeit konnte man natürlich unter dem Rosenthal nichts andres verstehen als eine lustige, anmutige Niederung.

Sehr nahe liegt in diesem Zusammenhange noch eine andre Frage, auf die sich leichter antworten läßt: nämlich wie lange es denn her ist, daß der Besucher des Rosenthales auch einen guten Tropfen dort zu trinken fand. Urkundlich bezeugt ist es seit 1588, die Sache selbst aber ist jedenfalls viel älter. Im Jahre 1588 bewilligte Kurfürst Christian I. dem „Rosenthäler" — es war der obenerwähnte Lincke —, „daß er jährlich vierzig Faß fremden Bieres vor seine Haushaltung einlegen, und was er vor seinen Tisch nicht bedürftig, andern Leuten, so bei ihme zu schaffen, jedoch ohne einigen freien, offenen Schank oder Kretzschmerei zukommen lassen möge." Leider erwuchs aus dieser Vergünstigung dem Rate jahrzehntelang schwerer Verdruß. Hielt sich der „Rosenthäler" streng an seine Vorschrift, so war ja nichts dagegen zu sagen; übertrat er sie aber, so verletzte er das Privilegium, welches Kurfürst Friedrich 1459 der Stadt Leipzig erteilt hatte, und wonach binnen einer Meile Weges um die Stadt niemand außer dem Rate das Recht hatte, fremde Biere einzulegen und zu verschenken. Nun mißbrauchten die „Rosen-

thäler" unausgesetzt die ihnen gewordene Vergünstigung, sie bezogen jährlich weit über die gestattete Anzahl von Fässern, hielten offne Wirtschaft und schenkten an jedermann. Studenten lagen, wie es 1608 heißt, „des Tages über im Rosenthal zur Zeche" und fingen dann abends in der Stadt Tumult an. 1615 muß der Rat geradezu durch ein Mandat verboten haben, beim Rosenthalförster einzukehren; denn er schickte seine Aufpasser hinaus, die jeden angeben mußten, den sie dort beim Biertrinken betroffen hatten. Als der Rat 1618 eine große Beschwerde beim Kurfürsten einreichte und dieser eine Untersuchung durch den Amtsschösser anordnete, gestand der Förster ohne weiteres zu, was ihm vorgehalten wurde, brachte aber ein ganzes Dutzend von Gründen vor, weshalb es ihm unmöglich sei, mit der Vergünstigung von 1588 auszukommen. Es seien „heiße Sommer gewesen," der Schank sei „laut seiner Bestallunge fast das Prinzipalstück seiner Besoldunge," es sei „anitzo viel ein schwerere Nahrunge als anno 1588," alle Förster, „alle durchreisenden kurf. sächs. Offizirer" kehrten bei ihm ein, es werde jetzt im Rosenthal Jagd abgehalten, „da dann das Volk Trinkens benöthiget," wer fremde Biere trinken wolle, wie denn solches „die meisten Bürger wegen ihrer Gesundheit und des eingebräuten [einheimischen?] Biers Unverträglichkeit" thun müßten, der hole es woanders, wenn ers nicht im Forsthause bekomme ꝛc. Der Rat berief sich auf sein Privileg und stellte vor, was aus den armen Bürgern in der Hainstraße, im Brühl, in der Fleischergasse, die auf ihren Häusern Braugerechtigkeit hätten, werden solle, wenn ihnen ihr Gebräu liegen bleibe und fast das ganze ranniſche Viertel sein Bier beim „Rosenthäler" hole. Darauf ließ der Kurfürst dem Förster einschärfen, sich wieder an seine 40 Faß zu halten. Aber was half's? Im Februar 1620

erfuhr der Rat, daß der „Rosenthäler" 1619 über 360 Faß Bier aus Eilenburg bezogen habe, von denen er auch die reichliche Hälfte wieder fröhlich zugestand, und als ihm vorgehalten wurde, daß er das Bier nachts und auf Umwegen ins Forsthaus „einschleife," leugnete er dies entschieden und versicherte, seine Bierfuhren wären meist durch die Stadt gegangen; da ihn aber der Rat nie zur Rede gesetzt habe, so habe er geglaubt, „bemeldter Rath wäre mit ihm wohlzufrieden." Um dem Verdruß ein Ende zu machen, ließ sich der Rat 1634 von dem Kurfürsten Johann Georg I. gegen Zahlung von 12000 Gulden — es galt freilich zugleich mit dem „Rosenthäler" noch ein paar andre Störer loszuwerden — sein Privilegium feierlich erneuern; 10000 Gulden bezahlte er baar, für den Rest erbot er sich, in Zukunft die Besoldung des „Rosenthälers" zu übernehmen, wenn diesem aller Bierschank untersagt und nur soviel Bier, und zwar nur Leipziger Bier, einzulegen gestattet würde, als er zu seinem Tischtrunk brauche. Dies geschah denn auch, und von Stund an bezahlte der Rat jährlich 120 Gulden und 40 Dresdner Scheffel Hafer auf Rechnung des Burgkellers an den kurfürstlichen Förster im Rosenthal! Aber selbst dies machte der Sache kein Ende, die Verführung lag zu nahe, und der Rat wurde seinen Ärger nicht eher los, als bis er — das Rosenthal kaufte. Dies wichtige Ereignis fällt in den September 1663, unter die Regierung Kurfürst Johann Georgs II.

Johann Georg II. befand sich infolge der großartigen Verschwendung, die er an seinem Hofe trieb, in ewiger Geldbedrängnis und war fortwährend genötigt, „zur Sublevation seiner Rentcammer ein und ander Extraordinärmittel zu ergreifen." Eines dieser Mittel war auch der Verkauf des Rosenthals.

Als im März 1661 der Leipziger Bürgermeiſter Kühlewein in Dresden war, ließ ihm der Kurfürſt das Roſenthal zum Kauf anbieten. Nicht zum erſtenmale, wie es ſcheint; denn als die Nachricht nach Leipzig gelangte und der Rat nun „ſich zuſammenſetzte," um ſeine Meinungen auszutauſchen, meinte Baumeiſter Mayer, er „vernehme mit Schrecken, daß dieſe Sache wieder ſollte hervorkommen."

Es war wirklich für den Rat nichts kleines, ſich mit dieſer Frage zu beſchäftigen. Die Stadt war damals durchaus nicht in der Lage, ihren Grundbeſitz durch Ankäufe zu vermehren. Ihre Finanzen waren im dreißigjährigen Kriege vollſtändig zerrüttet worden, ſie war überſchuldet und konnte ſich ihrer Gläubiger kaum erwehren. Dennoch war das Angebot an ſich in hohem Grade verlockend, und der Kurfürſt hatte ſofort noch einen Drücker aufgeſetzt durch die Warnung: wenn der Rat das Roſenthal nicht kaufen wollte, „hätte er Ungelegenheiten darvon zu erwarten, indem ein ander und potentior ſich zum Käufer angeben und dem Rat Unheil zufügen möchte."

Um ſeine Bereitwilligkeit zu zeigen, beſchloß man, ſich wenigſtens die Kaufbedingungen mitteilen zu laſſen, und ſtellte inzwiſchen alles, was für und gegen den Kauf ſprach, gewiſſenhaft zuſammen. Man mußte ſich ſagen, daß man mit dem baaren Gelde, welches zum Ankauf nötig ſein würde, ein Anſehnliches von Schulden abführen könne; auch werde „zu Hofe und anderer Orten" die Meinnng entſtehen, als ob „E. E. Rats Zuſtand ſo drangſelig nicht wäre, wie man bishero vorgeben, ſondern wann derſelbe ſich nur recht angreifen wollte, denen Creditoren mit der Zahlung beſſer an die Hand gegangen werden könnte." Einzelne Ratsherren fürchteten, daß, wenn man das Roſenthal kaufte, „die creditores deſto heftiger in den Rath dringen würden, und daß ſie, die Rats-

herren, ſich am Ende noch würden darauf gefaßt machen müſſen, „daß ſie ihre Beſoldung miſſeten; es ſei beſſer, die Güter zu verkäufen und die Schulden damit zu bezahlen, als neue Güter erkäufen.“ Andrerſeits malte man ſich aber doch auch aus, wie unbequem ein böſer Nachbar werden könne, und dabei ſtand die Sorge um die Einnahmen des Burgkellers im Vordergrunde. Wenn das Roſenthal „an einen potentiorem oder einen der fürſtlichen Herren Brüder, wie man uf den äußerſten Fall Vorhabens, verhandelt würde,“ ſo ſei „nichts gewiſſers zu vermuthen, als daß ein vollbeſtändiger Bierſchank angeſtellet und der Rath in ſteten Streit und Widerwillen geſetzet“ werden würde. Endlich wurde auch die außerordentlich günſtige Gelegenheit hervorgehoben, die ſich ſchwerlich wieder ſo bieten werde; es ſei „nicht undienlich, daß auch auf die Poſterität ein Abſehen gerichtet und derſelben zu allem dankbaren Nachruhm gegen die jetzigen Adminiſtratores Urſach gegeben werde.“

So zeigte ſich denn der Rat nicht abgeneigt, auf Unterhandlungen einzugehen; doch kam es zunächſt zu keinen beſtimmten Vorſchlägen, auch dann nicht, als im Auguſt desſelben Jahres der Kurfürſt ſein Anerbieten wiederholte und dabei nochmals erklären ließ, daß er „dieſes anſehnliche Stück Holz ſeiner getreuen Stadt Leipzig vor andern gerne zugewendet ſehen möchte.“

Gleichzeitig mit dem Angebot im März hatte der Kurfürſt ſeinem Amtmann und ſeinem Oberförſter in Leipzig Befehl gegeben, das Roſenthal einmal genau vermeſſen zu laſſen, „jedoch ſo viel möglich, unvermerkt,“ den Holzbeſtand zu zählen und anzugeben, „was bemeldtes Gehölze, wenn es verlaſſen werden ſollte, würdig ſein möchte.“ Dies war auch geſchehen, ſoweit es die Jahreszeit damals zuließ. Die Zählung

des Holzbestandes hatte ergeben, daß, „obwohl bei dem leidigen Kriegswesen die schwedische Garnison in den großen Eichen übel gehauset und dieselben meistentheils niedergefället hatte," doch noch an Bau- und Masteichen über 1200 Stämme vorhanden waren. Das junge Holz aber sei „seit dem armistitio ao. 1646 so schön in die Höhe gewachsen, daß es eine Lust zu sehen." Wenn das Rosenthal jetzt verkauft werden sollte, so würde es für 22 000 Thaler „gar leicht an den Mann zu bringen" sein. Man hatte dabei das Ganze auf etwa 270 Acker geschätzt und den Acker zu 75 Thalern gerechnet; nahm man den Wiesenzins, das kurz zuvor neuerbaute Försterhaus, den Nutzen der Gräserei, der Viehtrift und der Jagd, endlich die Gerichtsbarkeit hinzu, so kam man sogar zu mehr als 24 000 Thalern.

An die Zahlung einer solchen Summe war in Leipzig damals nicht entfernt zu denken. Als daher im Februar 1662 der Bürgermeister Lorenz von Adlershelm nach Dresden reiste, wurde er, für den Fall, daß die Rede wieder auf das Rosenthal kommen sollte, vom Rate mit ganz bestimmten Instruktionen versehen. Die Hauptbedingung, die von der Stadt gestellt wurde, war die, daß das Rosenthal der Stadt nicht etwa bloß zum Pfande oder Lehen gegeben, sondern wirklich verkauft und zum Weichbilde der Stadt geschlagen würde. Als Gegengebot aber auf die 20 000 Thaler, die der Kurfürst schließlich gefordert hatte, bot die Stadt 15 000 — Gulden.

Dies war freilich ein gar zu großer Abstand, als daß die von dem Kurfürsten ernannte Kommission daraufhin hätte weiter unterhandeln können. So ruhte die Sache bis zum November. Diesmal aber wurde sie von der Stadt wieder aufgenommen. Im Oktober 1662 fand in Dresden die Hochzeit des Markgrafen von Brandenburg Christian Ernst mit

der Tochter des sächsischen Kurfürsten Erdmuth Sophie statt, zu der sich eine große Anzahl fürstlicher Gäste eingefunden hatte. Da drang nach Leipzig das Gerücht, daß der Bruder des Kurfürsten, Herzog Christian — der Stifter der merseburgischen Linie — damit umgehe, das Rosenthal zu kaufen. Sofort wurde der Oberstadtschreiber von Leipzig nach Dresden gesandt, um „mit aller Behutsamkeit“ sich zu erkundigen, was es mit diesem Gerücht auf sich habe, und obgleich sich ergab, daß kein wahres Wort daran war, wurden die Unterhandlungen nun doch bis zum Januar 1663 sehr lebhaft fortgesetzt, vonseiten der Regierung durch den Kammerpräsidenten von Haugwitz, vonseiten des Rats durch den Bürgermeister Lorenz von Adlershelm. Während des Dezembers fanden allein drei Ratssitzungen in der Sache statt, die eine sogar des Sonntags. Fast allgemein war man auch jetzt noch der Überzeugung, daß man sich durch den Kauf in große Sorge stürzen werde. Die Stadt hatte im Laufe des Jahres dem Kurfürsten 9000 Gulden vorgeschossen, die er zur Neujahrs- und zur Ostermesse zurückzuzahlen versprochen hatte. Nun meinte man, wenn der Kurfürst merke, daß der Rat noch immer Geld auftreiben könne, so werde er sie bald mit neuen Anleihen bestürmen, es werde endlich noch „über Kirchen und Schulen“ gehen. Baumeister Mayer erzählte, er habe „einen bösen Traum gehabt,“ Baumeister Scipio meinte, man werde „in ein solch Labyrinth geraten wie mit den Bergwerken,“ der alte Baumeister Schacher sagte, „es wäre eine schwere Sache, wüßte nicht viel dazu zu raten, wollte fleißig beten, daß es wohl möchte ausschlagen.“ Andre waren jedoch etwas hoffnungsvoller und meinten, der Mittel halber werde man „gute Leute ansprechen müssen.“ Außerdem war ja, wenn die Schuld des Kurfürsten an der Kaufsumme abgezogen wurde, das Rosenthal schon halb bezahlt.

Der Rat erhöhte also sein Angebot im Laufe des Dezember erst auf 16 000, dann auf 17 000 Gulden, während Haugwitz fest auf seinen 20 000 Thalern stehen blieb, dem Rate vorwarf, es sei den Herren nicht Ernst, sonst würden sie mehr Eifer beweisen, und sie darauf aufmerksam machte, daß diese Gelegenheit „weder ihnen noch den Nachfahrern am Ratstuhl zu Leipzig sich mit dergleichen Vorteil wieder eröffnen" werde. Erst als Lorenz von Adlershelm zu Weihnachten nach Dresden reiste mit dem Entwurf des Kaufkontraktes in der Tasche und der bestimmten Weisung, auf 17 000 Gulden abzuschließen, ging der Kurfürst auf 18 000, im Januar sogar auf 16 000 Thaler herunter, erklärte aber, wenn sie das nun nicht zahlten, so werde er andre Mittel ergreifen, wobei ihr Burgkeller wenig profitiren würde.

Trotz dieser Drohung brach die Stadt die weitern Verhandlungen ab, bis sie im August 1663, als eben wieder einmal „eine große Summa Geldes in Eil aufgebracht werden sollen," der Kurfürst durch den Hofmarschall von Kanne wieder aufnehmen und nun rasch zu Ende führen ließ. Diesmal forderte er 14 000 Thaler, aber die Stadt blieb fest bei ihrem Gebot und ihren Bedingungen, und so wurde denn der Kauf endlich auf die Summe von 17 142 Gulden 18 Groschen (d. i. 15 000 Thalern*) abgeschlossen und der Kaufkontrakt am 1. September 1663 vom Kurfürsten unterzeichnet. Abgezogen wurden von der Kaufsumme 11 312 Gulden 7 Groschen an Kapital und Zinsen, die die Stadt dem Kurfürsten in drei verschiedenen Posten vorgeschossen und bisher nicht zurückerhalten hatte. Die ganze Baarzahlung betrug also noch nicht 6000 Gulden.

*) 1 Gulden = 21 Groschen, 1 Thaler = 24 Groschen.

Die Kaufbedingungen waren fast genau dieselben, wie sie schon im Februar 1662 Lorenz von Adlershelm mit nach Dresden genommen hatte. Der Kurfürst verpflichtete sich, „obgemeldten Rosenthal, wie er bishero in seinen Rainen, Steinen, auch Flüssen gelegen und dem Amte Leipzig einverleibet gewesen, und zwar sowohl allen Grund und Boden als das darauf befindliche Gehölze an Eichen und anderen großen und kleinen Bäumen, auch Gebüsche, ingleichen die darinnen befindliche Uns zuständige Wiesen, zusamt des Försters Wohnhause und der dazu gehörigen Gräserei, Fischerei und andern Stücken, welche ingesamt derselbe alsobald und ohne einigen Auszug quittiren und räumen soll, sowohl andern darzugehörigen Pertinenzien an hohen, mitteln und Niederjagden, auch Pürsen und Schießen und andern Waidewerk, gehegt und ungehegten Fischereien, Erbzinsen, Frohndiensten, auch Ober- und Erbgerichte" dem Rate erb- und eigentümlich zu überlassen, dergestalt, daß der Rat „nunmehro den verkauften Rosenthal in eigentümlichen Besitz nehmen, zu ihrem Weichbilde schlagen und selbigen, so gut er vermag und kann, als gemein Stadtgut nutzen, nießen und gebrauchen, auch ohne einzige Hinderung und Einhalt das in demselben befindliche Holz, es sei groß oder klein, entweder zum Teil oder zur Hälfte oder auch ganz, über kurz oder lang, umbhauen, schlagen und fällen lassen und sodann nach gänzlicher Ausrodung den Grund und Boden zu Wiesewachs, Ackerbau oder sonst ihrem Gefallen nach und wie sie es ihnen am fürträglichsten achten, anrichten und bereiten, auch Häuser darauf bauen und mit gewissen Personen besetzen möge." Besonders hervorgehoben wird, daß der Kurfürst das Rosenthal „mit ausdrücklicher Benehmung der naturae et qualitatis der Lehnschaft und deren Verwandlung ins Erbe zu ihrem Weichbilde und Stadtgute hiermit aus

landesfürstlicher Macht und Hoheit geschlagen und bestätiget und dieselben als Weichbild und Stadtgut erblich und zu ewigen Zeiten, ohne einige und fernere Beleihung zu haben, zu besitzen und zu gebrauchen gnädigst gewilligt und übergeben haben wolle." Weiter bestimmte der Kontrakt, daß die 2000 Gulden, die der Rat 1634 bei der Erneuerung seines Burgkellerprivilegiums schuldig geblieben war und die er seitdem durch Besoldung des kurfürstlichen Rosenthalförsters mit jährlich 120 Gulden verzinst hatte, hiermit quittirt sein sollten. Bei allen diesen Bestimmungen sollte der Rat beständig geschützt und, wenn er von einem oder dem andern Nachfolger des Kurfürsten in Anspruch genommen werden sollte, vertreten werden, „auch eventualiter das bezahlte Kaufgeld nebenst allen eingewandten Meliorationen und Unkosten baar in einer unzertrennten Summa ohne einige Anweisung und Compensation demselben hinwieder erstattet, auch darwieder die Exception, daß der Rath den Rosenthal durch Abhauung des Holzes genützet oder deterioniret, in keine Wege opponiret werden." Endlich sollte das Rosenthal „mit keinen fernern Steuern oder andern Anlagen außer den Steuern, welche auf der Privatorum darinnen habenden Wiesen haften und von dem Rate als Gerichtsherrn künftig einzunehmen und zu berechnen, nicht beleget, sondern von allen Beschwerungen gänzlich befreiet bleiben."

Im Eingange des Kaufkontraktes heißt es gar kläglich, daß sich der Kurfürst zum Verkauf des Rosenthals entschlossen habe, da „kein ander Mittel, so fleißig er auch darauf gesonnen, sich finden wollen." Aber er war nicht zu bedauern. Als der Leipziger Oberstadtschreiber im November 1662 in Dresden war, berichtete er an den Rat: „Das hochfürstliche Beilager gehet diese Woche vollends zum Ende. Künftigen Donnerstag wird der Herr Markgraf von hier wieder abreisen,

darin allhier deſto leichter gewilliget wird, weil es an Wein und Victualien ziemlich gebrechen und mit ferner dergleichen Aufbringung es faſt ſchwer zugehen will, welchen Mangel zu redreſſiren und auch zu berathſchlagen, wie die gemachte Schulden zu bezahlen, flugs nach dem Abzuge der fremden Herrſchaft ein Ausſchußtag ausgeſchrieben werden ſoll." Und drei Tage ſpäter: „Die Beilagersfeſtivitäten gewähren noch, und iſt heute auf dem Schloſſe eine Wirtſchaft und hernach ein Ringrennen gehalten, da Herzog Moritz den Kranz und der Herzog von Altenburg den dritten Pokal davongebracht morgen ſoll noch eine Comoedia gehalten werden und darauf übermorgen der Abſchied erfolgen." Und dabei wurde über das Roſenthal unterhandelt, weil der Kurfürſt das Geld „zu dero Gemahlin und Churprinzen Reiſe in Dänemark deſtiniret dieſelben auch bereits auf der Reiſe und außerhalb Landes und ſonſt vor itzo keine andere Mittel vorhanden!"

So trat denn der Rat den Beſitz des Roſenthals an, erhielt von den kurfürſtlichen Beamten ſämtliche darauf bezügliche Urkunden, Zins- und Steuerregiſter ausgeliefert, und der „Roſenthäler" war von nun an nicht mehr kurfürſtlicher, ſondern Ratsbeamter. Der Bierſchank wurde ihm ganz entzogen und an einen Schenk verpachtet, der fortan das Forſthaus mit ihm teilte.

Gleich in den erſten Tagen nach Abſchluß des Kaufes hatte der Rat einen ſchweren Verdruß. Von dem Gute Pfaffendorf führte eine Thorbrücke über die Pleiße, und die Beſitzer des Gutes hatten ſchon ſeit 1560 die Gerechtſame, über dieſe Brücke durch das Roſenthal auf die rannſche Viehweide ihr Vieh zu triften. Dies beanſpruchte auch jetzt „die Pfaffendörferin" und pochte darauf, daß ſie von ihren Vorfahren „zwei Schlüſſel zu des Roſenthals Thüren bei ſich

habe." Der Rat sträubte sich und meinte, wenn sie diese Schlüssel behalten dürfe, so heiße das nichts andres, als daß sie „die Verschließung und Öffnung der ganzen ranniſchen Vorstadt in ihren Händen habe und sich anmaße"; er malte sich in den schwärzesten Farben aus, wie „in gefährlichen Zeiten zu erwarten, daß durch Streifparteien bei nächtlicher Weilen durch ihren Hoff und über die daranliegende Brücken solche Vorstadt überfallen, ausgeblindert, eingeäschert, ja, wenn die Gefahr groß, unvermutheter und vermerkter Weise ohne einzige Mühe über die Brücken Stücken [Geschütze] gebracht und vor die ranniſche Pastei gepflanzet werden können." Da aber die „Pfaffendörferin" in ihrem Rechte war, so wird sich der Rat wohl zu einer etwas ruhigeren Anschauung bekehrt haben und die Sache gütlich beigelegt worden sein.

Bei der nächsten, im Jahre 1671 vorgenommenen „Weichbildbeziehung" (d. h. der erneuten Feststellung der Grenzen des Stadtgebietes und der städtischen Gerichtsbarkeit) wurde auf besondern kurfürstlichen Befehl das Rosenthal nochmals durch den Oberamtmann dem Rate solenn übergeben und dem Weichbilde der Stadt einverleibt.

Wer hätte für möglich halten sollen, daß eine Zeit kommen würde, wo dieser ganze Handel würde angefochten, die Stadt wieder mit dem Verluste des Rosenthals bedroht und, um dieser Gefahr zu entgehen, zu neuen Opfern würde genötigt werden? Dies geschah unter der schrankenlosen Willkürherrschaft Augusts des Starken. Der Konflikt begann sofort nach seinem Regierungsantritt: im Juli 1694 war er zur Huldigung in Leipzig gewesen, im September kam es zum Streit.

Der kurfürstliche Rentverwalter in Leipzig stach plötzlich auf, daß ein paar Wiesenbesitzer im Rosenthale für ihre Wiesen, die sie doch bereits vor 1663 erkauft hätten, außer

den Erbzinsen auch noch die Kapitalzinsen an den Rat zahlten. Die letzteren habe sich der Rat zur Ungebühr angemaßt, sintemal das, was bereits vor 1663 an andre vererbt gewesen, an den Rat nicht noch einmal habe verkauft werden können, und so wurde dem Rate aufgegeben, in Zukunft von der Erhebung dieser Kapitalzinsen abzustehen und die sämtlichen seit 1663 unrechtmäßig erhobenen — im ganzen über 500 Gulden — an die kurfürstliche Rentkammer zurückzuzahlen.

Der Rat lehnte diese Zumutung mit dem Hinweis auf den Wortlaut seines Kaufkontraktes ab, und die Sache schien erledigt. Nach vier Jahren aber, im August 1698, kam die Regierung auf ihre Forderung zurück, auf die „bis dato noch keine Parition erfolget, auch gar nichts berichtet worden" sei. Der Rat verwies auf seinen Bericht vom November 1694, fügte, für den Fall, daß dieser „bei dem hochlöblichen Cammergemach" sollte verlegt worden sein, nochmals Abschrift bei, meinte aber, wenn Se. Majestät — der Kurfürst war inzwischen König von Polen geworden — vier Jahre lang bei diesem Bericht acquieszirt habe, so werde das wohl „in höchst erleuchteter Erwägung des so wohl fundirten Befugnisses" des Rates geschehen sein, und sprach die zuversichtliche Erwartung aus, daß der König den Rat bei dem, was er von „dero Groß Herrn Vaters Churfürstlicher Durchlaucht glorwürdigsten Andenkens" abgehandelt und 36 Jahre ohne Widerspruch besessen habe, mächtiglich und landesväterlich schützen werde.

Darauf nahm die Regierung eine bedrohliche Haltung an. Sie blieb aufs entschiedenste bei ihrer Forderung stehen, indem sie darauf hinwies, daß in dem Kaufkontrakte die fraglichen Abgaben „nicht specialiter benennet worden" seien, was freilich richtig war, und wies den Amtmann in Leipzig nochmals an, sich die Zinsensumme, die inzwischen auf 600 Gulden

gestiegen war, zurückzahlen zu lassen. Übrigens aber, erklärte sie, scheine testantibus actis der Kaufkontrakt von 1663 „erschlichen" zu sein, und sie behalte sich eine gründliche Untersuchung desselben vor.

Der Rat war entsetzt über diesen Vorwurf. Er legte im Mai 1699 den Sachverhalt nochmals ausführlich dar, erinnerte daran, wie der Kauf seinerzeit zustande gekommen war: daß man ihn keineswegs erschlichen, sondern „nach mühsamer Handlung einzugehen sich weiter nicht habe entbrechen mögen," und suchte den gegen die bisherige Zinserhebung geltend gemachten Einwand nochmals zu entkräften. Aber die Regierung, offenbar gereizt durch den Widerspruch des Gegners, würdigte den Rat gar keiner Antwort mehr, sondern wiederholte im August einfach ihren dem Rentverwalter erteilten Befehl.

Infolgedessen scheint der Rat doch etwas ängstlich geworden zu sein. Er wandte sich im September an den König mit der Bitte, da es scheine, daß die bisherige Darlegung des Rates „noch nicht vor sufficient" erachtet werde, sie aber doch der Zuversicht lebten, Se. Majestät werde sie „darbei nicht übereilen lassen," so bäten sie um Aufschub der Sache bis nach der Michaelismesse. Wiederum erfolgte keine Antwort; nur der Rentverwalter erhielt nach der Messe, im November, von neuem Befehl, seiner frühern Anweisung nachzugehen. Nun antwortete aber auch der Rat nicht mehr, sondern ließ der Sache ihren Lauf, bis endlich im September 1700 der Rentverwalter von der Regierung auf den Weg der Exekution verwiesen wurde, den er denn auch betrat, indem er dem Rate auferlegte, binnen einem Monat zu zahlen oder der Exekution gewärtig zu sein.

Aber der Termin verging, der Rat zahlte nicht, und auch die angedrohte Exekution unterblieb. Die Sache nahm schließ-

lich eine friedliche Wendung: im Januar 1702 erließ die Regierung an den Rentverwalter eine Verordnung, worin alles frühere aufgehoben und ihm bedeutet wurde, daß der König, nachdem der Rat ihm alles „nochmals umständlich vorgestellet," sich überzeugt habe, daß es sich „diesem Anführen gemäß verhalte," und daß er den Rat „bei dem, was einmal richtig verabhandelt und geschlossen sei, ungeändert bleiben zu lassen in Gnaden gemeinet" sei. Was diesen friedlichen Abschluß herbeigeführt hatte, ist, da er auf dem Wege mündlicher Verhandlungen erreicht worden zu sein scheint, aus den Akten nur zu erraten, jedoch mit ziemlicher Deutlichkeit. Seit dem Jahre 1687 hatte der Rat dem Kurfürsten für 30000 Gulden jährlich das sogenannte Leipziger „Hauptgeleite," d. h. die Zollabgabe für Leipzig und Umgegend, abgepachtet. Im Januar 1702 nun verstand sich der Rat dazu, dem König auf fünf Jahre — vom 1. Februar 1702 bis ebendahin 1707 — das Pachtgeld „anticipando" zu zahlen. Der Oberstadtschreiber Gräfe, der die Verhandlungen geleitet hatte, mag wohl dabei die Bedingung gestellt haben, daß die Rosenthalfrage fallen gelassen werde, und so geschah es denn auch.

Aber nach Ablauf der fünf Jahre kam der König doch wieder auf die Sache zurück. Im August 1707 — er war kurz zuvor, nach dem Frieden von Altranstädt, zum erstenmale wieder nach längerer Zeit in Leipzig gewesen, und die Schweden lagen noch im Lande — erhielt der Rat die Mitteilung, daß Se. Majestät „das bei der Stadt Leipzig gelegene Holz, das Rosenthal genannt, zu ihrer künftigen eigenen Lust und Nutzung gegen billige und auf nähere Handlung ankommende Satisfaction wieder an sich zu bringen beständig gemeinet" sei und zu diesem Zwecke soeben eine Kommission ernannt habe. Der königliche Ingenieur Nienburg werde nächstens

kommen und das Roſenthal ausmeſſen, ſie möchten ihn daran nicht hindern, im Gegenteil jemand, der der Reviere kundig, ihm beigeben. Inzwiſchen ſolle kein Holz mehr abgetrieben, noch vom Grund und Boden etwas veräußert werden.

Der Rat, der über die abermalige Erneuerung der frühern Anſprüche nicht wenig betroffen war, zeigte ſich möglichſt entgegenkommend, erinnerte aber doch wieder an die Geſchichte des Ankaufs und ſprach die Hoffnung aus, daß Se. Majeſtät ſie „bei dieſem wohlerlangten Eigenthum allergnädigſt zu erhalten geruhen werde, bevorab da in Anſehung des geringen Umfanges, der situation und anſtoßenden Nachbarn weder der Wildbahn, noch Fiſcherei noch anderer Dinge halber deroſelben ein ſonderbarer Nutzen darvon erwachſen“ werde. Sollte jedoch der König „zu dero Ergetzlichkeit ſich deſſen zu gebrauchen allergnädigſt belieben,“ ſo ſeien ſie bereit, ihm nach äußerſtem Vermögen allerunterthänigſte Dienſte zu leiſten.

Das Schreiben that aber nicht die geringſte Wirkung. Der König verlangte genauen Bericht über die bisherige Geſchichte und die Erträgniſſe des Roſenthals, die der Rat auch einlieferte, indem er die Gelegenheit ergriff, nochmals ausführlich ſein Recht darzulegen. Durch die ganze Geſchichte des Kaufs wie durch die feierliche Einverleibung in das Weichbild der Stadt im Jahre 1671 werde „ſowohl der Verdacht einer Sub- und Obreption als einer Laeſion zur Genüge abgelehnet.“ Wenn der König ſich auf die Klauſel im Kaufkontrakt beziehe, welche anſcheinend die Möglichkeit eines Rückkaufs offen laſſe, ſo ſei doch dieſe Klauſel nur zur Sicherheit der Stadt eingefügt (was durchaus richtig war, denn ſie befindet ſich ſchon in dem Entwurfe vom Februar 1662) und könne ſich nicht auf einen Nachkommen des Verkäufers, ſondern nur auf einen tertium successorem non descendentem beziehen.

Eine Herausgabe des Rosenthals werde für die Stadt „eine sonderbare Schwächung des Credits bei in- und ausländischen, schädliche Consequenzen wegen Exerzierung der Gerichte und Retirade derer Verbrecher in unfertigen Händeln" zur Folge haben. Wolle aber der König — und hier werden nun zum erstenmale seine Absichten deutlich ausgesprochen — „zu dero höchstem Plaisir eine Allee oder dergleichen etwas" im Rosenthale anlegen lassen, so seien sie gern bereit, „mit Durchhauen und sonsten allen ersinnlichen Vorschub zu thun."

Darauf fanden in der Michaelismesse, wo der König in Leipzig war, zwischen der Kommission und dem Ratsdeputirten, dem Oberstadtschreiber Gräfe, am 6. und 8. Oktober mündliche Verhandlungen statt, bei denen es nach Gräfes ausführlichen Protokollen sehr scharf herging. Die Kommission behauptete, der Kauf 1663 sei von der Regierung „nicht collegialiter tractiret worden," es habe an Sachverständigen gefehlt, und auch 1702 habe Herr von Einsiedel „vor sich und ohne das Collegium" gehandelt; der Kaufpreis sei viel zu niedrig gewesen, der Rat müsse doch einen sehr großen Nutzen vom Rosenthal haben, da er so drüber halte. Die Entschuldigung, daß das Holz durch die Schweden ruinirt gewesen sei, könne nicht gelten; damals seien immer noch 1200 Masteichen dagewesen, jetzt seien nur noch 600 vorhanden. Zur Bekräftigung ihrer Angaben hatte die Kommission eine Berechnung aufgestellt, wonach das Rosenthal, anstatt 15000 Thaler, wie es 1663 bezahlt worden sei, mindestens 45000 Thaler wert sei. Die neueste Ausmessung habe 257½ Acker ergeben, und Kurfürst August habe 1577 selber den Acker mit 100 Thalern zurückgekauft. Mit 15000 Thalern müsse allein die Nutzung des Bierschankes angesetzt werden, wenn man annehme, daß jährlich nur 150 Faß ge-

trunken würden, und berücksichtige, daß der Wirt das Faß, welches dem Rate nicht mehr als $6^1/_2$ bis 7 Thaler koste, mit 12 Thalern annehmen müsse.

Der Ratsdeputirte bemühte sich, alle diese Behauptungen zu entkräften. Der Rat habe 1663 durchaus bona fide gehandelt. Wenn ein Minister im Namen des Fürsten etwas thue, so verlasse sich der Unterthan auf die Gewißheit. Der Rat habe das Rosenthal bisher hauswirtlich geschont, die Nutzungen seien richtig angegeben, bei dem Bierschank könne doch nur der Pacht für das Schenkhaus, den der Wirt bezahle, in Anschlag gebracht werden; was er von jedem Fasse Bier abgebe, gehöre nicht zur Nutzung des Rosenthals, sondern dependire aus dem alten Burgkellerprivilegium. Schließlich wiederholte auch er die Bereitwilligkeit des Rats, zu des Königs Vergnügen „mit Durchhauung einer Allee beförderlich zu sein."

Ohne daß die Sache zu einer Entscheidung gekommen war, reiste der König mit seiner Kommission nach Torgau, und Gräfe wurde nachbestellt. Er fand sich auch am 18. Oktober ein und erhielt endlich am 22. folgende „allergnädigste Resolution": Obwohl die Einwendungen des Rathes, insonderheit die gerühmte innocence ihrer Vorfahren bei Erhandlung des Rosenthals auf schlechtem Fundament beruhten, der König von dem damaligen Verlauf der Sache ganz anders informirt, auch vermöge der im Kaufkontrakte enthaltenen Klausel das Rosenthal wieder zurückzuziehen wohl befugt sei, so wolle er doch, weil er die Wiederkaufsgelder zu andern dringenden Ausgaben anjetzo vonnöthen habe, diesen Handel weiter nicht urgiren. Dagegen habe der Rath nun seinem Erbieten zufolge die Alleen, so wie es der König demnächst angeben werde, durchzuhauen und die daraufgehenden Unkosten

von dem gefällten Holze zu bestreiten, über den Verkauf des übrigen Holzes aber richtige Rechnung zu halten.

Wirklich wurde sofort Hand ans Werk gelegt. Bereits im November erschienen der kurfürstliche Oberingenieur Major Naumann und der Ingenieur Nienburg in Leipzig. Der Rat mußte die Arbeiter, alle Gerätschaften und alles Material stellen, und Ende November begann das Abstecken der Alleen.

Nach dem Plane, den Naumann entworfen hatte, sollte der unregelmäßig geformte Wiesenkomplex, der sich im vordern Teile des Rosenthales befand, bedeutend vergrößert, in eine regelmäßige geometrische Form gebracht und rings mit einem baumhohen lebendigen „Spalier" umzogen werden. Durch den Wald aber sollten dreizehn längere und kürzere Schneißen geschlagen werden, die nach allen Seiten strahlenförmig von der großen Wiese auslaufen und, links am Lazaret beginnend, die Aussicht auf folgende Punkte eröffnen sollten: 1. auf den Turm der Pleißenburg, 2. auf den Ranstädter Steinweg, 3. auf den Kuhturm, 4. auf die Lindenauer Kirche, 5. auf die Leutzscher Kirche, 6. lange Allee ohne besondres Ziel, 7. auf den Kirchturm von Wahren, 8. auf die Ziegelei von Möckern, 9. auf die Gohliser Mühle, 10. auf Gohlis, 11. auf Eutritzsch, 12. auf Schönefeld, 13. auf Pfaffendorf. Einzelne Durchstiche, wie die nach Lindenau, Wahren und Gohlis, sollten durch angepflanzte Lindenalleen verlängert werden.

Mit 76 Arbeitern nahm Naumann zunächst die Errichtung des Spaliers in Angriff. Zur Anlegung desselben waren allein 200 Schock weißbuchene Stämme erforderlich, die zum Teil aus den abgesteckten Alleen gewonnen wurden, 40 Schock Latten und Pfähle, 150 Schock Lattennägel. Dann ging es an das Aushauen der Alleen. Im Februar 1708, als einige Alleen bereits geschlagen waren, berichtete der Rat

an den König, daß die Ausgaben den Erlös aus dem Holze überschritten, und bat um Verhaltungsmaßregeln. Zugleich stellte er vor, daß die nach Leutzsch gehende Allee weit über das Rosenthal hinausführen und bei ihrer Anlegung sehr viel Holz verwüstet werden, vielleicht sogar das Pfarrholz betroffen werden würde. Die Antwort, die nach mehrmaliger Mahnung eintraf, lautete: der Rat möge sich wegen des Ersatzes seiner Auslagen keine Sorgen machen, sondern genau nach dem Plane weiterarbeiten lassen; auch wegen des Leutzscher Pfarrholzes werde der König „zu billigmäßiger Indemnisation auf Mittel bedacht sein." Ende Sommer 1708 wurde man mit dem Durchschlagen der Alleen fertig.

Wer einen ältern Plan des Rosenthales, auf dem die sämtlichen Durchstiche noch deutlich zu sehen sind, aufmerksam betrachtet, der wird sich des Gedankens kaum erwehren können, daß mit diesen dreizehn rings um eine in regelmäßiger Form abgegrenzte Wiese sich herumlegenden, schnurgerade auf einen Mittelpunkt an dem hintern Rechteck der Wiese zulaufenden Alleen unmöglich die Pläne des Königs erschöpft gewesen sein können. Wollte sich der König vielleicht, wenn er im Mai oder September zur Messe nach Leipzig kam, mit seinem Hofstaat auf die nasse Wiese stellen, um sich dort an den dreizehn Prospekten zu ergötzen?

Leider ist eine Stelle in Anton Weizens „Verbessertem Leipzig" (1728) ganz unbeachtet geblieben, wo es heißt: „Es gieng auch damahls die Rede, als wenn mitten auf der Wiese, wo gleichsam das Centrum dieser Alleen ist, ein schönes Lust-Hauß solte gebauet werden." Oder hat man der Angabe keinen Glauben geschenkt? Sie beruht durchaus auf Wahrheit. Die Alleen waren in der That nur ein Bruchstück eines weit umfassenderen großartigen Projekts.

Das Leipziger Ratsarchiv bewahrt noch heute den von Naumann eigenhändig angefertigten Plan des Rosenthals, nach welchem 1707 die Alleen angelegt wurden. Er ist in Wasserfarben gemalt und trägt die Aufschrift: Prospect königlichen Desseins vom Rosenthal zu Leipzig. Naumann del. Der Leser wird erstaunen, wenn er hört, was auf diesem Plane dargestellt ist.

Da sind zunächst an der Stelle, wo das hintere kleinere Rechteck der Wiese an das große mittlere stößt, die Elster und die Pleiße durch einen Kanal verbunden, der sich außerdem um die ganze hintere Wiese zieht und am Waldrande zu einem ovalen Bassin erweitert. Die hintere Wiese aber ist zu einem französisch-holländischen Garten mit Teppichbeeten, verschnittenen Bäumen, gewölbten Laubengängen, Statuen und Springbrunnen umgestaltet, und im Vordergrunde — genau an der Stelle, wo jetzt die große Baumgruppe steht — erhebt sich ein prächtiges Palais mit einem von statuengeschmückten Arkaden umgebenen ovalen Vorhofe, an den zu beiden Seiten quadratische Höfe sich anlegen, eie von gedeckten Gängen und Pavillons in Ziegelrohbau umgeben sind. Daß dieser „Prospekt königlichen Desseins" nicht ein bloßes Phantasiespiel des Ingenieurs gewesen ist, sondern daß August der Starke wirklich die Idee gehabt hat, sich vom Leipziger Rate ein solches Gartenpalais in das Rosenthal bauen zu lassen, lehrt der weitere Verlauf der Sache, der zugleich zeigt, wie der König auf seine Drohung, den Leipzigern das Rosenthal wieder entziehen zu wollen, immer aufs neue zurückkam.

Als 1715 der König zur Michaelismesse in Leipzig war, ließ er durch die Geh. Räte von Wazdorff und von Vitzthum dem Rate bedeuten, er möge sich darüber erklären, ob er Sr. Majestät im Rosenthale „ein Haus zu dero Plaisir mit 4 Zim-

mern" erbauen lassen wolle; die Kosten des Baues brauchten 12—15000 Thaler nicht zu übersteigen. Wenn der Rat dazu bereit sei, so werde der König „am Rosenthal weiter keine Prätension" machen, es solle auch dem Rate dann freistehen, einen Wein- und Bierschank hineinzulegen und es so gut als möglich zu nutzen, „welches alles wegen der Erblichkeit und sonst dem Rathe schriftlich ertheilet werden solle." Zeige der Rat keine Lust, so werde Se. Majestät „den Rosenthal selbst wieder an sich nehmen und den Bau zu Werk stellen."

Der Rat forderte sogleich seine Bau- und Forstbeamten zu einem Gutachten auf; diese rieten jedoch dringend von dem Bau ab. Der ins Auge gefaßte Bauplatz liege ganz frei, das Rosenthal werde oft überschwemmt, es könne weder ein Brunnen noch ein Keller dort angelegt werden, die unterste Etage des Hauses müsse mindestens $2^1/_2$ Ellen über dem Erdboden liegen, man werde es bisweilen nur mit Kähnen erreichen können, es werde von Sturm und Wetter viel zu leiden haben. Im Sommer halte sich „ein häufiges Fliegen- und Mückengeschmeiß" dort auf, „worvon man große incommodité empfinden dürfte," die Jagd werde eingehen, wenn immer Leute dort verweilten, auch werde, „wann was mehrers als anitzo im Rosenthale zu sehen wäre, denen vielen allhier sich befindenden jungen und andern wollüstigen Leuten, die anitzo kaum und mit vieler Mühe in Schranken erhalten werden können, zum Müßiggang, Üppigkeit, und weiln daselbst leicht aus anderer Leute Gesicht zu kommen, Gewaltthätigkeit und allerhand schwere Sünden mehrere Gelegenheit gegeben werden." Solle das Haus wirklich gebaut werden, so müsse es wenigstens auf einen Pfahlrost gesetzt und vom Eingange des Rosenthals aus ein starker Damm bis an dasselbe geführt werden.

Da der Bürgermeiſter Dr. Platz verreiſt war — er war in Bergwerksangelegenheiten in Eisleben —, ſo bat man ihn ſchriftlich um ſeine Meinung. Auch er erhob faſt alle dieſelben Bedenken wie das Gutachten der Sachverſtändigen, erinnerte daran, daß, „als man vor etlichen Jahren daſelbſt unterſchiedene Gelegenheit zur Luſt in Hütten und Gezelten gemachet, das Volk ſich bald wieder davon abgewöhnet und andere, bequemere Orte geſuchet habe," fürchtete auch, die Bewohner des Hauſes möchten „als weit entfernt und allernächſt am Holze anliegend, der Gefahr derer täglich mehr überhandnehmenden Räuberrotten continuirlich unterworfen ſein." Er rate daher, dem König vorzuſtellen, „wie allem Anſehen nach die geſamten Koſten vergeblich und Se. Majeſtät wenig oder kein Vergnügen davon haben dürften." Beſtehe der König trotzdem auf ſeinem Verlangen, ſo möge man ihm ein Haus hinſetzen. Doch dürfe das Vorhaben nicht auf unerſchwingliche Koſten hinauslaufen, wie „vor einigen Jahren von einem Palais vor 50000 Thaler" geredet worden ſei, auch möge man ſich bei dieſer Gelegenheit ausbedingen, daß „die Verſchreibung des Roſenthals auf die bisher ſtreitig gemachte Irrevocabilität eingerichtet würde."

Es ſcheint, daß alle dieſe Bedenken dann dem König mündlich vorgetragen wurden und ihn bewogen, ſeine Idee fallen zu laſſen. Wenigſtens vorläufig; denn zwei Jahre ſpäter kam er nochmals darauf zurück, aber in einer noch beſcheidneren und verſchnittneren Form.

Im Mai 1717, als der König wieder in Leipzig zur Meſſe war, wurde eines Abends in der elften Stunde noch der Oberſtadtſchreiber zu dem Geh. Rate von Wazdorff gerufen und ihm bedeutet: Se. Majeſtät ſei heute vor der Aſſemblee im Apelſchen Garten im Roſenthale geweſen und habe dort

die Alleen ganz verwachsen, das Spalier ganz verwildert gefunden. Er habe bereits dem Landbaumeister Schatz aufgetragen, deshalb Anregung zu thun. Se. Majestät würde es auch gern sehen, „daß ein Haus, nicht eben von Kostbarkeit, im Rosenthal gebauet werden möchte, dahin man vom Rate einen Wein- und Bierschank legen und den Nutzen, so Gohlis genösse, ziehen könne; es müsse aber in solchem Hause vor J. Kön. Maj. ein Apartement gemachet und vorbehalten werden."

Soweit also hatte der König im Laufe von zehn Jahren seine Wünsche herabgestimmt: von einem Palais, das 50000 Thaler kosten sollte, aber sicherlich das Doppelte und Dreifache gekostet hätte, bis zu einem Schenkhaus, worin er sich ein Zimmer vorbehielt!

Aber selbst dieser Wunsch sollte ihm nicht erfüllt werden. Wazdorff selbst hatte bereits dem König vorgestellt, daß der Rat gegenwärtig schon das Reithaus zu bauen habe — das auch auf Wunsch des Königs und nach einem von ihm selbst gebilligten Plane errichtet wurde —, der Rat wiederholte alle seine frühern Bedenken, und so wurde auch diesmal der Anregung nicht weiter nachgegangen.

Etwas war aber doch inzwischen gebaut worden: an der Stelle der Wiese, wo die Linien der sämtlichen Alleen zusammenliefen, hatte der Rat einen niedrigen hölzernen Turm mit einer gedeckten Halle errichten lassen, der bald als „Gerüst," bald als „Stellage," bald als „Observatorium" bezeichnet wird. Diesen pflegte der König mit seinem Gefolge zu besteigen, wenn er das Rosenthal besuchte, von dort aus ergötzte er sich an dem Durchblick durch die Alleen.

Dem Rate war durch die Anlegung der Alleen eine lästige Sorge aufgebürdet worden, die kein Ende nahm. Der König, der sich, wenn nicht über das Rosenthal, so doch über die

Alleen vollständig als Herr betrachtete, hatte einen besondern Aufseher darüber eingesetzt, der jedes Frühjahr dem Rate einen langen Wunschzettel überreichte. Da war bald das „Observatorium“ reparaturbedürftig, bald das Spalier an so und so vielen Stellen von rohem Volke oder weidendem Vieh durchbrochen worden, da drohten die Prospekte zuzuwachsen, da hatten die abgeschlagenen Bäume auf der Wiese und in den Alleen massenhaften Nachwuchs getrieben; denn man hatte ja nirgends die Wurzeln ausgehoben, überhaupt keine gebahnten Wege hergestellt, die Alleen entlang wuchs Gras. Da gab es denn jeden Sommer wochenlange Arbeit, bis alles wieder in leidlichen Stand gesetzt war. Die Alleen mußten gerodet und „geschnödelt,“ „mit dem Crisang oder sogenannten Säbel verglichen,“ das Gras darin wiederholt gehauen, die Hecken unaufhörlich unter der Scheere gehalten werden. Dabei hatte der Rat seine liebe Not mit den widerspenstigen Bauern der umliegenden Dörfer, in deren Bezirk hinein die Alleen zum Teil verlängert worden waren, und die nun diese Fortsetzungen in Stand halten sollten. Selbst nach dem Tode Augusts des Starken (1733) ließ diese Sorge nicht nach. Sein Nachfolger fand zwar kein sonderliches Vergnügen daran, das „Gerüst“ zu besteigen, aber der kurfürstliche Alleeaufseher blieb doch im Amte und beunruhigte den Rat noch viele Jahre, so lange, bis die verschnittnen Hecken und Bäume aus der Mode kamen.

Aus all diesen Sorgen erwuchs aber doch der Stadt mit der Zeit ein Segen. Sicherlich war es ein Akt der Willkür, als August der Starke 1707 den Rat zur Anlegung von Alleen im Rosenthal zwang; aber die ganze Maßregel hat doch wesentlich zur Umgestaltung des Rosenthals aus einem Wirtschaftswalde in einen Lustwald beigetragen. Und wenn Vogel in seinen „Annalen“ — merkwürdigerweise unter dem Jahre

1704 — unter den „Verwilligungen und Begnadigungen," durch die der König in diesem Jahre „das Aufnehmen und Zierde dieser Stadt befördert" habe, auch „einer Allee im Rosenthal" gedenkt, so spricht er, abgesehen von der doppelten Fehlerhaftigkeit der Angabe, wenigstens damit unbewußt eine Wahrheit aus, daß diese Öffnung des der Stadt zunächst liegenden schönen Gehölzes wirklich mit der Zeit zu einer Wohlthat für die Bürgerschaft werden sollte. Heißt es schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Vogels „Chronicon": „In diesem Forst wird zu Sommerszeit manche Spatzierfart Ergötzlichkeit halber angestellet, weil derselbige der Stadt sehr nahe liegt, und man durch denselben biß auff Golitz meistentheils im Schatten nach Gelegenheit entweder gehen oder auff dem Wasser fahren kan," so wird in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Beliebtheit des Rosenthals als eines Lustwaldes gewiß noch bedeutend zugenommen haben.

So fehlt es denn auch aus dieser Zeit nicht an Dichterstimmen, die das Rosenthal preisen. Günther, der sich von 1717 bis 1719 in Leipzig aufhielt, erwähnt es oft. In einem Hochzeitsgedicht von 1718 ruft er seiner Vaterstadt Striegau, die damals von einem Brandunglück heimgesucht worden war, zu:

Traue mir
Ein kindlich Mitleid zu, und glaube, daß ich hier,
Wo Pleiß' und Elster rauscht, dem seufzenden Gepüsche
Des dunklen Rosenthals manch nasses Ach vermische.

Allbekannt ist die ausführliche Schilderung, die Zachariae 1744 in seinem „Renommisten" vom Rosenthal und seinen Freuden giebt. Er verlegt das Duell, das im sechsten Gesange zwischen Sylvan und Raufbold stattfindet, an das wiederholt erwähnte „Gerüst" auf der großen Wiese, und leitet die Erzählung des Duells mit folgenden Worten ein:

Da, wo vor Ranſtädts Thor der krummen Pleiße Wellen
Nicht mehr an dürres Land, an grüne Küſten ſchwellen,
Iſt ein geweihter Hain, den ſchon die alte Zeit
Des Umgangs ſüßen [ſüßem] Scherz, den Liebenden geweiht.
Man hat dies Luſtgehölz das Roſenthal benennet,
Und welcher Leipziger iſt, der den Ort nicht kennet?
Hier ſieht auf ihrer Flut die Pleiße Gondeln gehn,
Die unter Spiel und Scherz und blaſendem Getön
Von dem beſchilften Rand auf Golitz freudig eilen.
Ihr aufgeklärter Blick ſieht an den vordern Theilen
Die Völker ſeltner Art. Ein Türk in fremder Tracht,
Der durch ſein langes Schwert ſich groß und furchtbar macht.
Ein Mohr, der in der Hand die bunte Fahne ſchwinget;
Ein muthiger Huſar, der in die Feinde dringet,
Des ſchreckerfüllter Bart die wilden Lefzen ziert;
Dies iſt der bunte Schmuck, den jede Gondel führt.
Sobald man linker Hand ins Roſenthal gelanget,
So ſieht der ſteife Blick, wie alles lächelnd pranget.
Da thürmet ſich das Grün der Buchen in die Höh,
Da wird der Haſein Laub zur ſchattigſten Allee;
Da ſuchet hellgrün Gras durch ſeine lichten Flächen
Der Linden Dunkelgrün, der Eichen Nacht zu brechen.
Dort zeigt ein volkreich Dorf des Turmes ſteile Pracht,
Dort iſt die Pleißenburg, von der manch Erzt gekracht.
Und kurz, man irret hier in volkerfüllten Gängen,
Die ſämtlich ihre Pracht zu einem Dorf erlängen.*)

Die letzten Verſe zeigen deutlich, daß man das Roſenthal ſchon damals nicht bloß als Durchgang benutzte, um ſo angenehm als möglich, ſei es zu Fuß oder zu Waſſer, nach Gohlis zu gelangen, ſondern daß man ſich auch in den Alleen beluſtigte, obgleich es keine gebahnten Wege darin gab.

Freilich war dies nicht nach jedermanns Geſchmack. Im ganzen war das Roſenthal auch damals noch mehr ein Tummelplatz des niedern Volkes. Die Gebildeten hielten ſich fern

*) Nach der erſten Faſſung im ſechſten Bande der „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“ (1744), die vom Dichter für die Geſamtausgabe ſeiner „Epiſchen Poeſien“ (1754) ſehr überarbeitet wurde. — Mit der fünftletzten Zeile vergl. in Goethes Leipziger Liederbuch: „Luna bricht die Nacht der Eichen.“

und beschränkten ihre Spaziergänge auf die Promenade vor der Stadtmauer. 1718 beklagen sich die Wiesenbesitzer bitter, daß ihnen durch das Gesindel, das sich im Rosenthale herumtreibe, quer über die Wiesen laufe und „rechte Lager darin mache," ein unbeschreiblicher Schade zugefügt werde, und erklären geradezu, daß diesem Unfug nicht anders abzuhelfen sei, als daß „von müßigem Volk, als Handwerksburschen, Soldaten, Mägden und allerhand andern gemeinen Leuten, sowohl Manns- als weiblichen Geschlechts gar niemand hinausgelassen und nur bekannten ehrbaren Personen sich eines Spaziergangs zur Ergötzlichkeit außerhalb denen Wiesen zu bedienen, permittiret würde." Namentlich für leichtfertige Dirnen war das Rosenthal ein Lieblingsaufenthalt. Ihr Hauptsammelpunkt war eine Eiche, die (bis 1707) am Ende der großen Wiese ein paar Schritte drin im Walde stand, und die auf Plänen jener Zeit ganz offiziell nach ihnen benannt wird. 1724 mahnt der kurfürstliche Aufseher den Rat, sie öfter „herausholen" zu lassen, da durch sie und die „nach ihnen laufenden Kerle" nur den Wiesen und Spalieren Schaden zugefügt werde. Ende März 1730 meldet der „Hausverwalter," daß „anjetzo, da der Busch noch kein Laub hat, sich schon wiederum so viel liederliche Weibespersonen im Rosenthale befinden, zu welchen sich nicht allein viel gemein müßig Mannsvolk, sondern fürnehmlich Soldaten in Quantität einfinden, gestalten bei 19 Weibsen fast 2 Compagnien Soldaten zu einer Zeit gesehen worden, daß auch der Hr. Obrister allhier sehr darüber soll geklaget haben." Von Zeit zu Zeit suchte der Rat durch öffentliche Anschläge dem Unfug zu steuern, doch ohne sonderlichen Erfolg.

Dichter und Philosophen suchten natürlich auch damals die Einsamkeit des schönen Waldes auf. Von Gellert ist bekannt, daß er sich in den sechziger Jahren täglich von der frommen

Schecke, die ihm Prinz Heinrich geschenkt hatte, ins Rosenthal tragen ließ, er, der einzige, dem vom Rate die Vergünstigung gewährt worden war, dort zu reiten. Nicht minder bekannt ist es, daß Goethe, wie er in „Dichtung und Wahrheit" erzählt, als Leipziger Student „in dem wirklich herrlichen Rosenthale" auf „poetisches Wildpret" ausging, obgleich „zur besten Jahreszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen." Mit der Zeit mehrten sich aber doch auch unter den bloßen Spaziergängern die anständigen Leute. Als in der Sentimentalitätsperiode und noch mehr in der Sturm- und Drangzeit in den Kreisen der Gebildeten die Sehnsucht nach echter, unverkünstelter Natur wieder stärker wurde, mochten auch sie auf den Genuß des Waldes nicht länger verzichten, und immer größer wurde die Anzahl derer, die wie Sperontes in der „Singenden Muse an der Pleiße" (1745) dachten:

Was ist doch dort vor Wall und Mauer
Die so berufne Lustallee?
Ein Gang von einer kurzen Dauer.
Hier treff ich, zwischen Gras und Klee,
Die allerangenehmsten Gänge
Bei früh und späten Zeiten an,
Die ich, nach selbstbeliebter Länge,
Stets ungesperrt durchwandeln kann.

Diesen Kreisen brachte das Jahr 1777 einen höchst erfreulichen Fortschritt. Der damalige Besitzer des Gohliser Gutes und Schlößchens, Hofrat Böhme*) — es ist derselbe,

*) Das Gohliser Schlößchen ist von dem Kammerrat Caspar Richter erbaut. Es wurde so angelegt, daß seine Mitte genau in die Axe der nach Gohlis weisenden Rosenthalallee fällt. Nach Richters Tode († den 7. August 1770) verheiratete sich seine Witwe Christiane Regine geb. Hetzer mit dem ebenfalls verwitweten Hofrat Böhme; so kam das Schlößchen an diesen und nach Böhmes Tode († den 30. Juli 1780), da kurz nach ihm auch seine Frau starb, an den Bruder der letztern, den Hofrat Hetzer. Böhme ließ in den siebziger Jahren von Oeser Deckenmalereien darin ausführen.

in dessen Hause der junge Goethe verkehrte — reichte im Dezember 1776 beim Rate den Plan zu einem gebahnten Spazierwege durch das Rosenthal nach Gohlis ein, und erklärte sich bereit, 150 Thaler zur Herstellung desselben beizutragen. Das Publikum, schreibt er in seiner kurzen Befürwortung, werde dem Rate „solches gütige Augenmerk auf Verschönerung eines gemeinschaftlichen so gefälligen Spazierweges gewiß freudig verdanken; der Fremde wird es rühmen und an dem unschuldigen edlen Vergnügen theilnehmen; niemand wird es mit größerer Verbindlichkeit als ich erkennen." Der Rat ging auf den Vorschlag bereitwillig ein, und im Sommer 1777 wurde der gewünschte Weg angelegt.

Hiermit war zum erstenmale im Rosenthale eine wirkliche Verkehrsader für die anständigen Leute geschaffen. Sie bemächtigten sich auch sehr bald derselben, und so trat dieser kleinere, gesittetere Bezirk damit in Gegensatz zu allen übrigen Teilen, die von nun an — sehr vielsagend — als das „wilde" Rosenthal bezeichnet wurden. Damit steigerte sich aber auch das Interesse am Rosenthale überhaupt, namentlich bei den Fremden, die Leipzig besuchten. Anfang der achtziger Jahre erschien ein in Kupfer gestochener Plan desselben, Rosmäsler stach eine Ansicht von dem Eingange zum Gohliser Wege — rechts sieht man das Gut Pfaffendorf, links noch das hohe Spalier an der Wiese. Für wen wären diese Blätter bestimmt gewesen, wenn nicht für die Fremden, die das Rosenthal aufsuchten? das eine als Wegweiser, das andre zur Erinnerung? Nun kam auch mehr und mehr die Sitte auf, daß die Leipziger in Gohlis Sommerwohnungen mieteten; es ist bekannt, daß auch Schiller, als er 1785 nach Leipzig kam, mehrere Monate in Gohlis gewohnt und das Rosenthal dabei fleißig durchstreift hat. Und endlich: im Frühjahr 1782 entstand mit Bewilligung

des Rates am Eingange des Gohliſer Weges eine kleine Konditorei, die „Eisbude“ des Kaffeeſchenken Exter, im Volksmunde bald ſcherzhaft die „kalte Madame“ genannt, die Vorläuferin des heutigen „Etabliſſement Bonorand.“ Da konnte man im Sommer, wie Leonhardi 1799 in ſeiner „Beſchreibung der Handelsſtadt Leipzig“ ſagt, „Caffee, Chocolade, Orſade, Bavaraiſe, Gefrornes nebſt allen andern Erfriſchungen und Leckereyen von der beſten Güte haben,“ und ſo war nun auch für die Gebildeteren, die es verſchmähten, in der zuletzt immer mehr heruntergekommenen Schenke am Roſenthalthore einzukehren, während des Sommers für eine Erquickung geſorgt.

So blieben aber die Zuſtände dann wieder ziemlich ein halbes Jahrhundert lang. Im Frühjahr 1824 erhielt die hochbejahrte „kalte Madame“ in nächſter Nähe einen Konkurrenten in einer zweiten Eisbude, die der Schweizerbäcker Kintſchi aufſchlagen durfte, dem „Schweizerhüttchen.“ Das Roſenthal ſelbſt aber blieb unverändert wie es war bis in die dreißiger Jahre. Erſt 1834 wurde aus den Kreiſen der Stadtverordneten an den Rat der Antrag gebracht, einen ähnlichen Weg wie den nach Gohlis auch durch das „wilde“ Roſenthal herzuſtellen. Stadtrat Fr. Müller griff den Gedanken lebhaft auf und erweiterte ihn zu dem Plane einer vollſtändigen Umgeſtaltung des Roſenthals in einen Park. „Der Wunſch — ſchreibt er — des hieſigen wie des fremden Publikums nach einer Erhöhung des Genuſſes, welchen das Roſenthal darbietet, wird von Tage zu Tage lebhafter, er geht von Munde zu Munde, er geht aus einem öffentlichen Blatte in das andre.“ Als nach Jahresfriſt die Ausführung auf ſich warten ließ, erneuerten die Stadtverordneten ihren Antrag, indem ſie unter anderm darauf hinwieſen, daß durch den beabſichtigten Bau einer Eiſenbahn zwiſchen Leipzig und Dresden (!) der Zufluß

von Fremden sich verdoppeln werde, und daß es doch die Pflicht der Stadt sei, das, was die Natur ihr so reichlich geschenkt habe und um was sie von vielen andern Städten beneidet werde, auch würdig zu benutzen. Aber der Rat war inzwischen nicht unthätig gewesen. Er hatte sich von vier verschiednen Seiten Pläne zur Umgestaltung des Rosenthales entwerfen lassen, unter andern einen von einem „Wirtschaftsrat" Nebbien aus Berlin, der sich durch die Umgestaltung des Stadtwäldchens bei Pest empfohlen hatte. Aber Nebbien hatte den schrecklichen Gedanken, das Rosenthal zu einem „Volksgarten" machen, die große Wiese in ein „Rundell" verwandeln zu wollen, um das sich nicht weniger als sechs „Belustigungs- und Bewirtungsörter" und vierundzwanzig vermietbare Sommerwohnungen mit Gärten gruppiren sollten! Was und wo wäre heute das Rosenthal, wenn diese Idee Anklang gefunden hätte! Angenommen wurde der Plan des Kunstgärtners Siebeck aus Leipzig, der sich am engsten an den Charakter des Rosenthals anschloß und am glücklichsten die Aufgabe löste, den Wald mit möglichster Schonung des Bestehenden in einen Naturpark umzuschaffen, und so wurde denn 1837 mit der Ausführung dieses Planes begonnen, durch welchen das Rosenthal in diejenige Bahn gelenkt wurde, in der es sich bis auf den heutigen Tag — im Ganzen zu seinem und der Stadt Vorteil — weiter entwickelt hat.

Lauchstädt.

Ein Modebad der Leipziger im 18. Jahrhundert.

Lauchstädt? Wo hab' ich, fragst du, den Namen doch gehört? Ist mir doch, als schwirrte mir ein altes Lied im Ohre:

Einen guten Freund aus Lauch-
städt hab' ich getroffen auch,
Welcher war beim Konsul Dol-
metscher und befand sich wohl.

Schon recht, nicht bloß gehört, gesungen hast du den Namen vor zwanzig oder dreißig Jahren als Student an der Kommerstafel in dem ausgelassenen Bummelliede, das durch seine komischen „Binnenreime" sich auszeichnete und mit den Worten begann:

Zwanzig Jahr in Konstantin-
opel ich gewesen bin,
Allwo ich mit den Janitscha-
ren saß auf einer Pritsch'.

Aus unsern heutigen Kommersbüchern ist es freilich, wie so viele, an denen frühere Generationen sich erheitert haben,

ausgemerzt — aus traurigem Unverstand. Denn durch diese Strophen, so albern sie klingen, huscht ein Schatten von einem der glänzendsten Bilder des deutschen Geisteslebens. Nicht daß die Wiege des „guten Freundes" in Lauchstädt gestanden hätte, wohl aber war das Band der Freundschaft in Lauchstädt geknüpft worden, es war eine fidele Studentenfreundschaft, und der das wunderliche Lied zuerst gesungen, war wohl ein lustiger Student von Halle, und so werden wir mit einem Schlage um achtzig, neunzig Jahre zurückversetzt in jene kurze Spanne Zeit, wo die Blüte des kleinen Lauchstädter Bades mit der Blüte des weimarischen Theaters und der hallischen Universität zusammenfiel, wo allsommerlich eine auserlesne, fröhliche und geistig angeregte Gesellschaft von Weimar, Halle, Merseburg und — Leipzig sich in Lauchstädt zusammenfand und wo an schönen Sommersonntagen auch die hallische Studentenschaft in hellen Haufen nach Lauchstädt zog, um sich in das bunte Treiben der Badegesellschaft zu mischen. Tempi passati!

Von Merseburg aus gelangt man zu Fuße in zwei Morgenstunden auf ebner, staubiger Landstraße zwischen Rüben- und Getreidefeldern über Knapdorf und Wiendorf nach Lauchstädt.*) In fünf Minuten hat man die erträglich gepflasterte, saubere, aber stille und menschenleere Gasse, die in ihrem letzten Teile sich marktplatzartig erweitert, durchschritten, hat mit Kopfschütteln die leckenden Schilder der Gasthäuser gezählt, deren Wirte in vergangnen bessern Zeiten hier ihre Rechnung fanden, heute aber wohl vor Langerweile manchmal selber zu einander zu Gaste gehen möchten, biegt dann links von dem Kirchlein in einen kleinen parkartigen Bezirk ein, mit einem

*) „1 mal tägl. Post nach dem 11 Mil. entfernten Schwefelbade Lauchstädt" — mit dieser Zeile ist das Städtchen in Baedekers „Mittel- und Norddeutschland" jetzt abgethan.

Teiche, prachtvollen alten Linden und Kastanien, fünf oder sechs Häusern und Häuschen in nüchternem Zopfstil, und steht nach abermals fünf Minuten wieder am Felde, an der staubigen Straße, die weiter nach Schafstädt führt. Das also ist Lauchstädt, das schöne, vielgepriesne Lauchstädt!

Hier, unter dieser Kastanienallee, promenirten ehemals plaudernde Gruppen von Herren und Damen, die Damen geschminkt, in Reifröcken und hohen Hackenschuhen, kokett mit dem Fächer spielend, die Herren gepudert, mit langem, feingefälteltem Spitzenkräusel und Spitzenmanschetten, die porzellanene Tabatiere zwischen den Fingern drehend; mit tiefen Verbeugungen, die Hand mit dem Hute weit nach hinten schwenkend, grüßten sie an einander vorüber. Dort am Brunnenhäuschen schlürften sie Kaffee und Limonade, im Assembleehause erlustirten sie sich am Billard oder an andrer anständiger Kurzweil. Hier am Pavillon saßen die alten Herren am Spieltische und sprangen so leichtfertig mit dem Gelde um, daß wohl die Magd des andern Tages die Goldstücke im Kehricht fand; andre vertieften sich in die „Leipziger Zeitung“ oder erzählten einander lustige Abenteuer. Dort strich junges, verliebtes Volk neugierig und begehrlich um die Krambuden, in denen die Handelsleute von Merseburg ihre Herrlichkeiten zum Verkaufe ausgebreitet hatten: süßes Konfekt und feine Liqueure, galante Gedichte, Romane und Kupferstiche, zierliche Glas- und Porzellangefäße, seidne, mit Blumen bemalte Bänder und Schuhe. Des Nachmittags kamen vom Ratskeller her Studententrupps, im engen Kollet, mit Kanonen und riesigen Sporen, den großen Hut mit bunter Kokarde geschmückt, und foppten die feine Gesellschaft, indem sie, je drei oder vier Arm in Arm, singend und lärmend, mit der Hetzpeitsche knallend und den Rauch des gelben Knasters von Apolda in die Luft

wirbelnd, ſich durch die ambraduftenden Damen drängten. Dort hinüber aber nach dem beſcheidnen kleinen Hauſe wallfahrtete um die Veſperſtunde die ganze bunte Geſellſchaft: Alt und Jung, Kavaliere und Profeſſoren, Bürgersleute und Studioſi, um — das Schauſpiel zu ſehen: dies kleine, unſcheinbare Haus iſt das in der Geſchichte der deutſchen Schaubühne ſo vielgenannte und gefeierte Lauchſtädter Theater!

Und heute? Iſt es denn nicht wieder zur ſchönen Sommerszeit wie damals? Stehen nicht dieſelben Linden und Kaſtanien noch um den Teich, und ſind ſie nicht um vieles größer und prächtiger und ſchattiger geworden? Iſt dies Fleckchen Erde nicht dieſelbe erquickende Oaſe wie vor hundert Jahren? Ja, die Natur, „die ewig keimende," iſt dieſelbe geblieben, aber die Menſchen haben ſich verwandelt, und das Werk ihrer Hände iſt alt geworden. Schmetterten nicht die Vögel in den Zweigen, es würde Totenſtille herrſchen ringsum. Verödet und geſchloſſen ſtehen die verwitterten Kramläden mit ihrem ſchmächtigen Laubengange. Im Pavillon liegt tiefer Schmutz, und um die Fenſter hängen Spinnweben. Von der gewölbten Decke des Theaters, einſt mit weißer Leinwand ausgeſpannt, auf der gemalte Blumengewinde ſich herumzogen, ſtarren die rohen Balken herab, und die ganze Erinnerung an die große Lauchſtädter Goethe- und Schillerzeit ſind die zu beiden Seiten der Bühne gemalten Standbilder der Dichter, wohl das Werk eines Lauchſtädter Apelles, ein Jammer anzuſehen. Aus dem alten Küchenhauſe tritt ein Mädchen mit dem Eimer; ſie geht zum Brunnen und blickt ſich verwundert nach dem Fremden um, der mit dem Buche in der Hand, das Opernglas am Riemen, den Kiesweg entlang ſchlendert. Sie kann nicht begreifen, was er hier ſehen will, hier, wo es nichts, garnichts zu ſehen giebt. Dort am Badehauſe, an

den feuchtgrünen, geborſtnen Steinſtufen, ſpielen ſtill für ſich ein paar Kinder im Sande. Sonſt keine Menſchenſeele zu ſehen und zu hören.

Welche Bedeutung Lauchſtädt in ſeiner Glanzperiode gehabt hat, wird einem recht zu Gemüte geführt, wenn man die reiche Badeliteratur des Örtchens aus dem vorigen und noch aus dieſem Jahrhundert überblickt. J. F. Krieg zählt in ſeinem trefflichen Schriftchen „Bad Lauchſtädt ſonſt und jetzt“ (Merſeburg, 1848), allein aus dem achtzehnten Jahrhundert, aus den Jahren 1717 bis 1790 neun, aus ſpäterer Zeit, von 1802 bis 1844 drei Schriften über Lauchſtädt auf, nicht gerechnet die novelliſtiſchen Erzeugniſſe, deren Hintergrund das Lauchſtädtiſche Badeleben bildet — eine förmliche kleine Bibliothek alſo. Bequem läßt ſich die Geſchichte des Städtchens und ſeines Bades an der Hand dieſer Literatur verfolgen. Es iſt ein „Lebenslauf in auf- und abſteigender Linie.“

Lauchſtädt, ſchon im zehnten Jahrhundert genannt, gehörte ſeit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zum Hochſtift Merſeburg. Geht man von der Kirche aus am Schlößchen hin, ſo kommt man zuletzt an den älteſten Teil desſelben, das ſogenannte Schiefergebäude, welches Biſchof Johannes von Werder 1462 zur Aufnahme des biſchöflichen Zinsgetreides erbauen ließ. Nicht 1464, wie überall gedruckt iſt; die Inſchrift, welche die Erbauung meldet, iſt mit der Jahreszahl (mcccclxii) im Hofe an einem Eckſtein des Hauſes noch wohl erhalten. Das eigentliche Schlößchen — man mache ſich keine falſche Vorſtellung, es iſt ein kleines Gutsgebäude — wurde 1536 von Biſchof Sigismund von Lindenau vollendet, wie abermals eine mit dem lindenauiſchen Wappen geſchmückte Inſchrift am Erker über der im Hofe liegenden Hauptthür

erzählt. Nach der Säkulariſation des Hochſtifts, 1561, wurde es von mehreren Mitgliedern der Sachſen-Merſeburgiſchen Herzogsfamilie bewohnt. Im Laufe des dreißigjährigen Krieges gänzlich verwüſtet, ſodaß es „mehr von Wölfen, Eulen und dergleichen Unflat denn von Menſchen bewohnet" ſchien, ließ es Herzog Chriſtian II. wieder erneuern und überwies es zum Wohnſitz ſeinem Sohne Philipp, der 1690 als braunſchweigiſcher Oberſt bei Fleurus blieb. Aus jener Zeit ſtammt wohl die bemalte Zimmerthür im Erdgeſchoß, welche auf der einen Seite in der obern Füllung einen Kriegsmann und einen Rechtsgelehrten mit der Wage zeigt, darunter die Worte: Unum nihil, duos plurimum posse, in der untern Füllung einen Löwen von allerhand kleinem Getier geneckt, mit der Unterſchrift: Temeritas, auf der andern Seite in der obern Füllung zwei feuernde Kanonen, darunter: Neutra timet, während die untre Füllung hier überſtrichen iſt.

Durch die Drangſale des Krieges und durch wiederholte Feuersbrünſte verarmte und verödete die Stadt, bis mit der Entdeckung und dem Bekanntwerden der Mineralquelle plötzlich eine glänzende Zeit für ſie anbrach.

Es war ein großes Glück, daß das Loos der Lauchſtädter Quelle in die Hand eines der berühmteſten Ärzte jener Zeit und zugleich des größten Kenners auf dem Gebiete der Pharmakodynamik der Mineralwäſſer gelegt wurde. Profeſſor Friedrich Hoffmann, der erſte Lehrer der Arzneikunde an der 1693 gegründeten Univerſität Halle, der ärztliche Berater vieler deutſchen Fürſten und der Verfaſſer epochemachender Schriften zur Heilquellenlehre, war es, der auf die Quelle aufmerkſam gemacht wurde und ein günſtiges Urteil über ſie abgab.

Als zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, heißt es, der Zwingergraben ſo voll von Schlamm war, daß in den

Fiſchkäſten, die einige Einwohner darin ſtehen hatten, ſich keine Fiſche mehr hielten, da ſei der Amtsſchöſſer Edeling darauf verfallen, in ſeinem in der Nähe liegenden Garten, wo ſich eine Quelle befand, einen Fiſchhalter graben zu laſſen. Da er aber zu ſeiner Verwunderung geſehen, daß die hineingeſetzten Fiſche nach kurzer Zeit abſtanden, habe er den Halter wieder zuſchütten laſſen. Die Quelle habe ſich jedoch bald wieder einen Weg und Abfluß geöffnet. Nach einiger Zeit erfuhr Profeſſor Hoffmann von der Sache. „Als ich — erzählt dieſer ſelbſt 1724 in ſeinem „Kurtzen doch gründlichen Bericht" — vor mehr als zwantzig Jahren den Herrn Amts-Schöſſer Edlinger zu Lauchſtädt einsmahls beſuchte, und wir nach eingenommener Mittags-Mahlzeit in ſeinem Garten ſpatzieren gingen, ward ich eines kleinen durch denſelben flieſſenden Bachs gewahr, welcher in den Graben überall eine gelbe Erde angeleget, und ſchloß daraus, daß das Waſſer was eiſenhafftes bey ſich führen müßte. Ich ließ mir daher ſolches zu probiren ein Glaß bringen, ſchöpffte davon und ſahe, daß es ein wenig trübe war, und als ich ſolches koſtete, verſpürte ich einen martialiſchen und etwas vitrioliſchen Geſchmack. Endlich ſtreute ich gepulverte Galläpfel hinein und ward gewahr, daß es eine Purpur-Farbe davon annahm. Da ich nun dieſes ſahe, ließ ich mich vernehmen, daß es ein geſund Waſſer ſey, welches in vielen ſonderlich langwierigen Kranckheiten, als Fiebern, Geſchwulſt, Bleichſucht bey den Frauenzimmer ꝛc. inſonderheit aber äußerlich als ein Bad, zu Stärkung der ſchwachen Glieder, mit nicht geringem Nutzen würde können gebrauchet werden." Der Beſitzer des Gartens empfahl hierauf das Waſſer unter der Hand einigen Einwohnern des Orts und Leuten aus der Nachbarſchaft, „die mit dergleichen Art Kranckheiten behafftet waren. Da nun dieſe erwünſchte

Würckung und Beſſerung dadurch erhielten, ſo prieſen ſie daſſelbe wiederum andern an, und rekommendirten ſolches immer weiter und weiter, alſo daß ſich nicht allein viel Krancke dabei einfunden, ſondern auch daſſelbe häufig über Land in Fäſſern an auswärtige Örter abgeholet wurde.“ Da Hoffmann 1708 von Halle nach Berlin berufen wurde, ſo geſchah zunächſt nichts weiter in der Sache, obwohl ſich „der Ruff von dieſem Brunnen immer weiter und weiter ausbreitete, und die Frequentz bey demſelben ſtärker anwuchs.“ Nachdem aber dem fürſtlichen Leibmedicus in Merſeburg, Dr. Strauß, eine Probe des Waſſers vorgelegt worden war, und dieſer Hoffmanns Urteil beſtätigte, ließ 1710 die verwitwete Herzogin von Sachſen-Merſeburg, Erdmuthe Dorothee, die Quelle faſſen, ein hölzernes Häuschen darüber bauen und zwei Linden davor pflanzen. Unter der Regierung des Herzogs Moritz Wilhelm wurde dann 1714 der Brunnen auf herzoglichen Befehl durch eine Kommiſſion von Ärzten und Bauverſtändigen unterſucht, auf deren Bericht einige Verbeſſerungen in der Faſſung und dem Schutz der Quelle vorgenommen, ein vereidigter Brunnenmeiſter angeſtellt und ein Arzt aus Merſeburg, Dr. J. F. Reineccius, mit einem kleinen Gehalte und freier Wohnung auf dem herzoglichen Schloſſe als erſter Brunnenmedicus berufen, mit dem Auftrage, „die nach Lauchſtädt kommende Patienten mit nöthigen Unterricht zu rechtmäßigem Gebrauch des alldar befindlichen Sauerbrunnens zu verſorgen und anzuweiſen.“ Die Ergebniſſe ſeiner Beobachtungen, eine Reihe gerichtlich beglaubigter Kuratteſte und eine Anzahl von Regeln für Badegäſte, veröffentlichte er 1717 in einem Büchlein, welches das früheſte Erzeugnis der Lauchſtädter Badeliteratur, übrigens um ſeines praktiſchen, für alle Taſchenliteratur noch heute nachahmenswerten Formates willen

merkwürdig ist: es ist 16 Centimeter hoch und 6½ Centimeter breit. Somit war denn die Aufnahme Lauchstädts unter die anerkannten Kurorte auch literarisch bekräftigt, und es war zu erwarten, daß sein Ruf sich von nun an mit jedem Jahre schneller ausbreiten und befestigen werde. Hatte doch Reineccius die Frage „gegen was vor Affectus dieses Brunnen-Wasser dienlich und hülffreich sein möge," kurz und bündig dahin beantwortet, „daß es in allen denen Kranckheiten, darinne die bewertheſten Sauer-Brunnen, als der Egrische, Schwalbacher, Pyramonter Brunnen ihre Güte und Krafft erwiesen, nicht geringeren Nutzen schaffen könne und werde."

Freilich waren die Einrichtungen des Bades anfangs und noch Jahrzehnte nach seiner Eröffnung sehr unzulänglich. Getrunken wurde am Brunnen selbst, zum Baden aber mußte das Wasser in die Wohnungen der Kurgäste gefahren werden. Man hatte daher, um die nötigen Wassermengen anzusammeln, ursprünglich einige große Fässer, später eichene Tröge vor dem Brunnen angebracht, in die das Wasser geleitet wurde. Für die Badevorrichtung mußte jeder selber sorgen, der Badegäste in seiner Wohnung aufnehmen wollte. Von dieser Vorrichtung giebt Dr. Frenzel noch 1768 folgende umständliche Beschreibung.

Von dem zu einem Bade nötigen Wasser wurde ein Drittel in einem Kessel gekocht; inzwischen wurden die andern zwei Dritteile kalt in die hölzerne Badewanne getragen, die so hoch sein mußte, „daß der obere Rand die Schultern desjenigen decket, der in der Wanne sitzen soll." Nachdem dann soviel heißes Wasser zu dem kalten gegossen war, „als nöthig ist, dasselbe so weit zu erwärmen, daß eine gesunde Hand weder von dem warmen noch kalten einige Empfindung hat," wurde „ein großer Schwamm, Kranz oder mit Stroh aus-

gefülltes, leinenes Küſſen" ins Waſſer gelegt, worauf der Badende ſich ſetzen ſollte. Darauf beſtieg der Kranke, entweder mitſammt dem Hemd oder auch, weil dieſes „von der Eiſenerde rothgelb gefärbet und zu weiterem Gebrauch untüchtig" ward, nackt die Wanne, im letztern Falle in einen dicken wollenen Bademantel gehüllt, der außerhalb der Wanne über den Schultern hängen blieb. Dann wurde ein Deckel über die Wanne geſchoben, „ſo daß derſelbe die Bruſt bedecket, und alſo nichts als der Hals und Kopf ſichtbar bleibet. Da aber demohngeachtet noch Oefnung genug ſeyn wird, daß der Dunſt vom Waſſer durchſtreichen kann, wodurch das Waſſer ſchwächer und kühler wird, zu geſchweigen, daß der Schwefeldunſt durch ſeinen Geruch Kopfſchmerzen verurſachet, ſo iſt noch nöthig, um den Hals ein ſtarkes Tuch zu legen, und dadurch die Oefnungen noch mehr zu verſchließen, worzu der Bademantel ſchon etwas beyträgt." Nachdem man eine halbe Stunde bis eine Stunde im Bade zugebracht hatte, wurde der Deckel abgezogen, man ließ im Aufſtehen das naſſe Hemd fallen, wurde ſofort „mit einem ausgewärmten Tuche bedeckt, wohl abgetrocknet und in ein wohl ausgewärmtes, trockenes Hemde gekleidet, und in ein ausgewärmtes Bette gebracht. Dieſes gehet aber niemals, auch im warmen Zimmer, ohne eine widrige kalte Empfindung ab, weil der Leib, der erwärmt und feucht iſt, wenn er zweymal entblöſſet wird und die Bewegung derer Helfenden die Luft in Bewegung ſetzet, allemal einen kalten Wind fühlet. Vor dieſer Beſchwerung ſind diejenigen geſichert, welche ohne ein Hemde ſich mit einem Mantel bekleidet in das Waſſer ſetzen, dieſen Mantel auſſerhalb der Wanne und über den Deckel laſſen, alſo denſelben trocken erhalten." Dieſer Mantel fiel beim Aufſtehen von ſelbſt wieder über den Körper, und ſo eingehüllt begab man ſich, nachdem

die Füße abgetrocknet waren, rasch ins Bett. „Die Kosten, welche der Mantel macht, werden durch die Ersparung zweyer Hemden und des Tuches zum Abtrocknen ersetzet, welche drey Stücke von dem Eisen gänzlich verderbet werden."

So fehlte es denn, wie Dr. Friedel in seiner 1719 erschienenen „Beschreibung" des Lauchstädter Brunnens schreibt, anfangs nicht an Leuten, „welche theils von allen Bädern und überhaupt spöttlich reden," theils „aus Neid, Hartnäckigkeit, Privat-Interesse, Hochmuth und Unverstand, sich wieder auffnahme dieses edlen Brunnens gesetzet oder nicht vor zulänglich gehalten, zumahl da wir ihn nahe und im Lande haben." Dennoch wuchs, und gewiß zum Teil infolge der kräftigen Reklame Friedels, der übrigens nicht versäumt, bei jeder Gelegenheit bald seine „Magen-Essenz" oder seine „Laxier-Pillen," bald seine „Kühl-Tinctur," sein „Biebergeil-Elixier," seine „Praeservativ-Haupt- und Fluß-Pillen" und seinen „Gelben Universal-Spiritus" anzupreisen, der Besuch des Bades derart, daß, wie Dr. Henckel mitteilt, man schon in den Jahren 1723 bis 1725 „jährlich zu 140. biß zu 163. fremde Patienten als rechte Bade-Gäste allda gehabt und bedienet, diejenigen nicht mit gerechnet, die dabey wohnen, und manchmahl auff der geschwinden Post ein Maul voll mitnehmen, auch wohl Faß-weise verführen lassen." Die Liste von 1723 zählt außer den zum Gefolge und zur Dienerschaft gehörigen Personen 136 Namen auf, darunter zahlreiche adliche und selbst fürstliche Personen, wie die Erbprinzessin von Barby, die Prinzessin Henriette von Anhalt-Dessau u. a. Von der heutigen Kunst, die Fremdenlisten durch die Namen der einzelnen Familienmitglieder zu verlängern, machte man damals noch keinen Gebrauch. Bei geringen Leuten vollends kam es auf Namen und Personenzahl garnicht an; „zwei Jüdinnen aus

Halberstadt," „vier Bauerweiber aus Hadersleben" bilden in der Liste von 1723 je eine Nummer.

Im Jahre 1726 erschien eine Schrift über Lauchstädt, die jedenfalls sehr zur Verbreitung seines Rufes beitrug: das mit einem halb bild-, halb landkartenartigen Plane von Lauchstädt und Umgegend geschmückte Büchlein des kursächsischen Land-, Berg- und Stadtphysikus in Freiberg Dr. J. F. Henckel: Bethesda portuosa. Das Schriftchen ist eins der originellsten Erzeugnisse der reichen balneologischen Literatur des vorigen Jahrhunderts. Der Verfasser war für seine Zeit ein höchst aufgeklärter und ehrlicher Arzt, und da er überdies schreibt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, in schlichtem Deutsch, ohne alle Verbrämung mit lateinischen und französischen Brocken und Phrasen, wie sie selbst unsre populärwissenschaftliche Literatur bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein liebte, dazu mit gutem, oft derbem Humor, der sich gelegentlich selbst zu einem burlesken Tone versteigt, so wird es ihm nicht an entgegenkommenden Lesern gefehlt haben, die sich die Lehren des Verfassers zunutze machten.

Gleich in der Vorrede verspottet Henckel die Unsitte seiner Zeit, die Bücher mit gelehrten Zitaten auszuputzen und räumlich und zeitlich entlegne Dinge, die nicht zur Sache gehören, heranzuziehen. „Was gehen uns die aquae Sextiae Velleji oder die Sinesenses Taciti an? Was haben wir mit denen Bädern zu Ofen und Olonitz zu thun? Heute zu Tage, da man das loquere, ut te videam in acht nehmen muß, geht es nicht mehr an, sich hinter die Bücher zu verstecken, oder aus dem alten Krahm was zusammen zu tragen; sondern die gescheide Welt will auff Sachen gewiesen seyn, und die müssen wir uns nicht nur einbilden, sondern auch sehen, nicht nur sehen, sondern auch zu gebrauchen Gelegenheit haben." Als

Arzt, meint er, sollte er eigentlich „die Bäder heruntermachen und nur alleine seine Sieben-Sachen oder berühmter Männer rare Artzneyen auf den Platz bringen," aber er schreibe in der Überzeugung, daß die Wirkung der Arzneien doch ihre Grenze habe und „endlich ein gehöriges Bad die Ehre der Medicin retten" müsse. Ein gutes Bad aber brauche man nicht immer in weiter Ferne zu suchen. Zwar wolle er nicht „alle Koch- und Wasch-Wasser zu Gesundbrunnen machen"; aber die Güte und Gesundheit eines Wassers liege viel mehr in der höchsten Reinigkeit, um nicht zu sagen Flüchtigkeit, Geistlichkeit und dergl., „weil man sich mit sothanen Ausdrücken und Lob-Sprüchen einen Beweiß übern Halß ziehet, den man heute zu Tage, wo man sich nicht mehr mit Worten abspeissen lassen will, schwerlich ablegen kann," als in einem besondern mineralischen Gehalt.

Von dem Lauchstädter Quell insbesondre räumt er ehrlich ein, daß er zwar ein sogenannter Sauerbrunnen sei, aber „in seiner Stärke einem solchen nicht beykomme, sondern gleichsam als ein Kofent oder Nachbier gegen ein rechtes oder Doppel-Bier müsse angesehen werden." Indes spende er jedenfalls ein der Gesundheit zuträgliches Wasser. „Zum wenigsten haben ihn die Bettler, Lahmen und Krüpel nicht erfunden noch bekandt und also auch nicht verdächtig gemacht, als welche durch ihr Geschrey die Leuthe an Bade-Oertern gleichsam zusammen trommeln, damit sie ihre Betteley und Schelmerey als auf einen Jahrmarck dabey treiben können, und durch ihre Verstellungen mit Wegwerffung derer Kricken u. d. g. von einem Wasser des Wesens zu viel machen." Dergleichen Unfug komme ja gewöhnlich bald an den Tag. Er habe es selbst erlebt, daß „solche Galgen-Vögel bey neuerfundenen vermeinten Wunder-Bädern hübsche Leute vermocht haben, daß man ihnen

ihre Kricken ſolcher Orten zum Wahrzeichen heilig auffgehänget hat, ja wohl noch hängen, da doch kein Menſch und keine Seele mehr dahin kommen will, und der gantze Jahrmarck auff einmahl auffgehoben iſt."

Sehr verſtändig ſind die Ratſchläge, die Henckel über die Benutzung des Lauchſtädter Waſſers und über Trink- und Badekuren überhaupt giebt. Wegen ſeines notoriſch geringen mineraliſchen Gehaltes war es Mode geworden, bei der Trinkkur das Lauchſtädter Waſſer ſich in großen Maſſen in den Leib zu füllen und dann in beſtimmten Zwiſchenräumen, etwa nach Verlauf von je acht Tagen, ein Abführmittel zu nehmen. Henckel will von dem Trinken nicht viel wiſſen, vor allem hält er es für bedenklich, „den Leib, der doch nicht ein bloſſer mechaniſcher Schlauch iſt, nur immer mit purgiren und purgiren zu martern," und zieht den äußerlichen Gebrauch des Waſſers „wegen mehrer Sicherheit und Nutzung" vor. Aber auch dabei rät er zur Vorſicht. Aufs entſchiedenſte verwahrt er ſich vor der Annahme, als wolle er ſein Büchlein „als ein Recept ausgeben, nach welchem ſich nun ein jeder Raths erholen und ohne weiter zu fragen immer in GOttes Nahmen baden ſolle; am allerwenigſten ſeine Pillen, Pulver und Tropffen nur anzurühmen und damit die Patienten nach Lauchſtädt hin zu ſchicken"; überhaupt wolle er die Kranken „nicht von Hauß aus, nicht aus Schubſack-Apothecken, wie insgemein geſchiehet, curiret wiſſen," ſondern an tüchtige Ärzte gewieſen haben. Freilich gebe es Leute genug, die nie einen Arzt nötig zu haben vermeinten. „Dieſe machen ſich entweder ſelbſt was aus alten Recepten, teutſchen Artzney-Büchern und geheimen Handſchrifften zuſammen, und ruffen es auch gegen andere als groſſe Wunder-Wercke aus; oder laſſen auch was nach ihrem Gutdünckel aus der Apothecken als aus einem Würtz-

Krahm zu einer Suppe holen; oder, wenn ſie auch einen Einfall zum Dockter und gegen ihm etwas mehrers an Vertrauen haben, ſo ſehen ſie ihn doch auch nur als einen Becker in ſeinen Laden an, bey dem man nur vor ſeinen Groſchen nach ſeinem Belieben fordern, und Semmel von Brod ſelbſt wohl unterſcheiden könne; oder wenn ſie auch denſelben ſelbſt fragen, ſo geſchieht es entweder nur zufälliger Weiſe, wenn er etwan wo in einer Wochen-Stube angetroffen wird, oder da ſie ſich auch einmahl überwunden, denſelben zu ſich erfodern zu laſſen, ſo geſchiehet es nur zum Behelff vor eine Meinung, die ſie ſich ſchon tieff in Kopff geſetzet haben." Selbſtrat in Sachen der Geſundheit und des Lebens, er möge aus eignem Gehirn oder aus Schriften genommen ſein, ſei immer bedenklich und der Gefahr unterworfen.

Schon bei der Wahl eines Badeortes ſei der Rat eines Arztes vonnöten. Man ſolle es ja nicht machen „wie diejenigen Heyraths-Leuthe, welche erſt nach unter ihnen ſelbſt heimlich getroffenen Verſprechen und Verbindung andere um Rath fragen." Zwar meinten die Leute, mit einem Bade, als einer unſchuldigen Sache, habe es nicht ſo viel auf ſich, deswegen erſt einen großmächtigen Rat einzuholen. „Es iſt doch kein Gifft darinnen, heiſt es; es brauchen es ja alle Menſchen, GOtt würde es ja nicht erſchaffen haben; und hilfft es nichts, ſo wird es auch nichts ſchaden." Aber ſelbſt die beſte Arznei könne, zur Unzeit angewendet, dem Leibe zum Nachteil gedeihen, „wo nicht gar den letzten Ehren-Dienſt gleich anbringen. Butter auff dem Brode iſt gewiß kein Gifft, aber ſchmiere nur den Grind und Kopff damit, und ſiehe zu, ob das liebe Kind nicht am Leibe aufflauffen wird, als wenn es Gifft bekommen hätte." Man möge ſich aber auch wirklich an ſachkundige und erfahrene Ärzte wenden, nicht an ſolche,

„welche ein öffentliches Gewerbe damit treiben, entweder Städte und Märcke durchziehen, oder in ihren Häuſern bey vielem Zulauff an Krancken ſich einer rechten Inſtantz anmaſſen, und wieder alle gerechte Anſprüche als rechtmäßige Aertzte mit aller Gewalt angeſehen wiſſen wollen, deren es an Schmieden, Schäfern, Schindern, Schulmeiſtern, alten Weibern und allerhand abgeſetzten, verlauffenen Geſindel überall und in Menge giebt," auch nicht an ſolche, „welche zwar den Nahmen eines Artztes oder einer Ärztin nicht leiden wollen, weil ſie ſich nemlich deſſelben ſchähmen, aber ſich doch theils auch aus Geſuch eines Profitgens und Vortheilgens, theils aus einer unzeitigen Barmhertzigkeit und Werckheiligkeit der Sache anmaſſen, aber gantz gewiß ihren Nächſten barmhertzig bedienen, und wo nicht thätlich üms Leben bringen, doch in eine unerſetzliche Verſäumnüß ſtürtzen, und ihre große Frömmigkeit nur auf eine andere und beſſere Art erweiſen möchten."

Beim Baden ſelbſt ſchärft Henckel ein, ja nicht leichtfertig zu verfahren. Wie oft geſchehe es, daß man um Zeiterſparnis willen mit langem, häufigem und heißem Baden ſich übereile. Gewöhnlich ſetze man ſich die Zeit für eine Badekur viel zu kurz an und wolle lieber „die Hülffe die andere Woche, gleichwie jener Bauer ſeinen Sohn als Dockter von der Academie, alsbald wieder mit nach Hauſe nehmen." Wer ſich nicht entſchließen könne, diejenige Zeit abzuwarten, die „die Natur oder ihr Handlanger, der Medicus vorſchreiben werden," der müſſe ſichs auch gefallen laſſen, wenn er nicht allein unverrichteter, ſondern auch wohl verſchlimmerter Sachen wieder nach Hauſe komme. Wer ins Bad reiſe, ſolle ferner alle ſeine Sorgen, ſo viel möglich, zu Hauſe laſſen. Er brauche deshalb noch nicht in ein lüderliches, verſchwenderiſches Leben zu verfallen, ſolle nicht etwa „nur immer die Beine unter den

Lombre-Tiſch hängen, oder ſtets in Geſellſchaft ſeyn, oder nur immer in Gärten und Feldern herum rennen"; aber bei der Abmattung, ohne welche das Bad nicht abgehen könne, „die Kräfte ſeines Geiſtes, die Säffte des Gehirnes und derer Augen mit ſtarcken Nachſinnen, Schreiben, Rechnen, und zumahl in Hertzfreſſenden Angelegenheiten noch dazu verzehren," das könne den Grund zu Krankheiten legen, gegen die dann vielleicht weder Baden noch Trinken helfe. Unter den Arzneien, die man mit ins Bad zu nehmen habe, ſolle man „vor allen Dingen auff eine feine Silber- oder Gold-Tinctur, d. i. auff einen Beutel mit Gelde bedacht ſeyn. Ein reicher Lauſer ſoll nur zu Hauſe bleiben, und ſeine alten Knochen kauen, wie es einem Unmenſchen gehöret. Ein Mittel-Mann, der nur höchſt nothdürfftig zu leben und gleichwohl das Bad nöthig hat, muß den Vorzug der Geſundheit und des Lebens vor allen zeitlichen Glückſeligkeiten erkennen, und alſo mit anderweitiger Erſpahrung, Sammlung, ja auch Verkauffung mehr entbehrlicher Sachen, alle Möglichkeit hervor kehren, ſich in Stand zu ſetzen, daß er ohne Mangel und Geld-Sorge abfahren kann. Dem gar Armen helffe der liebe GOtt; die Samariter ſind ziemlich abgeſtorben. Denn es will hier nicht allein zur Nothdurfft was mehreres auffgewendet, ſondern auch was zur Ergötzlichkeit ſeyn. Und was hülffe es dem Menſchen, wenn er das Bad mit der ganzen Apothecke einnähme, und litte doch dermaſſen Gebruch, daß er ſich weder was geſundes und ſtärckendes an Speiß und Tranck vor ſein Maul kommen noch die Stube warm machen lieſſe oder nicht könnte?"

Für die beſte Zeit zu einer Badekur hält Henckel aus vielen Gründen das Frühjahr. Erſtens ſei der Frühling diejenige Zeit, „wo kurtz vorher ſolche Kranckheiten aus dem gröbſten überſtanden ſind, denen man mit einem dienlichen

Bade, als mit einem feinen Beſen zu beſſerer Auffräumung hinten nach kehren kann. Wer den Mertz überlebet, welcher insgemein kränckliche Leiber auffreibet, der kan ſich den Guckuck noch einmahl zu hören Hoffnung machen; und wer dieſen Lebens-Vogel wieder hören will, der muß im Jahre nicht zu ſpäte kommen, ſondern früh auffſtehen." Nachdem der treffliche Arzt dann die Schönheit des Lenzes in allen Tonarten geprieſen und faſt zum Dichter dabei geworden iſt, fügt er als letzten und „gantz ausnehmenden Vorzug" des Frühlings auch noch den hinzu, „daß man da noch einen guten Trunck haben kan. Was aber an einem tüchtigen Getränke bey Bädern, ja bey unſern Leben insgemein liege, das iſt nicht auszuſprechen, ſo gar, daß ich vielen, wo nicht lediglich, doch vornemlich durch eine reine, abgehöffte, klahre, angenehme, wärmende Gerſten-Tinctur geholffen zu ſeyn glaube." Ja, als zwei der wichtigſten Medikamente überhaupt betrachtet der wackere Bergphyſikus — man vergeſſe nicht, daß das alles 1726 geſchrieben iſt! — friſche Luft und gutes Bier. „Diejenigen, ſagte er, welche ſich vor der Lufft an ſich ſelbſt fürchten, und ſich in ihren Stuben hinter dem Ofen und die Vorhänge verkriechen, die thun ſich ſchlechte Güte, ſondern richten ihre Leiber zu Kranckheiten, die ſie noch nicht an ſich haben, fein ſelbſt zu." Vom Biere aber ſchreibt er: „Am Getränke, an einem guten Bier! iſt doch bey Bädern nur gar zu viel gelegen! Mehr als an Gold-Eſſentzen, Hertz-Pulvern und ſolchen Sieben-Sachen! O wenn doch die Einwohner und Obrigkeiten ſolcher Orten darauff dächten, wie die Bade-Gäſte nur allezeit hierinnen zu verſehen wären! Es iſt nicht auszuſprechen, was vor unſere Geſundheit hieran liege, und ich werde es in einem vorſeyenden Tractat vom Biere allen denenjenigen, die dabey was zu thun und zu ſagen haben, zu Gemüthe führen, daß Brau-Häuſer

und Bier-Keller die vornehmſten Apothecken, ja ſolche Werckſtätten ſeyn, wo man ſich ſo wohl den Himmel als die Hölle verdienen könne." Wie glücklich ſei alſo Lauchſtädt unter anderm auch darin, daß es „das gantz unvergleichliche Merſeburger Bier" ſo nahe zur Hand habe, welches „ohne allen Streit eins derer beſten in gantz Teutſchland" ſei, „wohlſchmeckend, hell und klar, von einer angenehmen Bitterkeit, kurtz von allen denenjenigen Eigenſchaften, als ein ſolches ſeyn kan, wo es weder die Natur an Maltz, Hopffen, Waſſer und Lufft, noch die Kunſt und Fleiß an Brau-Art und Bierwartung fehlen läſſet."

In demſelben Jahre, wo Dr. Henckels Schrift erſchien, zeigt die Badeliſte Lauchſtädts zwar nur 79 Nummern, doch bezeichnen wieder mehrere davon nicht einzelne Perſonen, ſondern ganze, bisweilen ſehr zahlreiche Parteien; ſo Nr. 48: „Ihro hochfürſtl. Durchlaucht Herr Herzog Heinrich von Sachſen-Spremberg, nebſt Frau Gemahlin hochfürſtl. Durchlaucht, und 52 Offizianten." Zur Aufnahme fürſtlicher Gäſte war inzwiſchen das Schlößchen hergerichtet worden, und es wurde z. B. 1734 von dem Herzog Ludwig Rudolf von Braunſchweig und deſſen Gemahlin nebſt Gefolge bewohnt, während zwei Prinzen und eine Prinzeſſin von Sondershauſen ſich notdürftig in der Stadt einquartieren mußten. Im Mai 1737 nahm die Landesherrſchaft in Lauchſtädt ihre Reſidenz, Herzog Heinrich, die Herzogin und die Prinzeſſin Tochter, alle mit großem Gefolge und zahlreicher Dienerſchaft. Herzog Heinrich hielt ſich aber auch außer der Zeit öfter in Lauchſtädt auf, um ſich von der Ausführung der von ihm getroffenen Anordnungen zu überzeugen, ſeit er im Februar 1735 den Brunnengarten von den Erben des Amtsrichters Edeling, in deren Händen er ſich noch immer befand, für 1300 Thaler angekauft hatte. Die

Klage Henckels übrigens, daß „die Samariter abgestorben" seien, traf für Lauchstädt nicht zu, denn bereits 1725 war am Brunnenhause ein „Armenstock" aufgestellt worden, in welchen die Badegäste zur Errichtung einer Armen-Badekasse zu steuern angehalten wurden, die bald reiche Früchte trug.

Als nach dem Tode Herzog Heinrichs, 1738, das Gebiet des Hochstifts Merseburg, wenn auch zunächst mit besondrer Verwaltung, an Kursachsen gefallen war, nahm der Besuch des Bades erst recht zu, und immer zahlreicher stellten sich jetzt auch solche Gäste ein, die nicht sowohl Genesung, als Zerstreuung und geselliges Vergnügen hier suchten. In den Badelisten aus den vierziger und fünfziger Jahren begegnen die Namen der berühmtesten Adelsfamilien Sachsens, höhere Staatsbeamte und Militärs in sächsischen und preußischen Diensten, Gelehrte und Kaufleute, besonders aus Leipzig, Halle und Merseburg. Im „Schlosse" wohnten nach einander mit ihrem Gefolge die Herzöge von Sachsen-Barby und von Sachsen-Saalfeld, die verwitwete Fürstin von Ostfriesland, die Prinzessin Charlotte Sophie von Brandenburg, die Herzogin von Sachsen-Eisenach, der Prinz Johann Adolf von Gotha, der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, der Fürst Jablonowsky, die Herzogin von Kurland, der Fürst von Anhalt-Dessau, und, wenn der Raum es gestattete, auch sonstige Standespersonen mit ihren Familien. In der Badeliste von 1758 stehen unter Nr. 16 sieben preußische Oberoffiziere unter Nr. 17 vierundachtzig preußische Unteroffiziere und Gemeine, unter Nr. 55 wiederum vierzig Mann, sämtlich Blessirte aus dem siebenjährigen Kriege, die in Lauchstädt Genesung suchten.

Bei solchem Zufluß hatte man es längst aufgegeben, „notable Curen," wie man sie anfangs zur Reklame brauchte,

gerichtlich zu protokolliren, zumal da des Herzog Moritz Durchl. Frau Gemahlin schon vor Jahren gesagt hatte: Ce sont des charletaneries des médecins, und möchte man also nichts mehr davon aufschreiben. Wohl aber mußte man mit der Zeit auf Maßregeln denken, um für die wachsende Zahl der Fremden ausreichende Wohnungen und Lebensmittel zu beschaffen. Die Einwohner des Städtchens wurden zu Bauunternehmungen ermuntert, und von den vorhandenen Wohnungen wurde wiederholt, um Übertheuerungen der Fremden vorzubeugen, eine amtliche Taxe aufgenommen. Die Preise jener Zeit sind nicht uninteressant. 1746 wurden die Wohnungen, je nach ihrer Güte, mit 2 Thalern, 1 Thaler 12 Groschen, 1 Thaler, endlich mit 18 oder 16 Groschen wöchentlich bezahlt; die letztern waren für einzelne Personen ausreichend. Einmal zu baden kostete 4 Groschen, „nemlich 2 Gr. fürs Wasser holen, und 2 Gr. fürs heiß machen desselben, weil die Feurung allda theuer ist.“ Da der Ratskeller-Pächter, der einzige Bäcker und der einzige Fleischer im Orte sich hartnäckig und von ihrem Standpunkte aus mit gutem Recht gegen jede Konkurrenz sträubten, wurde 1747 wenigstens durch kurfürstlichen Spezialbefehl allen denen, die das Bürgerrecht hatten, die Gastirung und Speisung von Badegästen in und außer dem Hause während der Bademonate, „von medio Maji bis medio Septembris“ gestattet, den Bewohnern der bis zu einer halben Meile von Lauchstädt im Umkreise gelegenen Dorfschaften aufgegeben, ihr Geflügel, ihre Fische und grünen Waaren nach Lauchstädt zu Markte zu bringen, dem Fleischer eingeschärft, „das benöthigte Vieh in tüchtigen guten Stücken nach Proportion der Anzahl derer Bade- und Brunnengäste ein-, zwei- und dreimal in jeder Woche zu schlachten,“ dem Ratskeller-Pächter aber auferlegt, die Badegäste „mit tüchtigen, gesunden und der ge-

brauchenden Cur convenablen Speiſen zu verſorgen, nicht minder allezeit gutes unverfälſchtes Merſeburger Bier in Kufen, Vierteln oder Tonnen, ingleichen die in ſeinem Pachtbriefe vorgeſchriebenen Sorten Wein einzulegen und daran keinen Mangel vorkommen zu laſſen." Trotzdem erneuerten ſich die Klagen über Mangel an anſtändigen Quartieren und guter Verpflegung fortwährend, und als 1764 der Amtmann Riedner bei der kurfürſtlichen Regierung eine ausführliche Denkſchrift überreichte, worin er darlegte, „was bei dem Bade annoch zu deſideriren und worüber hauptſächlich zeithero Beſchwerde geführt worden," erließ Prinz Xaver, der damalige Adminiſtrator von Kurſachſen, eine Verordnung, daß die aus ehemaligen Zeitumſtänden herrührenden privilegia und jura prohibendi nicht bloß in Bezug auf den Bäcker und Fleiſcher, ſondern auch auf andre Handwerker, wenn etwa einer derſelben ein monopolium hergebracht haben ſollte, aufgehoben und die Einbringung der betreffenden Waren für die Dauer der Badezeit aus dem ſtiftiſchen und erbländiſchen Teile hieſiger Lande gegeſtattet ſein, auch der Schank inländiſchen und fremden Weines und Bieres und die Treibung der bürgerlichen Nahrung jedermann, der das Bürgerrecht erlangt habe, freiſtehen ſolle. Dem Rate wurde aufgegeben, Bauluſtigen entbehrliche Kommunplätze gegen Erlaß oder Ermäßigung des üblichen Erbzinſes anzuweiſen, und dem Erbauer des beſten Hauſes zur Aufnahme von Badegäſten wurde eine „Bau-Ergötzlichkeit" von 200 Thalern zugeſichert, die denn auch wiederholt ausgezahlt wurde.

Dieſe Verordnungen blieben nicht ohne Erfolg, und von Jahr zu Jahr übte das Bad eine größere Anziehungskraft. Im Jahre 1774 kam der Fürſt von Anhalt-Köthen mit ſeiner Gemahlin zur Kur, und 1775 nahm — ein entſcheidendes

Ereignis in der Geſchichte des Bades — zugleich mit andern fürſtlichen Herrſchaften der kurfürſtliche Hof von Dresden in Lauchſtädt ſeine Reſidenz. Das junge kurfürſtliche Paar kam mit großem Gefolge. Der Oberhofmeiſter Graf Moszynski, der Oberſtallmeiſter Graf von Lindenau, der Oberkammerherr Graf Marcolini, drei Kammerherren, ein Generaladjutant, zwei Beichtväter, ein Hofkaplan, ein Leibmedicus, ein Hofchirurg, eine Oberhofmeiſterin, zwei Kammerfräulein und zahlreiche andre Dienerſchaft waren in der Begleitung des Hofes, eine Infanterie- und Kavallerieabteilung war für den Wachtdienſt kommandirt. Von dieſer Anweſenheit des kurfürſtlich ſächſiſchen Hofes, die ſich 1776, 1777 und 1780 wiederholte, datirt für Lauchſtädt die Periode des höchſten Aufſchwunges und ſeine eigentliche Glanzzeit, die etwa ein Vierteljahrhundert, bis in den Anfang unſers Jahrhunderts herein, gewährt hat.

Begreiflich iſt es, daß die vorhandnen Baulichkeiten des Bades den Anſprüchen des verwöhnten Dresdner Hofes nicht genügten. Mit fürſtlicher Munifizenz übernahm daher Friedrich Auguſt eine neue und zeitgemäße Ausſtattung des Bades auf ſeine Schatulle. Der ſtiftiſche Baumeiſter Chryſelius wurde mit dem Entwurf und der Ausführung neuer Bauten beauftragt, dem Grafen Marcolini die oberſte Leitung der Angelegenheit übergeben, und ſo erhielt denn das Bad in den nächſten Jahren diejenige architektoniſche Phyſiognomie, die es im weſentlichen bis heute bewahrt hat. Zunächſt wurde 1776 das Häuschen vor dem Brunnen abgetragen und ſtatt deſſen links von der Quelle, welche 1777 die noch jetzt vorhandne ſteinerne Faſſung erhielt, der maſſive Pavillon gebaut, in deſſen Reſervoirs das zu den Hausbädern zu benutzende Waſſer aus der Quelle geleitet wurde. Rechts von der Quelle wurde ein zweiter Pa-

villon mit einer Douchebadeeinrichtung aufgeführt, der ältere hinter der Quelle liegende, noch von Herzog Heinrich erbaute Pavillon aber abgebrochen und an das Ende der Promenade versetzt. Ebenso wurde das alte, von Herzog Moritz Wilhelm errichtete, baufällig gewordne Assembleehaus abgetragen und an seine Stelle ein neuer Kursaal erbaut, der gleichzeitig mit dem neu errichteten Küchengebäude 1780 in Gegenwart des kurfürstlichen Hofes eingeweiht wurde. Teich, Garten, Promenade wurden in den nächsten Jahren planvoll umgestaltet und abgerundet, 1785 endlich auf die Mauer, mit der man den Bach eingefaßt hatte, eine Reihe von Kramläden mit einem davor hinlaufenden schmalen Laubengang erbaut.

Diese Verschönerung des Bades mußte natürlich auch auf die Preisverhältnisse einen gewissen Einfluß üben. Zwar bewegten sich die wöchentlichen Preise für Wohnungen noch 1790 zwischen 2 Thaler 8 Groschen und 16 Groschen, waren also scheinbar seit 1746 fast um nichts gestiegen. Dafür wurden aber die Betten jetzt besonders in Rechnung gebracht, und zwar „ein einschläfrig Herren-Bette" mit 8 Groschen, „ein zweyschläfriges dergl." mit 12 Groschen, „ein einschläfriges Domestiquen-Bette" mit 4, ein zweischläfriges mit 6 Groschen. Stallung, Wagenschuppen, Benutzung der Küche und des Kellers, alles mußte besonders bezahlt werden. An der Table d'hôte im Kursaale, bei dem neueingesetzten Wirte der kurfürstlichen Küche, wo gewöhnlich fünf Schüsseln gegeben wurden, bezahlte man täglich 10 Groschen, bei den Speisewirten in der Stadt je nach der Zahl der Schüsseln 8, 10 bis 16 Groschen. Aber auch die Stelle des Badearztes wurde unter diesen Umständen von Jahr zu Jahr einträglicher, und so ist es kein Wunder, daß, als 1785 der Badearzt Dr. Frenzel gestorben war, seine Amtsnachfolge der Gegenstand einer lebhaften Kon-

kurrenz unter Ärzten sogar aus der Ferne wurde. Interessant ist es, daß damals, freilich ohne Erfolg, auch Samuel Hahnemann, der nachmalige Begründer der Homöopathie, unter den Bewerbern auftrat, mit der nachfolgenden Eingabe, die für das hohe Selbstgefühl des Mannes charakteristisch ist:

Der Herausgeber von Falconers Versuch über die mineralischen Wässer und der beigefügten Bücher Verfasser und Herausgeber, ist so frei, sich ohne weitere Empfehlungen als Nachfolger des sel. Lic. Frenzels als Brunnenarzt in Lauchstädt vorzuschlagen, mit vorzüglichem Respecte Ew. Hochwürden, Hochwohlgeboren, Wohlgeboren, gehorsamster Diener

Gommern, Dr. Samuel Hahnemann,
den 18. Febr. 1785. Physicus des Kreises Gommern mit Elbenau.

Krieg giebt in seinem oben angeführten Büchlein „Bad Lauchstädt sonst und jetzt" ein glaubwürdiges Bild von dem Lauchstädter Badeleben und der Zusammensetzung seiner Badegesellschaft im vorigen Jahrhundert. Die dominirende Majorität behauptete lange Zeit der vornehme Adel. „Man kann — heißt es in der Schrift „Lauchstädt, ein kleines Gemälde" (1787) — in der Allee nicht zwei Schritte gehen, ohne auf ein Kreuz zu stoßen, ohne einer Uniform zu begegnen, und einen Herrn mit goldnem Knopf vor oder hinter sich zu sehen. Die Domherren, die Offiziers und die Kammerherren, samt dem übrigen gelehrten und ungelehrten Adel, als da sind Kanzler, Hof-, Regierungs- und Kammerräte und Assessoren, halten alle fest zusammen und bilden einen so dichten Zirkel, daß kein Mensch es wagen darf, sich unter sie zu mischen und durchzudringen." Diese stolze Abgeschlossenheit der aristokratischen Kreise erstreckte sich sogar auf die öffentlichen Vergnügungen und vor allem auf die gemeinschaftliche Tafel im Kurhause, wo Rang und Etikette ängstlich gewahrt

wurden. Der Leſer erinnert ſich der zornigen, verächtlichen Schilderung, die Goethe im „Werther“ von jenen Menſchen giebt, „deren ganze Seele auf dem Ceremoniell ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bey Tiſche ſich einſchieben wollen.“ Dies Bild, zu dem Goethe die Farben wohl hauptſächlich von dem geſelligen Treiben in den höhern Beamtenkreiſen am Reichskammergerichte in Wetzlar entlehnte, wie er es 1772 kennen gelernt hatte, muß in der Lauchſtädter Badegeſellſchaft doppelt und dreifach ſo ſcharf ausgeprägt geweſen ſein. Bei Tiſche herrſchte die ſtrengſte Abſtufung. Obenan wurden die Exzellenzen placirt, dann folgten die Grafen, die Barone und ſo fort, und die Bürgerlichen machten den Beſchluß. Bei den Bällen und Aſſembleen behandelte man noch in den achtziger Jahren Nichtadliche mit ſolcher Zurückſetzung, daß ſich wiederholt Stimmen des Unwillens laut dagegen erhoben und eine Reihe darauf bezüglicher Anekdoten der Öffentlichkeit preisgegeben wurde.

Etwa ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fanden ſich aber, namentlich des Sonntags, auch halliſche Studenten in Lauchſtädt ein und feierten dort mit Sang und Klang ihre Gelage. Sehr bald erging daher der Befehl, daß in der Allee und innerhalb der Brunnengebäude nicht geraucht, auch an dieſen Orten nicht mit Peitſchen geklatſcht werden dürfe. Ebenſo ſollte niemand, gleichviel ob vom Zivil oder Militär, mit Waffen erſcheinen, eine Maßregel, die offenbar darauf berechnet war, bei etwaigen Reibungen zwiſchen den ſtudentiſchen und den adlichen Kreiſen ernſtere Zuſammenſtöße zu vermeiden. Gegen unſchädlichen Mutwillen der Studenten wurde möglichſte Nachſicht geübt. Konnten doch die Lauchſtädter Wirte die Univerſität Halle mit ihren damals 1200

bis 1300 Musensöhnen geradezu als eine Quelle der Nahrung und des Wohlstandes betrachten. Namentlich seit das Theater in Lauchstädt seine Blüte entfaltete, zogen sie an den Schauspieltagen in Schaaren von Halle, wo sie, dank dem dort herrschenden Pietismus, den Genuß des Schauspiels entbehrten, nach Lauchstädt. Doch mußte auch oft genug gegen ihr Gebahren, das freilich manchmal durch das anmaßende Auftreten der vornehmen Kreise provozirt sein mochte, eingeschritten werden. Besonders reich an Äußerungen burschikosen Übermutes scheint der Sommer 1774 gewesen zu sein. Schon Anfang Juni machte der Brunnenmeister dem Amte die Anzeige: „Es haben am gestrigen Sonntage die Studiosi aus Halle vor dem großen Saale mit den Peitschen sehr stark geklatscht, sind mit brennenden Pfeifen in der Allee herumgezogen und in den Tanzsaal getreten, haben auch auf alles bescheidne Ersuchen, daß dieselben doch solches unterlassen möchten, damit die hochansehnliche Badegesellschaft nicht so irritiret würde, gar nicht reflectiret." Im Laufe des Sommers nahm der Übermut zu. Anfang Juli benachrichtigte der Prorektor der hallischen Universität den Justizamtmann, daß einige unruhige Studiosi beabsichtigten, am morgenden Sonntage auf der Lauchstädter Promenade wieder Lärm zu machen. Darauf wurde sofort ein militärisches Kommando nach Lauchstädt erbeten und auch abgesandt; zugleich wurden die Wirte, bei denen die Studenten vorzugsweise einzukehren pflegten, angewiesen, die Ankommenden nachdrücklich zu verwarnen. So blieb die Ruhe diesmal erhalten. Doch wurde seitdem für alle Zukunft bestimmt, daß jedes Jahr während der Badezeit zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein kleines Militärkommando von Merseburg nach Lauchstädt beordert werden sollte. Anfangs begnügte man sich mit einem Unteroffizier und sechs Mann; in den neunziger Jahren kam

es aber gelegentlich zu so ernstlichen Reibungen, daß diese Wache verdoppelt wurde, und einmal, als die Studenten gar, nachdem sie vergebens eine Herabsetzung der Theaterpreise verlangt, im Juli 1795 den Eintritt zur Vorstellung des „Abällino" mit Gewalt erzwungen hatten, wurde sogar außerdem ein Kavalleriekommando requirirt. Eine schlimme Zeit für die Lauchstädter Wirte waren die Jahre 1798 und 1799. Die kurfürstlichen Ämter zu Merseburg und Lauchstädt und sämtliche umliegende Dorfgerichte erhielten 1798, infolge eines besondern Antrages der preußischen Behörden, den Befehl, diejenigen Studenten, „so die zu Halle unter dem Namen Commerce seit einiger Zeit eingerissenen, mit den größten Ausschweifungen der Trunkenheit und unsittlichen, gotteslästerlichen Gesängen verbundenen Trinkgelage in den benachbarten Dörfern zu begehen pflegten," daselbst festzunehmen und an das Universitätsgericht zur Untersuchung und Bestrafung abzuliefern. Diese Vorkehrungen hatten den unerwünschten Erfolg, daß Lauchstädt in den akademischen Bann — der studentische terminus technicus lautet etwas kräftiger — gethan wurde. Die Bürgerschaft von Lauchstädt empfand dies schmerzlich und bat im November 1799 den Kurfürsten um Aufhebung der harten und doch unnützen Polizeimaßregeln. „Die hiesigen Einwohner, erklärten sie, haben von den hallischen Studenten viel Geld verdient, und man hat daher kleine Unannehmlichkeiten gern übersehen; in diesem und dem vorigen Jahre aber hat sich beinahe kein Student hier sehen lassen und ist alles wie tot gewesen." Es gelang denn auch, die trotz ihres Mutwillens unentbehrlichen Gäste zurückzuführen. Später, als in Halle selbst ihnen bequemere Gelegenheit, das Theater zu sehen, geboten wurde, entwöhnten sie sich allmählich des ihnen so liebgewordenen Ausflugs.

Gleichfalls seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren aber neben der „hochansehnlichen Gesellschaft“ auch kleine bürgerliche Kreise in Lauchstädt aufgetaucht, die mit einem gewissen Selbstgefühl, mitunter nicht ohne Prätension, wenigstens vorübergehend Beachtung heischten. Es waren dies Vereinigungen wohlhabender Familien aus dem Kaufmanns- und dem Beamtenstande, auch wohl strebsame jüngere Männer, die sich eifrig um eine gelehrte akademische Zelebrität gruppirten oder einer literarischen Größe als erwünschtes Relief dienten. In solcher Weise bildete 1757 Gellert, 1763 Gottsched, der mit seiner „Frau Eheliebsten“ das Bad besuchte, 1788 Gleim den Kern besondrer Gesellschaftsgruppen. Dabei mögen manche zarte Verbindungen eingeleitet und beschlossen worden sein, denn, wie es in der Novelle „Der Kommersch zu Lauchstädt oder das schöne Abentheuer“ (1800) heißt, nicht nur „gebrechliche Mütter und Tanten“ fanden sich in Lauchstädt ein, sondern auch „frische, blühende Töchter und Niecen,“ die „durch Tanz und Minnespiel“ sich da erheitern wollten.

Einer Herzensverbindung wenigstens sei hier gedacht, die in Lauchstädt geschlossen wurde: der Verlobung Schillers mit Lotte von Lengefeld. Unter einer der beiden prachtvollen Linden, die vor dem Brunnen stehen — es sind dieselben noch, die 1710 bei der ersten Fassung der Quelle gepflanzt wurden —, soll Schiller am Morgen des 3. August 1789 Lotten seine Liebe und den Wunsch sie zu besitzen gestanden haben. Ganz so romantisch, wie die Lauchstädter Legende die Sache darstellt, hat sie sich freilich nicht zugetragen. Die beiden Schwestern Lengefeld, die Schiller seit den glücklichen Sommerwochen, welche er das Jahr zuvor in Volkstädt bei Rudolstadt mit ihnen verlebt, nicht wiedergesehen hatte, hatten endlich, nachdem andre Pläne durch die Mutter vereitelt worden waren,

die Hoffnung eines Wiederſehens an einen Badeaufenthalt in Tauchſtädt geknüpft. Am 10. Juli brachten ſie auf der Durchreiſe durch Jena einen Abend in großer Geſellſchaft mit Schiller zu, eine gänzlich verunglückte Begegnung, bei der Lotte einigermaßen zu der Rolle des Fräulein B. im „Werther" verurteilt geweſen zu ſein ſcheint. Die Rückſicht auf eine von Standesvorurteilen befangne Umgebung, welche die Liebenden beide verachteten und welcher Lotte doch ängſtlich Rechnung tragen mußte, verkümmerte die Freude dieſes Wiederſehens vollſtändig. Umſo dringender luden die Schweſtern Schillern ein, ſie in Tauchſtädt zu beſuchen, er folgte Anfang Auguſt ihrer Aufforderung, reiſte dann zu ſeinem Freunde Körner nach Leipzig, und, wie allerdings aus einem Briefe, den er noch am Abend des 3. Auguſt von Leipzig aus an die Schweſtern nach Tauchſtädt ſandte, hervorgeht, hatte Schiller am Morgen desſelben Tages gegen die Schweſter der Geliebten ſein Herz geöffnet. Lotte gab ihr Jawort ſchriftlich in ihrer Antwort auf dieſen Leipziger Brief, und am 7. Auguſt fand dann die erſte Begegnung der Verlobten in Leipzig ſtatt.

So verſchieden aber auch die geſellſchaftlichen Kreiſe waren, die in Tauchſtädt zuſammentrafen, ſo ſchroff ſie ſich auch im allgemeinen gegenüberſtanden, kein andrer Badeort war auch ſo geeignet, dieſe Gegenſätze durch ein gemeinſchaftliches Intereſſe einander näherzubringen und ſie wenigſtens an ihrer Peripherie zu verſöhnen wie gerade Tauchſtädt. Dieſer Ausgleich vollzog ſich in dem magiſchen „Berührungs- und Indifferenzpunkte," welchen Jahrzehnte lang das Tauchſtädter Theater bildete.

Die erſte Nachricht von einem Schauſpiel in Tauchſtädt ſtammt aus dem Jahre 1761. Damals meldete ſich beim kurfürſtlichen Amte „ein Komödiant, namens Johann Ernſt

Wilde, aus Leipzig gebürtig, welcher mit sehr guten Attestatis versehen war.“ Er hatte an verschiednen kleinen Höfen gespielt, zuletzt in Dessau, und war dort von dem Prinzen von Anhalt, der im Begriff stand, das Lauchstädter Bad zu besuchen, veranlaßt worden, sich ebenfalls dahin zu begeben. In seiner Eingabe spricht Wilde den Wunsch aus, wöchentlich einige male mit Komödien, so er auf eine besondre Art durch Marionetten aufzuführen wisse, aufzuwarten, und wollte daher unterthänigst gebeten haben, ihm zu diesem Behuf das auf der Allee befindliche lange Gebäude gnädigst zu konzediren. Nächst ihm wären noch sechs Personen, die er zu gedachtem Schauspiel nötig hätte, und die sich überall eines ehrbaren und unsträflichen Lebens befliſſen. Er werde keine Zoten und Possen, sondern vielmehr die besten, und meistens des Professor Gellerts theatralische Stücke aufführen, sei auch nicht willens, in gedachtem Gebäude ein ordentliches Theater aufzubauen, sondern brauche nur einen Raum von vier bis fünf Schritten. Da die Badegäste sich insgesamt für ihn verwandten, so wurde Wildes Gesuch von der Stiftsregierung genehmigt, und er spielte täglich mit Ausnahme der Sonntage, an denen der ihm überlaſſne Raum zu den üblichen Tanzvergnügungen gebraucht wurde. In den sechziger und siebziger Jahren wurde wiederholt Komödianten die Erlaubnis zu Aufführungen erteilt, die in dem Saale eines Privathauses stattfanden. 1776 erhielt der Direktor Friedrich Koberwein, der das Jahr zuvor in Dresden auf dem Linkischen Bade und in Pillnitz vor dem Kurfürsten „mit vieler Approbation“ gespielt hatte, die Konzession für Lauchstädt und spielte dann mehrere Jahre hinter einander in einer besonders für ihn erbauten hölzernen Bude, die bereits auf demselben Platze stand, wo sich gegenwärtig noch das Theater befindet. 1785 endlich bat Joseph Bellomo,

der Direktor der berühmten damals in Weimar stationirten Schauspielergesellschaft, bei der Stiftsregierung um die Erlaubnis, an der Stelle, wo früher die Koberweinsche Bude gestanden, ein bretternes Komödienhaus aufzuführen und während der Badezeit theatralische Vorstellungen zu geben. Sein Gesuch wurde ihm zunächst auf drei, nach deren Ablauf nochmals auf neun Jahre gewährt. Doch sollte er von der Verlängerung seines Kontraktes nur einen kleinen Teil ausnutzen. Als 1790 Herzog Karl August, auf Goethes Betrieb, ein eignes Hoftheater errichtete, dessen Leitung Goethe übernahm, und Bellomo zu Ostern 1791 mit seiner Gesellschaft genötigt war, anderweit Engagement zu suchen, trat natürlich das neue weimarische Hoftheater auch in Lauchstädt an Bellomos Stelle und eröffnete bereits im Sommer 1791 in Bellomos Bude, die die weimarische Direktion für 900 Thaler an sich gebracht hatte, seine Vorstellungen.

Hiermit beginnt die Glanzzeit des kleinen Lauchstädter Theaters. Der Aufschwung, den die weimarische Hofbühne, anfangs unter Goethes Leitung allein, seit 1795 durch die vereinte Thätigkeit Goethes und Schillers nahm, fand sein Abbild in bescheidnern Umrissen und Grenzen in Lauchstädt. Das Theater erlangte in dem kleinen Badeorte eine solche Wichtigkeit, daß es beinahe den Anschein gewann, als kämen die Fremden nicht mehr der Kur und des geselligen Lebens, sondern nur des Theaters wegen her. Wenn die Schauspieler aus Weimar eingetroffen waren, begann die Saison; mit dem Schlusse der letzten Theatervorstellung endigte sie. Die Künstler selbst kehrten trotz der engen, unbequemen Raumverhältnisse, in die sie sich fügen mußten, jedes Jahr von neuem gerne wieder nach Lauchstädt zurück, denn die Zeit dieses Gastspiels war für sie nicht nnr eine Zeit der Erholung, behaglichen,

zwangloſen Lebens und reichlich geſpendeter Anerkennung, ſondern ſie hatten auch Gewinn davon für ihre künſtleriſche Thätigkeit. Die Tauchſtädter Sommermonate boten der Weimarer Geſellſchaft alle Vorteile einer Wandertruppe ohne deren Schattenſeiten. Goethe ſelbſt erklärt es in den „Tag- und Jahres-Heften" (1791) für einen großen Vorteil, daß die neubegründete Weimarer Geſellſchaft des Sommers in Tauchſtädt habe ſpielen können. „Ein neues Publikum, aus Fremden, aus dem gebildeten Theil der Nachbarſchaft, den kenntnißreichen Gliedern einer nächſt gelegenen Akademie und leidenſchaftlich fordernden Jünglingen zuſammengeſetzt, ſollten wir befriedigen. Neue Stücke wurden nicht eingelernt, aber die ältern durchgeübt, und ſo kehrte die Geſellſchaft mit friſchem Muthe im October nach Weimar zurück." Auch 1794 und 1795 hebt er es wieder als einen doppelten Vorteil der Tauchſtädter Monate hervor, „daß eingelernte Stücke fortgeübt würden, ohne dem Weimariſchen Publikum verdrießlich zu fallen," daß die Schauſpieler in Tauchſtädt „durch Enthuſiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen ſich ſelbſt geſteigert" worden ſeien, und daß dies ſehr zur Anfriſchung ihrer Thätigkeit beigetragen habe, „einer Thätigkeit, die, wenn man dasſelbe Publikum immer vor ſich ſieht, deſſen Charakter, deſſen Urtheilsweiſe man kennt, gar bald zu erſchlaffen pflegt."

Unter den Schauſpielern, die das neue weimariſche Enſemble bildeten: Becker, Krüger, Vohs, Malcolmi, Graff, Genaſt, Beck, Caroline Jagemann, Amalie Malcolmi und andern, zu denen ſich ſpäter Unzelmann nnd Pius Alexander Wolff geſellten, war bald der allgemeine Liebling des Publikums, wie in Weimar, ſo auch in Tauchſtädt, Chriſtiane Becker, geb. Neumann, der Goethe nach ihrem frühzeitigen Tode (1797) in der herrlichen Elegie „Euphroſyne" ein unvergäng-

liches Denkmal gesetzt hat. Als noch nicht dreizehnjähriges Mädchen — geboren war sie am 15. Dezember 1778 — verlor sie 1791, kurz vor der Auflösung der Bellomoschen Gesellschaft, ihren Vater, der zu dieser Truppe gehört hatte, und flehte Goethe, wie er selbst erzählt, um Ausbildung an. Er nahm sich ihrer darauf mit besonderm Eifer an, da sie bereits seit ihrem neunten Jahre Interesse erregt und Proben ihres ausgesprochnen Talents gegeben hatte. Noch in demselben Jahre, 1791, studirte er ihr selbst die Rolle des Arthur in Shakespeares „König Johann" ein, in der sie sofort die allgemeinste Teilnahme erregte. Goethe versichert, sie habe in dieser Rolle so wunderbare Wirkung gethan, daß es nur seine Sorge habe sein müssen, die übrigen mit ihr in Harmonie zu bringen. Später gehörte zu ihren Hauptrollen Minna von Barnhelm, Marianne in den „Geschwistern," Emilia Galotti, Amalia in den „Räubern," Prinzessin Eboli, Blanca im „Julius von Tarent," Clärchen im „Egmont" und Ophelia. Wieland urteilte über sie, daß, wenn sie nur noch einige Jahre so fortschritte, Deutschland nur eine Schauspielerin haben würde. Im Sommer des Jahres 1793 heiratete sie in Lauchstädt den Weimarer Schauspieler Becker. Diese frühzeitige Ehe wurde verhängnisvoll für sie. Nachdem sie ihrem Manne zwei Töchter geboren, wurde sie 1796 brustleidend, und ihr Zustand wurde bald so gefährlich und hoffnungslos, daß Goethe ihren Verlust für das Theater in nicht allzuweiter Ferne voraussehen mußte. Das ganze schöne Ensemble des Weimarer Theaters im Lustspiel wie im Schau- und Trauerspiele war durch ihre Krankheit zerrissen, und Ersatz war lange Zeit nicht zu beschaffen. Im Frühjahr 1797 entzog sie ein starker Krankheitsanfall für längere Zeit ganz der Bühne, vor Schluß der Saison trat sie in Weimar noch einige male auf,

zuletzt am 14. Juni als Ophelia, dann ging sie mit ihrem Manne und der Gesellschaft nach Lauchstädt und spielte auch dort noch einige male, sodaß man anfangs hoffte, ihr Zustand werde sich bessern. Doch verschlimmerte sich ihr Leiden so, daß sie am 18. August kaum noch, im bequemsten Reisewagen des Herzogs, nach Weimar gebracht werden konnte. Dort starb sie am 22. September, nachdem sie vier Wochen zuvor noch ihr zweites Töchterchen durch den Tod verloren hatte.

Zu dem Lauchstädter Theaterpublikum stellte, wie schon bemerkt, ein Hauptkontingent die hallische Studentenschaft. Namentlich seit Schillers erste Stücke über die Bühne gegangen waren, zog es sie unwiderstehlich nach dem durch den Besitz eines Theaters bevorzugten Nachbarstädtchen. „Es traf sich gerade einmal — erzählt ein Badegast in dem schon angeführten „Gemälde" —, daß ich nach Halle reiste und an dem Tage Kabale und Liebe in Lauchstädt gegeben wurde. Hab ich je eine lebhafte Straße gesehen, so war es diese. Eine Kette von Reitern, Fußgängern und Wagen dehnte sich auf dem ganzen Wege aus, das eine Ende davon war Lauchstädt, das andre Halle. Die ganze Landschaft empfing dadurch ein gewisses Leben, das mich sehr vergnügte. Man kann es mit Gewißheit berechnen, daß wöchentlich wenigstens dreihundert Studenten in Lauchstädt sind, und diese Zahl ist sehr mittelmäßig angenommen, weil ich selbst bei einem einzigen Einwohner von Lauchstädt dreihundert auf einmal beisammen gesehen habe." Diese „leidenschaftlich fordernden Jünglinge," wie Goethe sie in der herablassenden Gönnersprache seines Alters nennt, hielten sich aber im Theater schadlos für den Zwang, der ihnen auf der Allee und im Kursaale auferlegt war. Sie behaupteten in Lauchstädt das Parterre, wie die Jenenser in Weimar und die Leipziger in Leipzig, waren gewiß ebenso

ſtürmiſch in ihren Beifalls- wie in ihren Mißfallensbezeugungen und verſagten ſich natürlich auch im Theater nicht allerhand renommiſtiſche Streiche. Die Jenenſer hielt in Weimar, wenn ſie gar zu tumultuariſch Kritik übten, Goethe ſelbſt im Zaum; in Lauchſtädt war die Freiheit ihrer Meinungsäußerung völlig unbehindert. Wenn der Schauſpieler Beck bei Beginn der Saiſon, Anfang Juli 1797, nach Weimar berichtet: „Im ganzen behagt uns Lauchſtädt jährlich mehr. Es herrſcht Ruhe und Aufmerkſamkeit im Parterre; wir gewöhnen uns faſt daran, Weimar weniger zu vermiſſen," ſo kann ſich dies nur auf die Studentenſchaft und die gelegentlichen Ausbrüche ihres Mutwillens beziehen. 1799, als infolge der oben erwähnten kurfürſtlichen Verordnung eine gereizte Stimmung unter den Studenten herrſchte, vermißte man ſie trotzdem ſchmerzlich im Theater. Ein Brief des Schauſpielers Haide an die weimariſche Direktion ſucht den Grund ihres Fernbleibens offenbar an falſcher Stelle, wenn er am 14. Juli 1799 ſchreibt: „Die durch Iffl ands in Leipzig und Sr. M. des Königs Anweſenheit in Deſſau bewürkte Erſchöpfung der Studentenbörſen verſpricht uns leere Bänke im Schauſpielhaus und folglich keinen angenehmen Sommeraufenthalt." Welch tollen Unfug aber diejenigen, welche kamen, damals verübten, mag folgender Bericht des Schauſpielers Becker zeigen, den dieſer am 28. Juli 1799 an die Direktion ſandte: „Schon ſeit mehreren Vorſtellungen hatten andere Schauſpieler die Erfahrung gemacht, daß Kirſchkörner auf das Theater geworfen wurden, ja von einem ſagt man, daß er durch das ganze Stück ſoll wirklich getroffen worden ſein — und er hat es ertragen! Auch wurden während den Acten alle grünen Blätter, welche in den Kirſchkörbchen liegen, über das Orcheſter weg aufs Theater geworfen, ſo daß man, wenn der Vorhang aufging,

wie in einem grünen Garten war. Daß dieſes ſo eine Weile hingegangen, hatte die Herren kühn gemacht, und ſo machten ſie denn vor Anfang der »Räuber« ſolch einen Lärm, wie ich ihn Zeit meines Lebens noch nicht in einem Schauſpielhauſe erlebt. So arg war's, daß ſich niemand von den Badegäſten in den Logen durfte ſehen laſſen, denn ſie wurden ausgepfiffen und mußten 'runter. Die Wache, welche Ruhe gebot, wurde ausgelacht, und ſo fort. Es war der Auswurf der Univerſität hier, und da konnte es nicht anders kommen. Wie der zweite Act anging und ich meinen Monolog hielt, kam mir ein Kirſchkern auf den Tiſch, an welchen ich ſaß, geflogen. Ich ſtand auf und trat vor und ſagte zu einem Trupp, der vorn am Orcheſter ſaß und Kirſchen aß: »Was ſoll das? Kirſchkerne auf das Theater zu werfen!« in einem feſten und befehlenden Ton, welchen ich ſo ganz in meiner Rolle als Franz Moor inne hatte. Sie fingen an zu pochen, aber alles ziſchte: »Stille«! — Wie es ſtille war, ging ich in meiner Rolle weiter und durch das ganze Stück herrſchte Ruhe und Stille, wie niemals. Nach der Vorſtellung brachten mir die Studenten, welche ſelbſt höchſt unzufrieden über den Auswurf unter ihnen ſind, ein Vivat vor meiner Thür, und hat ſich bis jetzt keiner wieder unterſtanden, Kirſchkerne oder Blätter auf das Theater zu werfen. Viele unſrer Geſellſchaft glaubten, die Studenten würden mir mein Haus ſtürmen, aber ſolche ungezogne Burſche haben dazu keine Courage, und muß man ſolche Dinge und ſolche Mißhandlungen nicht ungeſtraft hingehen laſſen. Sollte es aber noch einmal geſchehen, was ich aber nicht glaube, ſo laſſe ich aufhören und die Gardinen herunter und halte eine Rede, wo ich die Gutgeſinnten gegen die gemeinen Burſche anfeuern will, daß ſie höchſt beſchämt werden ſollen."

Freilich wurde dem Unfug der Studenten durch die trau-

rige Beſchaffenheit des Theatergebäudes ein gewiſſer Schein der Berechtigung verliehen. In demſelben Schreiben, in welchem Becker von der Kirſchkernkanonade erzählt, berichtet er auch über einen Ausflug, den er die Woche zuvor nach Deſſau unternommen hatte, ſchildert voll Neid die vortreffliche Einrichtung des Deſſauer Theatergebäudes und die weſentlich günſtigern Gagenverhältniſſe und Engagementsbedingungen der dortigen Schauſpieler. Dann fährt er fort: „Unſer Theater hier in Lauchſtädt iſt ſo übel beſchaffen, daß es, ſowohl auf dem Theater, als auf dem Platz der Zuſchauer einregnet, und in unſerer Mannesgarderobe können wir gar nicht mehr bleiben, wenn es regnet. Wenn kein neues Haus gebaut werden wird, ſo wird zum künftigen Jahr dieſes neu gedeckt werden müſſen. Die Studenten nennen es nur eine Schafhütte, drum fällt auch die Achtung weg, auf die wir Anſpruch machen können, weil wir in einem ſo elenden Hauſe ſpielen, in dem ſich nichts gut ausnimmt.“ Wie richtig der Vergleich mit einer Schafhütte war, ſieht man, wenn man Goethes Beſchreibung aus den „Tag- und Jahresheften“ von 1802 daneben hält: „Ein paar auf einem freien Platz ſtehende hohe Brettergiebel, von welchen zu beiden Seiten das Pultdach bis nahe zur Erde reichte, ſtellten dieſen Muſentempel dar, der innere Raum war der Länge nach durch zwei Wände getheilt, wovon der mittlere dem Theater und den Zuſchauern gewidmet war, die beiden niedrigen ſchmalen Seiten aber den Garderoben.“

Der Plan, anſtatt dieſer alten Bellomoſchen Bude, in der man nun ſeit 1791 noch immer ſpielte, ein neues Theater zu erbauen, beſtand ſeit mehreren Jahren. Schon am 25. Juli 1797 hatte Goethe eine Eingabe an den Kurfürſten nach Dresden geſandt und um die Erlaubnis zum Bau eines neuen Hauſes und um Verlängerung der Konzeſſion auf weitere zwölf

Jahre, von 1799 bis 1811, nachgesucht. Da der Platz zum Theater früher nur unter der Bedingung überlassen worden war, daß man denselben auf Erfordern durch Wegreißen des Hauses wieder räumen wolle, so kam es, wenn das Unternehmen gesichert und die Kosten des Baues, welche die weimarische Regierung gern tragen wollte, mit der Zeit gedeckt werden sollten, vor allem auf eine Verlängerung der Konzession an. Der schleppende Geschäftsgang verzögerte aber die Resolution des Kurfürsten bis zum November 1798. Wie dann endlich zum Bau geschritten wurde, erzählt Goethe selbst in den „Tag- und Jahresheften." Weimarische Baumeister, die damals am Schloßbau in Weimar beschäftigt waren, erhielten den Auftrag, einen Riß anzufertigen, der dem gerade wegen der Einrichtung des weimarischen Theaters anwesenden Professor Thouret aus Stuttgart vorgelegt wurde. Infolge verschiedener Umstände, namentlich infolge des nachträglich aufgetauchten Wunsches, an dem zu erbauenden Hause auch das unbezweifelte Grundeigentum sich zu sichern, verzögerte sich aber der Bau bis zum Jahre 1802. Erst im Februar dieses Jahres wurde mit der Arbeit begonnen. Im März lag zwar, wie Goethe selbst erzählt, „das akkordirte Holz noch bei Saalfeld eingefroren." Anfang Juni aber, als das Mauerwerk vollendet und das Holz aufgesetzt war, ging Goethe nach Jena und schrieb dort in etwa acht Tagen das Vorspiel „Was wir bringen," mit dem der Neubau eingeweiht werden sollte. Die letzte Hand legte er in Tauchstädt selbst an die Dichtung, und am Abend des 26. Juni 1802 konnte, obwohl am Morgen noch in dem neuen Hause gesägt und gehämmert worden war, und die Schauspieler bis zur letzten Stunde memorirten und übten, das Vorspiel, dem Mozarts „Titus" folgte, glücklich vom Stapel gehen. Unter den Zuschauern dieses Abends waren

Friedrich August Wolf, Reichardt, August Wilhelm Schlegel, Schelling, Hegel und Frommann. „Das Wetter begünstigte uns, und das Vorspiel hat Glück gemacht“ schreibt der Dichter zwei Tage darauf an Schiller.

In der Geschichte des Tauchstädter Bades bezeichnet dieser Tag in jeder Beziehung den Höhepunkt. Noch heute lebt im Munde einfacher Bewohner des Städtchens die Tradition fort, daß zur Einweihung ihres Theaters „Goethe, der den Faust gemacht hat,“ ihnen ein besondres Stück gedichtet habe, und sie zeigen das Häuschen, in dem er damals gewohnt hat. Bis zum Jahre 1811, mit dem die Konzession des weimarischen Theaters zu Ende ging, hielt sich nun das Theater und mit ihm das Bad im ganzen auf gleicher Höhe. 1804 wurde die Saison in Gegenwart Schillers mit dem „Tell“ eröffnet; niemand ahnte, daß es das letztemal war, daß Schiller Tauchstädt sah. Über die Vorstellungen des Jahres 1805 berichtet Goethe: „Das Repertorium enthielt so manches dort noch nicht gesehene Gute und Treffliche, so daß wir mit dem anlockenden Worte »zum ersten Male« gar manchen unserer Anschläge zieren konnten. Als meistens neu oder doch sehr beliebt erschienen an Trauer- und Heldenspielen: Othello, Regulus, Wallenstein, Nathan der Weise, Götz von Berlichingen, Jungfrau von Orleans, Johanna von Montfoucon. Ebenmäßig führte man an Lust- und Gefühlspielen folgende vor: Lorenz Stark, Beschämte Eifersucht, Mitschuldige, Laune des Verliebten, die beiden Klingsberge, Hussiten und Pagenstreiche. An Singspielen wurden vorgetragen: Saalnixe, Cosa Rara, Fanchon, Unterbrochnes Opferfest, Schatzgräber, Soliman der Zweite; zum Schlusse sodann das Lied von der Glocke als ein werthes und würdiges Andenken des verehrten Schiller, da einer beabsichtigten eigentlichen Feier sich mancherlei Hindernisse entgegen-

ſtellten." Und 1807 ſchreibt er: „Das Repertorium dieſer Sommervorſtellungen und vielleicht das bedeutendſte, was die Weimariſche Bühne, wie nicht leicht eine andere, in ſo kurzer Zeit gedrängt aufzuweiſen hat." An den unvermeidlichen Zugaben der Vorſtellungen, den Ausbrüchen ſtudentiſchen Übermutes, fehlte es freilich auch in dieſer Zeit nicht. 1804 wurde eine Aufführung der „Räuber," die man unter dem harmloſern Titel „Carl Moor" angekündigt hatte, verboten, weil es ohne Ausgelaſſenheiten dabei nie abging. Und im Juni 1806 fanden die Ruheſtörer eines ſchönen Tages an beiden Hauptthüren des Schauſpielhauſes folgenden Anſchlag zu leſen:

Rogati sunt omnes, qui huc spectatum veniunt, ut humanitati, modestiae et tranquillitati studeant, nec eos, qui valetudinem curant et cujuscunque generis strepitum oderunt, pulsanda tellure, clamando et cantando perturbent eosque ab hac Thaliae aede arceant. Script. in praefect. Lauchstadiensi, die 23. m. Junii 1806. Vigore politiae.

Mit dem Jahre 1811 aber beginnt der Rückgang des Lauchſtädter Theaters und bald auch des Bades überhaupt. Schon in dieſem letzten Jahre ihrer Konzeſſion ſpielten die weimariſchen Gäſte abwechſelnd in Lauchſtädt und — in Halle, wo eben zu allgemeiner Freude das Reilſche Bad mit einem Schauſpielhauſe entſtanden war, deſſen Direktion alles aufbot, die weimariſche Geſellſchaft nach Halle zu ziehen. Der Kaſſenausfall war denn auch in Lauchſtädt ſo groß, daß an eine Erneuerung der Konzeſſion nicht gedacht wurde. Als dann nach dem Kriege 1815 das merſeburgiſche Gebiet an Preußen abgetreten worden war, kaufte die preußiſche Regierung 1818 das Lauchſtädter Theater, deſſen Erbauung 9000 Thaler gekoſtet hatte, der weimariſchen Regierung für 5000 Thaler ab, nachdem bereits vorher der Großherzog von Weimar den

Befehl gegeben hatte, es abzutragen und das Material zur Erbauung einer Reitbahn zu verwenden. Nur die Intervention des Fürsten von Hardenberg, der noch rechtzeitig für die Sache interessirt wurde, wandte die Ausführung dieses Befehls ab. So blieb das Haus erhalten, und es haben darin bis auf den heutigen Tag noch eine große Anzahl wandernder Gesellschaften gespielt.

Neben den Veränderungen im Theater wirkten aber eine Menge andre Umstände zusammen, um den anfangs allmählichen, später immer schnelleren Niedergang des Bades herbeizuführen. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts war das Ausbleiben des sächsischen Hofes, dessen Anwesenheit mehrere Jahre dem Bade den größten äußern Glanz verliehen hatte, nicht ohne Nachwirkung. Eine Reihe von Jahren bildete zwar noch der vornehme sächsische Adel, der sich in der Nähe seines fürstlichen Herrn gesonnt hatte, den überwiegenden Teil der Lauchstädter Gäste, und die Saison von 1804 erhielt sogar durch die gleichzeitige Anwesenheit mehrerer fürstlichen Personen, unter ihnen der verwitweten Königin von Preußen, einen unverhofften Glanz. Bald aber übten die politischen Ereignisse, die andauernden Kriegsrüstungen, die Okkupation von Halle und die Aufhebung der hallischen Universität auf die Frequenz des Bades den nachteiligsten Einfluß. Nachdem die Badeliste von 1811 noch 90 Nummern aufgewiesen hatte, zeigte die von 1812 nur 38, die von 1813 nur 46 Parteien. Nach dem Frieden aber vereitelte die Neugestaltung der Territorialverhältnisse eine Rückkehr der alten bessern Tage. Lauchstädt war preußisch geworden, und die in den ersten Jahren noch fortglimmende Mißstimmung der sächsischen Unterthanen gegen das preußische Gouvernement hielt auch solche Familien von Lauchstädt fern, die seit hundert Jahren dort gleichsam ein-

gebürgert und deren Namen mit dem des Bades durch mehrere Generationen aufs innigste verwachsen schienen. Zwar schreibt 1819 Graf Brühl, der Intendant des Berliner Theaters, an Pius Alexander Wolff, welcher im Sommer dieses Jahres nochmals nach Lauchstädt gegangen war und über den Rückgang des Bades geklagt hatte: „Unbegreiflich erscheint mir diese Menschenleere und Abgeschiedenheit, denn wenn die Leute auch preußisch geworden sind, werden sie doch das Baden und das Krankseyn nicht verlernt haben. Die Hauptsache ist wohl, daß das Wasser eigentlich sehr unschuldig ist und die Leute, wenn sie einmal ins Bad reisen müssen, lieber ein wirksameres Bad aufsuchen, und daß ferner nicht für ein gutes Schauspiel, angenehme Pharao Bank — und hübsche Mädchen gesorgt wird. Diese drei Attractions Punkte wären gewiß hinlänglich, Lauchstädt zu beleben, es möchte unter preußischer oder persischer Herrschaft stehen." Es war aber doch so, daß diese politische Antipathie lange nachwirkte. Dazu kam freilich bald auch die erhöhte und durch die Segnungen des Friedens begünstigte Reiselust, die wohlfeileren Verkehrsmittel und die vollständige Umbildung des „landschaftlichen Auges," wie es Riehl in seinen „Kulturstudien" genannt hat, die sich in unserm Jahrhundert vollzog. Das Volk hat wohl zu allen Zeiten allen Naturformen mit gleicher Empfindung oder Unempfindlichkeit gegenübergestanden. Die Gebildeten aber hatten im achtzehnten Jahrhundert eine einseitige Vorliebe für völlig ebne Landschaften mit Feldern, Wiesen und ein paar Bäumen. Eine Gegend, die wir heute unerträglich langweilig finden würden, hielt man damals für idyllisch und nannte sie eine „gar feine und lustige Gegend." Erst in unserm Jahrhundert ist allmählich im Zusammenhang mit dem überall sich regenden Sinn für das Romantische wieder die Freude an der groß-

artigen Natur des Gebirges erwacht und an der poetiſchen Schönheit des Waldes, der den Menſchen des vorigen „gar öde und betrübt“ erſchien. Während heutzutage Bäder und Sommerfriſchen in den Bergen liegen müſſen, ſind die beſuchteſten Luxusbäder des vorigen Jahrhunderts, ebenſo wie die Landhäuſer und Luſtſchlöſſer jener Zeit, alle in der Ebne zu ſuchen. Endlich aber iſt auch die Umwandlung zu berückſichtigen, die mit der Zeit in dem Charakter des Lauchſtädter Bades ſtattgefunden hatte. Aus einem Heilbad mit einer obendrein ſehr unſchuldigen Quellnymphe, deren „martialiſche“ Kraft nur die Reklame der Badeärzte in den erſten Jahrzehnten etwas aufgebauſcht hatte, war endlich ein reines Luxusbad geworden, das die Leute aufſuchten, um zerſtreuende Geſellſchaft und äſthetiſche und gaſtronomiſche Genüſſe zu finden, ſich an der Spielbank aufzuregen und Familienintereſſen zu verfolgen, und deſſen Heilzwecke ſo zurücktraten, daß bis 1822 ſich noch immer die ganz veraltete, umſtändliche Einrichtung der Hausbäder hinſchleppen konnte. Als der Charakter eines Luxusbades wegfiel, war Lauchſtädt eine Null.

Viele Verſuche wurden zwar von den ſchwer geſchädigten Einwohnern gemacht, die alte Glanzzeit des Bades zurückzuführen. 1817 wurde eine beſondre Badedirektion eingeſetzt zur unmittelbaren Leitung aller Angelegenheiten des Bades, 1822 ein öffentliches Badehaus gebaut, 1829 zu den Stahlbädern der Quelle noch Sool- und Kräuterbäder hinzugefügt, welche die wiſſenſchaftliche Mode damals zu fordern anfing, 1830 eine Trinkanſtalt für künſtliche Mineralwäſſer eingerichtet, 1847 eine Heilanſtalt für Hautkranke eröffnet; ja man verfiel ſogar auf den Gedanken, das Lauchſtädter Waſſer durch künſtlichen Zuſatz von Kohlenſäure trinkbar zu machen. Alles vergebens. Vorübergehend gelang es dieſen Neuerungen,

wieder eine größere Anzahl von Sommergästen herbeizulocken. Im ganzen aber verödete das Bad mehr und mehr, und nur die Sonntage, an denen es noch in den vierziger und fünfziger Jahren ein beliebter Ausflugsort für Halle, Leipzig und Merseburg blieb, täuschten durch den vorübergehenden Schein eines fröhlichen Gedränges. Da waren die Gasthöfe voll wie ehemals, Markt und Gassen durch eine Wagenburg fast gesperrt und die Promenade gefüllt mit wogenden Menschenmassen. Jetzt ist auch dies vorbei.

So ist denn Lauchstädt freilich kein Dornröschen, das etwa in einem Zauberschlafe läge, aus dem es über kurz oder lang wieder erwachen könnte, sondern es schläft den ganz gemeinen Todesschlaf. Eine Mumie aber läßt sich wohl konserviren, aber nicht zu neuem Leben galvanisiren. Leider ist Lauchstädt nicht sonderlich gut konservirt. Der Fremde, der mit empfänglichem Auge heute das Bad und seinen kleinen Park aufsucht und ein von sorglicher Hand gepflegtes Bild aus der Rokoko- oder Zopfzeit zu finden hofft, sieht sich getäuscht. Die alten Häuser und die alten Linden stehen noch, aber in den Duft der Lindenblüte mischt sich die poesielose Atmosphäre eines modernen Biergartens, und an der Thür des Kursaales, durch die einst so manche große Sängerin ein- und ausgegangen ist, hängt das Programm eines Konzerts, womit vielleicht am letzten Sonntag der Zitherklub einer benachbarten Großstadt das verehrungswürdige Sonntagsnachmittagspublikum entzückt hat.

Neben diesem Bilde versunkener Herrlichkeit aber ist es noch eine Vorstellung, die sich dem Besucher aufdrängt: Wie waren doch die Menschen vor hundert Jahren noch bescheiden und anspruchslos! Was ist der Park dieses Bades anders als ein kleiner Garten? Und doch genügte dies Plätzchen Hunderten der vornehmsten und reichsten Leute für den geselligen Verkehr

eines ganzen Sommers. Denn daß ſie dieſen Bezirk überſchritten haben ſollten, iſt nicht anzunehmen; den Staub der Landſtraße ſchluckte man damals gewiß ſo ungern wie heute. Und was ſind die Zimmer dieſer Häuſer anders als kleine Kämmerchen? Und doch haben Fürſten und Grafen, haben die größten Geiſter unſers Volkes vorlieb genommen mit dieſen Räumen und ſind zufrieden geweſen mit einem Komfort, mit dem ſich heute Gevatter Schneider und Handſchuhmacher nicht begnügen würden. Man ſagt zwar, daß geſteigerter Luxus immer mit geſteigerter Bildung und geſteigertem Glücksgefühl Hand in Hand gehe. Wir möchten dieſem Satze doch einen andern Satz gegenüberſtellen. Ein römiſcher Schriftſteller ſagt einmal von der geſchichtlichen Entwicklung der helleniſchen Kunſt: Omnia tunc meliora, quum minor copia, zu deutſch etwa: Alles war damals beſſer, höher, idealer, als der Aufwand — er meint den Aufwand an techniſchen Mitteln — geringer war. Uns war, als ſtünde dieſer Satz über den niedrigen Thüren, die einſt zu Goethes und Schillers beſcheidnen Zimmerchen führten.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

14Jan'60CF
REC'D LD
JAN 22 1960
3Jun61LC
REC'D LD
MAY 20 1961
26Sep'62JW
REC'D LD
JAN 15 1963
INTERLIBRARY LOAN
MAR 17 1993
UNIV. OF CALIF., BERK.

LD 21A-50m-4,'59
(A1724s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google